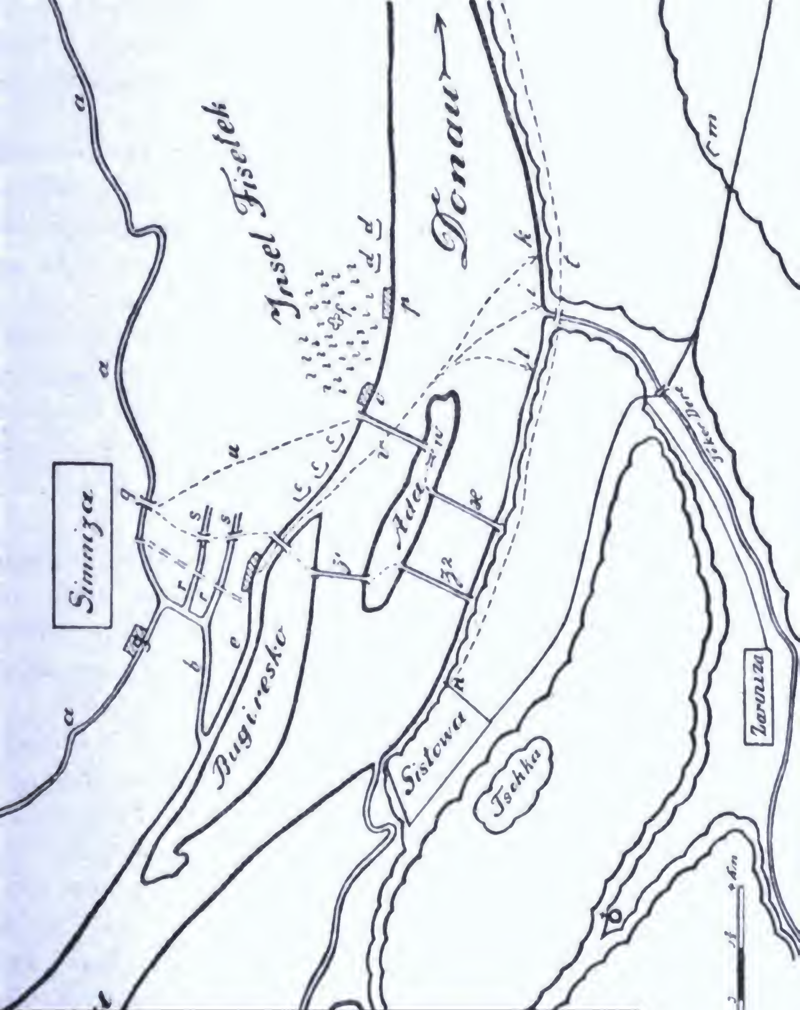


Monatshefte für Politik und Wehrmacht [auch Organ der ...


Dei
Sub Numine
Viget

Jahrbücher

für die

deutsche Armee und Marine.

Verantwortlich redigiert

von

G. von MARÉES
Oberstlieutenant z. D.

Vierundvierzigster Band.

Juli bis September 1882.

BERLIN.
RICHARD WILHELMI.
1882.

Inhalts-Verzeichnis.

I.

Der Feldzug der Zehntausend.

von

Ebeling,

Oberst z. D.

Vorwort.

Der Zug der Zehntausend ist von jeher sprichwörtlich berühmt gewesen und gewifs mit vollem Recht; er dürfte in der Geschichte nicht seines Gleichen haben. Eine Abtheilung, etwa in der Stärke einer heutigen Division, ohne Kavallerie, ohne technische Truppen, in Bezug auf Bekleidung und Transportmittel mangelhaft ausgerüstet, wird weit hinten in Feindes Land plötzlich durch Verrat ihres erprobten Feldherrn und ihres angesehensten Kommandeurs beraubt. Sie wählt aber aus ihrer Mitte neue Führer, unter denen die Hauptperson ein Mann ist, welcher den Krieg nur als gewöhnlicher Freiwilliger mitmacht und erreicht dann mit verhältnismäfsig geringem Verlust die Hunderte von Meilen entfernten Stammgenossen und zwar mitten durch unbekannte Länder und kriegerische Völkerschaften, trotz sehr überlegener feindlicher Heere, trotz aller Terrainhindernisse, welche Gewässer, unwegsame Gebirge und Wüsteneien bieten, trotz glühender Hitze und der noch viel schlimmeren ganz ungewohnten Kälte. — Man weifs nicht, soll man mehr die Kühnheit des Entschlusses oder die Energie der Ausführung, die Intelligenz und den Einflufs der Führung oder die selbstauferlegte Disciplin der Truppe bewundern! Es ist fürwahr ein glänzender Triumph der höheren Kultur der Griechen und ebenso des moralischen Elements im Kriege.

Es giebt über diesen merkwürdigen Zug zahlreiche Quellen aus alter und neuerer Zeit von Griechen, Römern, Deutschen, Engländern und Franzosen. Die wichtigste und die Hauptgrundlage aller anderen ist natürlich die Beschreibung Xenophons, des Augenzeugen und der

Hauptperson. Sie ist indessen lange nach den Ereignissen und wohl gröfstenteils aus dem Gedächtnifs geschrieben worden, läfst deshalb Manches unerklärt und enthält auch vage Behauptungen besonders in Bezug auf Entfernungen. In neuerer Zeit haben die Engländer Rannel und Ainsworth, im Jahre 1843 der deutsche Professor Karl Koch, der bekannte Schüler Ritters, Kleinasien und Syrien bereist und viele Einzelheiten festgestellt.

Bei dem vorliegenden Aufsatz, welcher versuchen soll, eine kurze Uebersicht des berühmten Zuges zu geben, sind hauptsächlich folgende Quellen benutzt: Xenophons Anabasis, erklärt von Rehdanz, — Uebersetzung der Anabasis mit Erklärungen von Forbiger; — der Feldzug der zehntausend Griechen von Hertzberg; — der Zug der Zehntausend von Karl Koch; — Geschichte des griechischen Kriegswesens von Rüstow und Köchly; — Webers grofses Geschichtswerk (bei der Einleitung).

Vorgeschichte Persiens.

Trotz der ursprünglichen Tapferkeit und Tüchtigkeit der Perser hatte das persische Reich nur eine sehr kurze Blütezeit. Der ungeheure Länderkomplex bestand aus lose aneinander gereihten Völkerschaften, welche durch die Eroberungen des Kyros und Kambyses zusammengebracht waren und später noch vermehrt wurden. Erst Dareios Hystaspis (521—485 v. Chr. G.) bemühte sich um die Organisation des Reiches, die aber von seinen Nachfolgern kaum weiter ausgeführt wurde. Nach Bewältigung gefährlicher Aufstände stellte er wenigstens eine gewifse gleichmäfsige Ordnung in der grofsen Masse von Ländern und Völkern her und zwar in Bezug auf das Verhältnis zum König, das Heerwesen und die Münze. Aufserdem that er viel für die Hebung von Handel und Verkehr durch Instandhaltung alter und Anlegung neuer Land- und Wasserstrafsen, durch Aufhebung aller Zölle im Innern des weiten Reiches. Besonders merkwürdig ist die Errichtung eines Regierungs-Postwesens, welches schon von Kyros begründet worden war und von Dareios weiter ausgeführt wurde. Auf den grofsen Kunststrafsen, welche die Hauptstädte verbanden, waren von drei zu drei Meilen Poststationen mit Herbergen und mit reitenden Boten errichtet, deren Schnelligkeit und Pünktlichkeit mit Recht die Bewunderung der Zeitgenossen erregte.*) Diese Einrichtungen waren zwar ursprünglich, für die

*) Nach Herodot zählte die grofse Heerstrafse von Susa nach Sardes auf einer Strecke von 450 Parasangen (2438 Kilometer oder 325 Meilen) 111 solcher Poststationen mit einer entsprechenden Anzahl befestigter Burgen. G. Ebers giebt in seiner „ägyptischen Königstochter“ eine ansprechende Schilderung einer solchen Poststation.

Regierung bestimmt, kamen aber zumeist dem allgemeinen Verkehr zu Gute.

Die Regierungsform in Persien war die absoluteste Despotie. Der Grofskönig (ὁ μέγας oder ὁ ἄνω βασιλεύς) wurde wie ein Gott verehrt. Ihm gegenüber waren alle Unterthanen Sklaven ohne gesetzliches Eigenthumsrecht. — Dareios teilte das Reich in zwanzig Provinzen, welche von Statthaltern, Satrapen, regiert wurden. Sie waren gröfstenteils Verwandte oder doch nahe Vertraute des Königs, sogenannte Tischgenossen. Der König verlangte von ihnen nur unbedingten Gehorsam und pünktliche Einzahlung der vorgeschriebenen Abgaben,*) ihren Unterthanen und ihres Gleichen gegenüber waren sie unbeschränkt. Das führte zu mafslosen Bedrückungen der Provinzen und zu beständigem Zank und Hader der Statthalter untereinander; sogar förmliche Kriege zwischen ihnen waren nichts Seltenes. Andrerseits aber lag bei der Machtstellung der Satrapen und bei der weiten Entfernung der Provinzen vom Königssitze doch auch der Verdacht recht nahe, dafs jene Lust verspüren möchten, sich unabhängig zu machen. Deshalb wurden sie beständig von Spionen, den sogenannten »Augen und Ohren des Grofskönigs« überwacht und jeder Schein eines solchen Strebens hatte die härtesten und grausamsten Strafen zur Folge.

Seltsamerweise wurden indessen bei diesem absoluten Regierungssystem die nationalen Eigenthümlichkeiten der unterworfenen Völker in Bezug auf Religion, Verfassung und Gesetzgebung möglichst geschont, einige behielten sogar ihre früheren Herrscher als Statthalter. So blieb trotz des furchtbaren Despotismus das Band, welches diese Masse von Völkerschaften vereinigte, ein loses, zumal auch das Heer kein festeres gab.

Allerdings war jeder Unterthan kriegspflichtig, Musterungsplätze waren über das ganze Reich vertheilt, und ein allgemeines Aufgebot konnte ungeheure Massen**) von Truppen zusammenbringen. Aber diese repräsentierten auch recht eigentlich das Völkergemenge, sie waren in Kleidung, Bewaffnung und Kriegsweise untereinander vollständig verschieden und der Mehrzahl nach nichts weiter als

*) Die Abgaben betrugen aufser ungeheuren Naturallieferungen etwa 100 Millionen Mark, nach dem heutigen Geldwerth wohl mehr als das Vierfache.

**) Beim Übergang über den Hellespont musterte Xerxes (nach Herodot) 1,700,000 M. Wie hoch man auch immer den ungeheuren Train berechnen mag, so darf man doch wohl annehmen, dafs sich in jener Zahl eine Million wirklicher Krieger befunden hat. — Im Gegensatz dazu ging Alexander der Grofse mit 35,000 M. über den Hellespont und verwendete zur Eroberung des ungeheuren Reiches im Ganzen 150,000 M.

rohe Massen. — Von diesen Truppen waren die Perser (vielleicht abgesehen von der Seemacht der kleinasiatischen Griechen und der Phönizier) am besten organisiert und bewaffnet, besonders die Leibwache des Grofskönigs und die 10,000 Unsterblichen, deren Name daher rührt, dafs sie immer vollzählig erhalten wurden. Die Perser bildeten denn auch den Kern des Heeres und zählten gewifs nach Hunderttausenden, aber schon die Schlacht bei Marathon (490) zeigte in eclatanter Weise, wie wenig auch sie trotz ihrer ungeheuren Ueberzahl der Intelligenz und der individuellen Kraftentfaltung der Griechen gewachsen waren und der weitere Verlauf der Perserkriege bestätigte das immer mehr. — Später wurden die Griechen wegen ihrer militärischen Ueberlegenheiten als Hülfstruppen überall gesucht, und sie selbst standen durchaus nicht an, den Barbaren als Söldner zu dienen, wie sie es bereits früher, namentlich in Aegypten, gethan hatten.

Unter allen persischen Königen hat es nur zwei wirkliche Herrschernaturen gegeben, Kyros und Dareios Hystaspis. Mit dem Tode des letzteren (485) beginnt schon der innere Verfall. Die mafslose Ueppigkeit des Hoflebens, welche von allen Vornehmen, besonders den Satrapen, nachgeahmt wurde; die Haremswirthschaft mit ihren Intriguen, ihren Palastrevolutionen, ihrem ganzen entnervenden Einflufs; das systematische Spionirsystem den Satrapen gegenüber; das Abweichen von der alten strengen Erziehung der vornehmen Jugend; das gänzliche Fehlen eines eigentlich sittlichen Haltes, denn die edle Ordnungslehre mit ihren hohen sittlichen Zielen war zu einem System von abergläubischen Satzungen und inhaltleeren Gebräuchen herabgesunken: — alles das führte bald zu völliger Entartung der Herrscher und der Vornehmen, während das Volk unter den Erpressungen der Satrapen verarmte und unter dem furchtbaren Despotismus einer stumpfen, trostlosen Apathie verfiel. Diese Erscheinungen haben sich übrigens bei allen despotischen Regierungen des Orients wiederholt.

Schon Xerxes, der Sohn des Dareios und Enkel des Kyros, wurde nach grauenhaften Excessen in seiner Familie in seinem Bett ermordet (465). — Ihm folgte sein Sohn Artaxerxes (Longimanus 465—425), der sich ziemlich vergeblich um Reformen in der Verwaltung und im Heerwesen bemühte. Seine 40jährige Regierung wurde durch gefährliche Aufstände in Aegypten und durch Streitigkeiten mit seinem Bruder Megabyzos beunruhigt. — Artaxerxes hinterliefs seinen Sohn Xerxes II. als berechtigten Thronfolger und von Nebenfrauen noch siebzehn Söhne. Von diesen liefs Sogdianos

den Bruder Xerxes nach 45 tägiger Regierung ermorden. — Gegen Sogdianos aber empörte sich wieder dessen Bruder Ochos (der Erlauchte), nahm ihn durch Verrat gefangen und liefs ihn in einem Aschenhaufen ersticken.

Ochos bestieg nun als Dareios II. (die Griechen gaben ihm den Beinamen Nothos, der Unächte, der Bastard) den Thron (424—404.) — Er mischte sich mit Erfolg in die Bürgerkriege der Griechen, liefs zunächst durch seine Satrapen Tissaphernes und Pharnabazos, später durch seinen Sohn, den jüngeren Kyros, die Athener aus den östlichen Gewässern vertreiben, machte die von Kimon befreiten griechischen Pflanzstädte wieder zinsbar und befestigte dadurch seine Macht in Kleinasien. Auch verhalf er den Spartanern durch seine wichtige Unterstützung an Geld und Schiffen wesentlich mit zum Siege in dem peloponnesischen Kriege. — Seine Regierung im Innern wurde dagegen durch mannigfache Aufstände schwer geschädigt und sein Haus von Mifsgeschick und Gräueln aller Art heimgesucht. Eine Hauptrolle spielte dabei seine schöne und kluge, aber höchst intriguante und grausame Gemahlin und Schwester, die Babylonierin Parysatis. Sie hat auch hauptsächlich den Bruderkrieg zwischen ihren beiden Söhnen herbeigeführt. Von diesen war der ältere, Arsakes, lange bevor sein Vater den Thron bestiegen hatte, geboren worden und galt deshalb wohl nicht für ganz vollbürtig*). Die Königin liebte diesen Sohn nicht, war mit seiner Gemahlin Stateira sogar tödlich verfeindet, welche sie schliefslich auch vergiften liefs. Dagegen war der jüngere Sohn, der schöne, ritterliche und glänzend begabte Kyros der erklärte Liebling seiner Mutter. — Parysatis bemühte sich indessen vergeblich ihren Gemahl zu bewegen, dafs er den im Purpur geborenen Kyros mit Uebergehung des Arsakes zum Thronfolger erklärte. Doch setzte die Königin es durch, dafs ihr Liebling im Alter von 16 Jahren (408) die Oberstatthalterwürde über Lydien, Phrygien und Kappadokien erhielt und zugleich den Oberbefehl über die gesammte Streitmacht Kleinasiens. Diese aufserordentliche, in Persien ganz ungewöhnliche Machtstellung wurde von dem überaus freigebigen und leutseligen Prinzen benutzt, sich einen grofsen Anhang zu verschaffen, besonders auch sich die Spartaner durch nachhaltige Unterstützung ihres Feldherrn Lysanders gegen die Athener (408) zu Freunden zu machen.

Im Jahr 404 war Kyros von seinem Vater an das Hoflager zu Thamneria in Medien berufen worden. Bald darauf starb Dareios,

*) Arsakes war also nicht im Purpur geboren (πορφυρογέννητος), wohl aber Kyros.

und Arsakes bestieg ohne Widerstand den Thron als Artaxerxes II. (mit dem Beinamen Mnemon, der Gedächtnifsstarke). — Tissaphernes, Satrap von Karien, ein erbitterter Feind des Kyros wufste sehr bald das äufserste Mifstrauen des neuen Königs gegen seinen Bruder zu erregen, indem er eine Verschwörung desselben gegen das Leben des Artaxerxes entdeckt haben wollte, ob mit Grund oder nicht steht dahin. Kyros wurde verhaftet und sollte hingerichtet werden. Doch auf die Bitten der verzweifelnden Mutter begnadigte der übrigens mehr schwache als gutmütige König nicht nur den Bruder, sondern setzte ihn auch unklugerweise in seine ganze frühere Stellung wieder ein. Voll Grimm über die ihm wiederfahrene Behandlung, auch wohl nicht ohne Furcht in Bezug auf die Zukunft — eine Furcht, welche bei den persischen Verhältnissen sehr berechtigt sein mochte — kehrte Kyros nach Sardes zurück. Von jetzt an sann er nur darauf, seinen Bruder vom Thron zu stofsen und sich desselben zu bemächtigen wahrscheinlich auf Betrieb, gewifs mit Wissen seiner Mutter. — Der Prinz verstand es indessen sein Vorhaben zu verbergen. Die von Susa zu seiner Ueberwachung geschickten Vertrauten des Grofskönigs wurden von ihm getäuscht oder gewonnen, der Athener Alkibiades aber, welcher damals als Verbannter bei Pharnabazes, dem Satrapen von Phrygien, lebte, wurde getödtet,*) bevor er seine Absicht ausführen konnte, dem König die gefährlichen Pläne seines Bruders mitzutheilen.

Durch gerechte und humane Herrschaft — etwas recht Ungewöhnliches bei persischen Satrapen — durch seine grofse Freigebigkeit und glänzende Ritterlichkeit wufste Kyros nicht nur die Bewohner seiner Provinzen, sowie vornehme Perser und Griechen an sich zu ziehen, sondern auch die griechischen Pflanzstädte in Kleinasien zu gewinnen. Diese besonders dadurch, dafs er sie gegen die Bedrückungen seines Todfeindes Tissaphernes schützte. Nach und nach verdrängte er denselben aus diesen Städten bis auf Milet, worin er ihn förmlich belagerte. Zugleich aber sandte er alle Abgaben auch von den griechischen Städten sehr reichlich und pünktlich nach Susa, wodurch das Mifstrauen des Grofskönigs eingeschläfert wurde. Die Hauptsache war dabei für den Prinzen, dafs diese Kämpfe mit dem Tissaphernes, sowie die Einfälle der räuberischen Pisidier und Mysier ihm Gelegenheit boten, ohne Verdacht zu erregen, sein Heer auf 70,000 Mann zu bringen, es an den Krieg zu gewöhnen und an seine Person zu fesseln. Die alten freundlichen

*) Auf Befehl des Pharnabazes, vielleicht auf indirekte Veranlassung des Kyros.

Beziehungen zu den Spartanern, damals den Herren Griechenlands, machten es ihm leicht, auch eine gröfsere griechische Söldnertruppe anzuwerben und damit seinem Heer einen festen Kern, ein Uebergewicht über andere Barbarenheere zu geben.

Griechenland. Was die Vorgeschichte der Griechen betrifft, so sei hier nur daran erinnert, dafs die furchtbare Gefahr der Eroberung durch die Perser die griechischen Volksstämme zu einer gewifsen nationalen Einheit gebracht hatte. Die kleinlichen Stamm- und Grenzfehden traten zurück, Eifersucht und Parteihader hörten auf. Die Erfolge der griechischen Waffen übertrafen alle Erwartungen, die wiederholten Angriffe der Perser wurden glänzend abgewiesen, und nach 21jährigen Kämpfen war die Gefahr der Knechtschaft von Griechenland definitiv abgewendet. Aufserdem waren der thrakische Chersonnes mit Byzanz, die Insel Kypros und die griechischen Küstenstädte in Kleinasien von der Herrschaft der Barbaren befreit worden. Aber die Eintracht war nur von kurzer Dauer. Schon wenige Jahre nach den Perserkriegen führten Gewaltmafsregeln Athens gegen kleinere Staaten einen Krieg mit Sparta und später mit Theben herbei. Der Friede des Perikles (445) beendigte zwar diese 20jährigen Kämpfe, aber der Neid der Spartaner auf den aufserordentlichen Aufschwung Athens, vor allem aber der prinzipielle Gegensatz beider Staaten, indem Sparta die Aristokratie, Athen die Demokratie vertrat, drängte mit zwingender Notwendigkeit zum Entscheidungskampf um die Hegemonie. Die Entscheidung brachte der peloponesische Krieg, welcher 27 Jahre (431—404) dauerte und auf alle griechischen Staaten einen sehr verderblichen Einflufs ausübte. Nach vielen Wechselfällen wurde schliefslich den Spartanern und damit der Aristokratie der Sieg zu Teil und zwar hauptsächlich durch eine höchst unglückliche Expedition der Athener gegen die dorische Colonie Syrakus, durch das schmähliche Parteitreiben in Athen mit seinem zersetzenden Einflufs auf die Truppe und durch die schon erwähnte bedeutende Unterstützung, welche die Spartaner unter ihrem tüchtigen Feldherrn und Staatsmann Lysandros seitens der Perser fanden.

Traurig war der Zustand Griechenlands nach dem Kriege: »allenthalben Parteikämpfe, Verfolgung und Flucht der Demokraten; allenthalben Ermüdung der Geister, Verwilderung der Gesinnung, Abnahme der poetischen und idealen Bestrebungen, Erschöpfung der Hoffnungen.«*) — Da war es wahrlich kein Wunder, noch dazu

*) Weber.

bei der Vorliebe, welche die Griechen von jeher für das Söldnerthum gehabt hatten, dafs viele den trostlosen Verhältnissen in der Heimat die angesehene und gewinnbringende Stellung vorzogen, welche ihnen der Dienst bei einem Fürsten vom Gepräge des Kyros wohl verheifsen konnte. So strömten auf den Werberuf politische Flüchtlinge, alte und junge Berufssoldaten, Abenteurer aller Art zusammen, im Ganzen jedoch kein schlechter Teil der Bevölkerung — es war durchaus noch nicht das wüste Landsknechtsgesindel einer späteren Zeit.

Das griechische Heer des Kyros. Unter den vornehmen griechischen Abenteurern, welche Kyros als Werber verwendete, war die hervorragendste Persönlichkeit der Spartaner Klearchos, ein tüchtiger Heerführer und strenger Soldat. Er hatte sich durch die Eroberung von Byzanz Ruf erworben, war aber später wegen seiner Unbotmäfsigkeit aus Sparta verbannt worden, vielleicht nur zum Schein, damit sein Aufenthalt am Hofe des Kyros nicht das Mifstrauen des Grofskönigs gegen Sparta errege. — Klearchos hatte mit dem Gelde des Prinzen 2000 Mann angeworben, mit denen er vorläufig die räuberischen Thraker bekriegte. — Der Parrhasier Xenias, welcher schon längere Zeit im Dienst des Kyros gestanden hatte, sammelte 4000 Mann gröfstenteils aus den Besatzungen der kleinasiatischen Küstenstädte — ferner die Strategen Menon, Päsion, Sokrates, Sosias, Sophänetos, Agias, Proxenos und Cheirisophos 7—8000 Mann, so dafs das griechische Heer des Kyros nahe an 14,000 Mann zählte.

Der Böotier Proxenos brachte seinen vertrauten Freund Xenophon als freiwilligen Begleiter mit. Xenophon war der Sohn des Gryllos, eines vornehmen Atheners, und wahrscheinlich 444 geboren. Schon früh schlofs er sich an den grofsen Philosophen Sokrates an, dessen eifriger Schüler und treuer Freund er wurde. Beide fochten mit Auszeichnung im peloponnesischen Kriege natürlich auf Seite der Athener. Ihre aristokratische Gesinnung und ihre Vorliebe für lakonische Zucht und Ordnung im Gegensatz zu dem wüsten Parteitreiben in Athen machte indessen nach dem Kriege beide, besonders den Xenophon, den Spartanern sehr geneigt. Ihm wurde der Aufenthalt in seiner Vaterstadt nach dem Sturze der sogenannten dreifsig Tyrannen und der Wiederherstellung der Demokratie vollends verleidet, und gern nahm er deshalb den Vorschlag seines Freundes Proxenos an, mit ihm zum Kyros zu gehen. — Der ruhmvolle Held des merkwürdigen Zuges war ein Mann von ungewöhnlicher Schönheit und Rüstigkeit des Körpers und von glänzender geistiger Begabung, in jeder Beziehung zum Heerführer befähigt. Bei grofser

Energie und Selbstverläugnung, besafs er in hohem Grade die Kunst Menschen zu behandeln und zu leiten, hatte eine bewunderungswürdige Einsicht in taktische Verhältnisse, besonders in Bezug auf die Verwendung der Truppen und war unerschöpflich an Hilfsmitteln aller Art. Er war damals etwa 43 Jahre alt, mufs aber durch seine ausgezeichnete Rüstigkeit einen viel jugendlicheren Eindruck gemacht haben.*)

Trotz des Söldnerwesens waren die militärischen Verhältnisse der Griechen damals in mancher Beziehung noch wenig entwickelt. Die Kavallerie — sie kommt überhaupt erst nach der Schlacht von Platäa vor — war ganz unbedeutend.**) Erst bei Agesilaos kam sie zu besserer, bei Epaminondas zu glänzender Verwendung. Bei dem griechischen Corps des Kyros gab es keine Kavallerie, nur Klearchos hatte eine Leibwache von 40 thrakischen Reitern, welche nach der Schlacht von Kunaxa zu den Persern übergingen. Später bildete Xenophon eine kleine Reiterschaar von 50 Mann.

Die Infanterie bestand aus drei Waffengattungen, Hopliten, Peltasten und Psilen (später Psileten genannt) oder Gymneten. — Die Hopliten (von *ὅπλον*, grofser Schild) trugen Helm, Harnisch, einen $4^1/_2$ Fufs hohen und $2^1/_2$ Fufs breiten Schild, als Waffen ein kurzes Schwert und eine 8 Fufs lange Stofslanze (*δόρυ*); die ganze Ausrüstung wog an 70 Pfund. Die Hopliten waren Vollbürger und bildeten das eigentliche Heer, die Phalanx.

Die Peltasten (von *πέλτη*, kleiner 2 Fufs hoher und 2 Fufs breiter Schild von Holz mit Leder überzogen) waren in jeder Beziehung leichter gerüstet und bewaffnet als die Hopliten. Sie trugen einen leinenen gesteppten Panzer mit Metallschuppen und neben dem Schwert einen oder mehrere Wurfspiefse (*ἀκόντιον*) von 3—5 Fufs Länge. Sie standen als zweites Treffen hinter der Phalanx oder auch auf den Flügeln und waren hauptsächlich bestimmt, den geschlagenen Feind zu verfolgen; Xenophon hat sie mannigfach und geschickt verwendet. Einige Jahre später bildete der Athener Iphikrates aus Peltasten eine sehr brauchbare und gefürchtete selbständige Truppe.

Die Gymneten oder Psilen (von *γυμνός* nackt und *ψιλός* kahl) waren ohne Schutzwaffen, führten Wurfspiefse, Bogen oder Schleudern und kämpften in aufgelöster Ordnung. Bei Xenophon sind Gymneten

---

*) So ist (Xenophon 2. 1. 13) die Anrede des Phalinos „*ὦ νεανίσκε*“ zu erklären.

**) Der Dienst bei der Kavallerie war nur wenig geachtet, anfangs wurden Sklaven dazu verwendet.

größtenteils kretische Bogenschützen und rhodische Schleuderer. Von letzteren errichtete er eine Schaar von 200 Mann.

Genau läßt sich die Stärke der einzelnen Waffen bei unsrer Söldnerschaar nicht angeben; wahrscheinlich bestand sie aus 11 bis 12000 Hopliten, 1100 Peltasten und 800 Gymneten. Später änderte sich dieses Verhältniß etwas zu Gunsten der Peltasten, wahrscheinlich weil Kyros mit seinem richtigen militärischen Blick die hervorragende Wichtigkeit dieser Waffe erkannte.

Die Truppen begleitete ein sehr großer Train. Zunächst hatten viele Hopliten Diener, welche auf Märschen den 28—30 Pfund schweren Schild ihrer Herren zu tragen hatten. Dazu kam ein großer Troß von Wagen, von Zug- und Lastthieren für die Lederzelte und mannigfaches Gerät und, da der Soldat sich selbst verpflegen mußte, eine große Zahl von Marketendern und Händlern aller Art, ein förmlicher wandernder Markt. Auch an Weibern, Buhldirnen und Knaben (dieser widerlichen Zugabe) fehlte es nicht. Das Ganze hatte also manche Aehnlichkeit mit unseren Landsknechtheeren. Um so merkwürdiger sind die häufig vorkommenden starken Märsche z. B. unter sehr schwierigen Verhältnißen in der mesopotamischen Wüste in 13 Tagen 90 Parasangen = 586 klm oder 65 Meilen.

Die Söldner waren größtenteils in ihren Heimatsorten angeworben und bildeten Hauptabtheilungen von sehr ungleicher Stärke. Die Werber waren zugleich die eigentlichen anerkannten Vorgesetzten. Oberwerber waren die Strategen oder (nach Rüstow und anderen) Obersten, Unterwerber die Lochagen oder Hauptleute. Außerdem gab es noch Unterstrategen (Oberstlieutenants) und Unterlochagen (Lieutenants), welche von den Strategen und Lochagen zu ihrer Unterstützung und Vertretung gewählt wurden. Kleine Abtheilungen wurden von ihren Flügelleuten geführt. — Die Strategen hatten untereinander zwar gleichen Rang, doch gab der höhere Kriegsruhm ein entschiedenes Uebergewicht. So war bei unserer Truppe der wegen seiner Strenge und Schroffheit nicht beliebte, aber wegen seiner Tüchtigkeit und Kriegserfahrung hochgeachtete Klearchos nach dem Tode des Kyros der anerkannte Feldherr.

Der gewöhnliche Monatssold des Hopliten scheint einen Dareikos*) betragen zu haben, die Lochagen erhielten das Doppelte, die Strategen das Vierfache. Wenn das Geld auch damals wohl mehr als

---

*) Persische Goldmünze. Die Berechnung des Werthes nach unserem Gelde schwankt bei den verschiedenen Schriftstellern zwischen 5—7 Thalern.

den vierfachen Werth des heutigen hatte, so war der Sold — ganz abgesehen von dem höchst kärglichen der Offiziere — doch nur gering, da der Soldat nicht nur für die Verpflegung, sondern auch für die kostspielige Ausrüstung*) selbst sorgen mufste. Deshalb waren Extrageschenke sehr gewöhnlich und gelegentliche Plünderungen selbstverständlich. Die Leitung der Truppen im Gefecht war damals noch in ihrer Kindheit. Gerade auf Xenophon fällt der Ruhm der erste griechische Feldherr gewesen zu sein, welcher die Truppen nach den jedesmaligen Umständen und dem Terrain entsprechend verwendet hat. — Unter Taktik verstanden die Griechen, was bei uns unter den Begriff des Exercierens fällt, und zwar nur Exercitium der Phalanx. Dieses war übrigens sehr zweckentsprechend. Gefechtsstellung und Marschformation, der Uebergang von einer zur andern, Schwenkungen aller Art, Aufmärsche und Contremärsche, Abbrechen und Glieder doublieren — alle diese Bewegungen waren einfach und waren gut eingeübt, ebenso die Griffe. — Uebung in Handhabung der Waffen, besonders aber eine ganz vorzügliche Ausbildung in der Gymnastik war ein wesentlicher Teil der allgemeinen Erziehung der Griechen. — Ihre aufserordentliche Ueberlegenheit über die Barbaren beruhte also damals auf der guten Exercierdisciplin und auf der ausgezeichneten Gewandtheit und Tüchtigkeit des einzelnen Mannes, wozu allerdings noch als Hauptfactor die gröfsere Intelligenz und der höhere moralische Werth der Truppen zu rechnen ist.

Die Gefechtsstellung war die Phalanx, die taktische Einheit der Lochos von 100 Mann. Er wurde in zwei Züge, Pentekostyen und vier Halbzüge, Enomotien, getheilt. Die Contingente der einzelnen Strategen — wie bereits erwähnt, von sehr verschiedener Stärke — wurden in der Phalanx lochenweise nebeneinander gestellt, der Lochos gewöhnlich (die vier Enomotien hintereinander) mit 12 Mann Front und 8 Mann Tiefe. Es konnte aber auch leicht eine Tiefe von 16 Mann, von 12 Mann oder wie z. B. bei einer grofsen Parade vor Kyros von 4 Mann hergestellt werden. — Die Stellung in der Phalanx war mehr oder weniger geschlossen mit einem Raum von 3—6 Fufs im Quadrat für den einzelnen Mann. Bei dieser Geschlossenheit schützte die gute Rüstung der Hopliten vollkommen gegen Wurfgeschosse, welche damals nur auf höchstens 100 Schritt, gewöhnlich auf sehr viel geringere Entfernung wirksam waren. Sogar Reiterangriffe erschienen wenig gefährlich. — Die Phalanx war recht eigentlich eine Angriffskolonne, deren Stofs im günstigen

*) Sie kostete 8 Dareiken = 40—56 Thaler.

Terrain den Barbaren gegenüber unwiderstehlich war. Aber günstiges d. h. ebenes Terrain war auch durchaus erforderlich, und gerade darin lag der grofse Mangel der Phalanx, welcher sich bei dem späteren Rückzug der Griechen durch coupiertes und gebirgiges Terrain sofort zeigte. Xenophon suchte mit grofsem Geschick dieser Formation auf mannigfache Weise abzuhelfen, wobei ihm die für griechische Heere grofse Zahl von Leichtbewaffneten sehr zu Statten kam. Besonders verwendete er den Lochos wiederholt recht zweckmäfsig als selbständige Compagniekolonne. — Von dem Rückzug der Zehntausend datiert überhaupt der Umschwung in der Taktik der Griechen, welche unter Alexander dem Grofsen, Eumenes und Pyrrhos ihre höchste Ausbildung erlangten. — Ueber die Handhabung der Disciplin wissen wir nur wenig, jedenfalls waren Prügel, Faust- und Stockschläge nichts Ungewöhnliches.

Das persische Heer des Kyros bestand nach Xenophon aus 100,000 Mann, darunter 3,000 Reiter. Die Infanterie war in Abtheilungen von 100, 1000 und 10,000 Mann, die Reiterei in Schwadronen von 64 Mann formiert. 600 auserlesene und vortrefflich ausgerüstete Reiter bildeten die Leibwache des Prinzen, die Tischgenossen sein glänzendes Gefolge.

Der Kriegsherr selbst, der jüngere Kyros, besafs neben seiner Ritterlichkeit grofse staatsmännische Einsicht und die hohe kriegerische Begabung seines grofsen Ahnherrn, dessen Namen er trug. — Sein Unternehmen hatte viel Aussicht auf Erfolg. An Thronstreitigkeiten in der königlichen Familie waren die Perser gewöhnt; ihnen erschien der in Purpur geborene Prinz, welcher seinen stumpfen und kläglichen Bruder so weit überragte, durchaus nicht ein blofser Usurpator. Dazu kam der Anhang, den er sich bereits erworben hatte, und der mächtige Einflufs seiner energischen Mutter. Allerdings waren glänzende militärische Erfolge für ihn durchaus nöthig, aber auf diese glaubte er es, besonders mit Hülfe seiner griechischen Truppen, über den unfähigen König sicher rechnen zu dürfen.

Die Heerfahrt nach Babylon.

Im Frühjahr 401 hatte Kyros seine Vorbereitungen beendet, er glaubte den grofsen Schlag wagen zu können. Am 6. März brach er von seiner Hauptstadt Sardes mit dem Heere auf. Der eigentliche Plan, die Entthronung des Grofskönigs, wurde sorgfältig geheim gehalten; nur wenige Vertraute, von den Griechen wohl allein Klearchos, wufsten darum. Als Vorwand diente wieder die Bekämpfung der räuberischen Pisidier, Mysier und Bykaonier, welche diesmal gänzlich unterworfen werden sollten. Aber Tissaphernes,

der Todfeind des Prinzen, liefs sich nicht täuschen; er eilte sofort zum Artaxerxes und veranlafste denselben auch zu grofsen Rüstungen, welche indessen nur ungeheure Massen zu den Waffen riefen, sonst aber ganz planlos waren. Zunächst sammelte der königliche Feldherr Abrokomas am Euphrat ein Heer von 300,000 Mann; den Marsch des Prinzen aufzuhalten oder auch nur ernstlich zu stören, geschah nichts.

Kyros marschierte über Kolossä, an der pisidischen Grenze entlang, nach der grofsen und reichen Stadt Kelänä, der Hauptstadt von Phrygien, wo er einen Monat blieb und die Organisation seines Heeres vollendete. Dort stiefsen noch 3,300 Mann griechische Truppen unter Klearchos, Argias und Sofias zu ihm*). — Von Kelänä ging der Marsch nach Keramon Agora (Töpfermarkt) und dann südlich nach Ikonien, immer um das pisidische Gebirge herum. Unterwegs in Kaistrupedien kam die schöne Epyaxa, Gemahlin des Syennesis oder Statthalters von Kilikien, zum Kyros. Sie brachte grofse Geldgeschenke mit, welche den Prinzen aus einer peinlichen Verlegenheit befreiten, indem sie ihn in den Stand setzten, den seit Monaten rückständigen Sold an die griechischen Truppen zu bezahlen. Der Epyaxa zu Ehren wurde eine grofse Parade abgehalten, bei welcher sämtliche griechische Truppen in purpurnen Leibröcken und vortrefflicher Rüstung erschienen. Sie waren, wie schon erwähnt, in Front mit 4 Mann Tiefe aufgestellt und zeigten ihre ausgezeichnete Exerzierdisciplin in einem prächtigen Scheinangriff mit Hurrah (ἐλελεῦ), welcher zum grofsen Ergötzen der Griechen den Barbaren einen gewaltigen Schrecken einjagte.

Von Ikonien ging es in fünftägigem Marsch durch das Gebiet der räuberischen Lykaonier, deren Dörfer verwüstet wurden. Dann verliefs Epyaxa den Prinzen. Sie wurde von 1,000 Hopliten unter Menon begleitet, welche unter dem Vorwand einer Ehrengarde die wichtigen kilikischen Pässe, die sehr leicht zu verteidigenden »Pforten des Tauros« (heute Pafs von Güleck Boghaz) umgehen sollten. — Der schlaue Syennesis spielte nämlich doppeltes Spiel. Schon der Besuch der Epyaxa beweist, dafs er sich dem Kyros gern gefällig zeigen wollte, um von dessen etwaigem Siege Vorteil zu ziehen. Aber er wollte sich auch nicht zu früh bei dem Grofskönig compromittieren. So liefs er sich denn zwingen, einerseits durch Menon's Marsch und andererseits durch die Nachricht von der Ankunft der

*) Nach Xenophon wurden 11,000 Hopliten und 2,000 Leichtbewaffnete, Peltasten und Gymneten, gemustert.

persisch-lakedämonischen Flotte des Kyros bei Issos, beides recht klägliche Vorwände. Der Prinz fand demnach den überaus wichtigen Pafs über den Tauros unbesetzt und konnte Anfang Juni in Tarsos, die Hauptstadt von Kilikien, einrücken, welche der Syonnesis bereits geräumt hatte. Durch Vermittelung der Epyaxa wurde dann noch ein Abkommen geschlossen, nach welchem Kyros gegen bedeutende Geldsummen Schonung des Gebiets zusagte. Zugleich aber gab der Syennesis dem Grofskönig genaue Nachricht über das Heer dez Prinzen und betheuerte, dafs er nur der Gewalt gewichen sei.

In Tarsos konnte natürlich von einem Zuge gegen die Pisidier nicht mehr die Rede sein; der neue Vorwand war die Bekriegung des Abrokomas. Das führte zu einem sehr gefährlichen Aufstand der durch die lange systematische Täuschung erbitterten griechischen Truppen. Sie wurden indessen endlich von Klearchos beschwichtigt, welcher ihnen klar zu machen wufste, dafs sie sich schon zuweit eingelassen, dafs sie keine Aussicht hätten, gegen den Willen des Kyros in die Heimat zurückzukehren, dafs sie als Feinde des Prinzen wahrssheinlich rettungslos verloren seien. Dazu kam die Zuneigung, welche der leutselige Fürst bereits erworben hatte, die Erhöhung des Soldes um die Hälfte und die Zusage glänzender Belohnungen.

In starken Märschen ging es nun über den Tauros von Malatia durch den Pafs »der Amanischen Thore« (heute Kara Kapu) nach Issos*), wo die Verbindung mit der 60 Segel starken Flotte hergestellt wurde und der Spartaner Cheirisophos mit 700 Mann zur Armee stiefs. Aufserdem kamen noch 400 griechische Hopliten, welche vom Heere des Abrokomas desertiert waren, zum Kyros. — Der Marsch wurde unmittelbar an der Küste fortgesetzt, um eine Unterstützung durch die Flotte möglich zu machen. Aber diese war überflüssig, denn weder die Sperrforts noch der schwierige Pafs über den Amanos, das »Syrische Thor« (heute Pafs von Bailan) waren vom Feinde besetzt. Abrokomas zog sich ohne Weiteres hinter den Euphrat zurück, und der Prinz konnte ungehindert in die syrische Stadt Myriandros einrücken (am 3. Juli). Dort entflohen zur See die Strategen Xenias und Päsion, welche über die Bevorzugung des Klearchos von Seiten des Prinzen erbittert waren.

In Rücksicht auf ihre früheren Dienste liefs Kyros sie nicht verfolgen und gab auch ihre Familien frei, was auf die griechischen Truppen einen sehr guten Eindruck machte.

---

*) Ankunft den 28. Juni

Am 22. Juli wurde der Euphrat bei der grofsen Stadt Thapsakos erreicht, wo Abrokomas wenigstens die Transportmittel zerstört hatte. Indefs konnte der Flufs ohne grofse Schwierigkeit durchwatet werden. — In Thapsakos wurde den Truppen endlich der eigentliche Zweck des Unternehmens mitgeteilt. Ueberrascht wurden die Griechen dadurch nicht mehr. Von einem Rückmarsch gegen den Willen des Kyros konnte jetzt natürlich noch weniger die Rede sein, als in Tarsos; dagegen liefs der bisherige glänzende Erfolg das ungehinderte Vordringen auf so weite Entfernungen und durch die schwierigsten Terrainhindernisse, das ganze Unternehmen im günstigsten Licht erscheinen. Neue grofsartige Versprechungen (beim Einrücken in Babylon 5 Silberminen, etwa 140 Thaler für jeden Mann) gewannen die Truppen vollends. Uebrigens war der Stratege Menon*) mit seiner Abteilung sofort über den Strom gegangen ohne die Erklärung der übrigen Griechen abzuwarten.

Der Marsch ging am linken Ufer des Euphrat weiter. Das wüste südwestliche Mesopotamien**) wurde trotz aller Terrainhindernisse, trotz Mangel an Lebensmitteln und Wasser, trotz des ungeheuren Trosses unter der vortrefflichen Leitung des Kyros bewundernswürdig schnell und glücklich durchschritten. — Gegenüber der am rechten Ufer des Euphrat gelegenen grofsen Stadt Charmanda wurde eine längere Erholungspause gemacht. Um sich aus der Stadt Lebensmittel zu holen, gingen die Soldaten bei dem Mangel an Fahrzeugen auf ihren ausgestopften Lederzelten und auf aufgeblasenen Schläuchen über den Strom. — Während dieser Ruhe entstand durch die Schroffheit des Klearchos ein sehr ernster Konflikt zwischen seinen Truppen und denen des Menon. Glücklicherweise wurde durch den Strategen Proxenos der offene Kampf verhindert; später gelang es dem Kyros selbst, durch vernünftige Vorstellungen den Streit beizulegen, doch dauerte die Feindschaft zwischen den beiden Führern fort.

Bald darauf wurde in der nächsten Umgebung des Fürsten ein Verräther entdeckt, der Tischgenosse Orontes, welcher dem König eine auserlesene Reiterschaar von der Armee des Prinzen zuführen wollte. Orontes hatte schon vor Jahren gegen Kyros intriguiert, war aber von diesem begnadigt worden. Jetzt wurde er vor ein

*) Der Thessalier Menon war nach Xenophon ein listiger, geldgieriger, höchst unzuverlässiger Mann — ein echter Bandenführer. Er war mit dem persischen Feldherrn des Kyros, Ariãos, sehr befreundet und stand später bei dessen Abfall geradezu im Verdacht des Verraths.

**) Damals Arabia genannt.

Kriegsgericht gestellt, an welchem auch Klearchos teilnahm, zum Tode verurteilt und wahrscheinlich lebendig begraben.

Ende August gelangte das Heer endlich bei Pylä, (wahrscheinlich einer Grenzfestung) an die babylonische Grenze und rückte dann in kleinen Märschen durch die fruchtbare, vortrefflich angebaute Tiefebene Mesopotamiens bis an die medische Mauer vor. Diese Mauer, ein ungeheures Bauwerk von 20 Fuſs Breite und 100 Fuſs Höhe war schon vor Jahrhunderten gegen die Einfälle der Meder errichtet worden und zog sich vom Tigris (etwa in der Gegend von Opis) bis in die Nähe des Euphrat. Um den freien Raum zwischen der Mauer und diesem Fluſs abzusperren, hatte Artaxerxes einen 12 Parasangen (65 Klmtr) langen, 30 Fuſs breiten und 18 Fuſs tiefen Graben ziehen lassen, nur am Euphratufer war ein Raum von 20 Fuſs Breite freigelassen. Dieser Graben war die einzige Verteidigungsmaſsregel, welche der König gegen den Angriff seines Bruders angeordnet hatte. Aber auch dieser gewaltige künstliche Terrainabschnitt wurde nicht verteidigt, er war nicht einmal besetzt — ein charakteristischer Beweis für die gänzliche militärische Unfähigkeit des Königs und seiner Rathgeber.

Nach Xenophon rückte Kyros mit der Armee durch den 20 Fuſs breiten Raum. Es kann das aber nicht wörtlich verstanden werden, da es ja absolut unmöglich gewesen wäre, ein Heer von 100,000 Mann mit einem ungeheuren Troſs durch ein so enges Défilé zu bringen. Gewiſs wurde ein entsprechender Teil des Grabens zugeschüttet, was ja auch ohne weiteres geschehen konnte, da derselbe nicht besetzt war.

So erreichte am 3. September das Heer des Prinzen die Ebene von Kunaxa (etwa 400 Meilen von der jonischen Grenze entfernt) und damit das Schlachtfeld. — Bei den Griechen hatte sich schon die Ansicht verbreitet, daſs es gar nicht mehr zur Schlacht kommen werde, aber bald wiesen alle Anzeichen darauf hin, daſs der Groſskönig sich endlich seinem Bruder entgegenstellen werde, um wenigstens die reiche Hauptstadt Babylon zu schützen; zahlreiche Ueberläufer bestätigten dies.

Die Schlacht bei Kunaxa.

Kyros hatte vor dem Passieren des Grabens noch eine Musterung abgehalten, wobei den Griechen wieder glänzende Belohnungen im Falle des Sieges verheiſsen wurden. Nach Xenophon zählte das griechische Corps 10,400 Hopliten und 2500 Leichtbewaffnete, hatte also nach 6monatlichem Marsch, der zum Teil unter recht ungünstigen Verhältnissen ausgeführt worden war, und nach Kämpfen

mit Lykaoniern und Kilikiern den verhältnismäfsig geringen Verlust von 11—1200 Mann gehabt. — Das persische Heer des Prinzen war 100,000 Mann stark (nach Diodor, welcher vielleicht den Train abrechnet, nur 70,000 Mann.)

Das Heer des Königs wird — gewifs ungeheuer übertrieben — auf 1,200,000 Mann angegeben. Zunächst fehlte Abrokomas mit seinen 300,000 Mann, welcher, man weifs nicht weshalb, erst fünf Tage nach der Schlacht bei Artaxerxes eintraf. Auch andere grofse Aufgebote kamen noch viel später, dann gingen zahllose Schaaren für den Hofstaat und Train aller Art ab. Die Schätzung des Griechen Ktesias, welcher den Grofskönig als Leibarzt begleitete, von 400,000 Kombattanten für das königliche Heer dürfte ziemlich richtig sein. Auch das war immerhin eine gewaltige Uebermacht, welche, besonders wenn es in einer Ebene wie bei Kunaxa zur Schlacht kam, sehr gefährlich werden konnte.

Als die Armee des Prinzen gegen jede Erwartung sogar das Grabendéfilé ungehindert passiert hatte, scheint sie sich grofser Sorglosigkeit hingegeben zu haben, wenigstens wurden sogar die Griechen durch die plötzliche Nachricht von dem Anmarsch des Königs vollständig überrascht. Indessen wurde die Verwirrung noch rechtzeitig beseitigt, und das Heer zur Schlacht aufgestellt. Die Griechen unter Klearchos bildeten den rechten Flügel und standen unmittelbar am Euphrat*), Kyros selbst führte an der Spitze seiner Leibgarde das Centrum und der Perser Ariäos den linken Flügel. — Bald nach Mittag näherte sich das königliche Heer bis auf 2 oder 3,000 Schritt. Der Grofskönig mit seinem glänzenden Gefolge und 6,000 Reitern hielt in der Mitte. Diese Mitte überflügelte aber schon den linken Flügel des Gegners.

Kyros, welcher die persischen Anschauungen kannte und sehr wohl wufste, dafs ein erfolgreicher Angriff auf den König selbst von entscheidender Bedeutung sein könnte, befahl, dafs die Griechen sofort zum Sturm auf das feindliche Centrum vorgehen sollten. Allein dem Klearchos erschien das zu kühn. Er wollte die Deckung seiner rechten Flanke durch den Euphrat nicht aufgeben, wie die Griechen überhaupt immer die rechte Seite, welche durch den Schild nicht geschützt wurde, zu decken suchten. Leider verzichtete Kyros darauf, seine gewifs richtigere Ansicht gegen den alten, erfahrenen Feldhauptmann durchzusetzen. So griff Klearchos mit der Phalanx unter donnerndem Eleleu den linken Flügel des Feindes an. Die

*) fast senkrecht zu diesem Flufs.

Barbaren hielten den Stofs nicht aus, sondern zerstoben in wilder Flucht. Den persischen Sichelwagen, welche von ihren Führern gröfstenteils verlassen waren, wichen die Griechen geschickt aus und verfolgten heftig die Fliehenden, unter denen sie ein grofses Blutbad anrichteten. Sie selbst sollen nur einen einzigen Mann durch einen Pfeilschufs verloren haben.

Als der König sah, dafs die gefürchteten Griechen in Verfolgung ihres Sieges das Schlachtfeld verliefsen, ordnete er eine grofse Linksschwenkung des Centrums und des rechten Flügels an, um das persische Heer des Kyros mit der ganzen Uebermacht umfassend anzugreifen und zugleich den Griechen in den Rücken zu kommen. Der Prinz jedoch erkannte sofort die drohende Gefahr. An der Spitze seiner Leibwache stürzte er sich in unwiderstehlichem Angriff auf das feindliche Centrum, zersprengte die 6,000 Reiter, verwundete den König und warf ihn vom Pferde. Aber da ereilte ihn sein Geschick. Er trug an diesem Tage statt des schützenden Helms die persische Königs-Tiara, so traf ihn ein Pfeilschufs tödtlich ins Auge — er sank vom Pferde und verschied. Die wenigen Begleiter des Prinzen — die Leibwache verfolgte die fliehenden Reiter — wurden nach tapferster Gegenwehr überwältigt. Artaxerxes liefs dem Leichname den Kopf und die rechte Hand abhauen. — So endete der heldenmüthige, glänzend begabte Fürst, der, wenn ihm sein Plan geglückt wäre, Persien vielleicht wieder zu hoher Machtstellung gebracht hätte. Deshalb war sein Tod für Griechenland kein Unglück, desto trauriger aber für seine griechischen Truppen. Bemerkt sei noch, dafs alle, welche an dem Tode des Kyros irgend beteiligt waren, später der Rache der furchtbaren Parysatis zum Opfer fielen.

Der Fall des Prinzen entmutigte seine persischen Truppen gänzlich, zumal auch Ariäos verwundet worden war. In wilder Eile flohen sie nach dem Lager, welches von den königlichen Truppen mit leichter Mühe erobert und geplündert wurde. Auch das griechische Lager konnte trotz der tapferen Verteidigung der Lagerwache nicht gehalten werden, aber Boten riefen den Klearchos, welcher den Feind 5—6 Klmtr verfolgt hatte, sofort zurück. Als der griechische Feldherr Kehrt gemacht hatte (wahrscheinlich durch Contremarsch der einzelnen Kontingente), sah er von weitem ungeheure Massen des Barbarenheeres gegen sich anrücken, welche natürlich zumeist den rechten Flügel, der jetzt in der Luft stand bedrohten. Klearchos lies deshalb linksum machen, die Tête rechts schwenken und somit am Euphrat entlang marschieren, dafs das

ganze Heer auf Halt! — Front! den Flufs als Rückendeckung hatte. Das persische Heer wollte dagegen eine Rechtsschwenkung machen, wurde aber während derselben von der Phalanx angegriffen und zwar mit demselben glänzenden Erfolg wie einige Stunden früher. Als grofse Reitermassen die Griechen in der Verfolgung aufhalten wollten, richtete sich der Angriff auch gegen sie. Sie zerstoben wie das Fufsvolk, die ganze weite Ebene war mit fliehenden Barbaren bedeckt.

So endete die denkwürdige Schlacht bei Kunaxa. Die Griechen hatten keinen nennenswerten Verlust, das Heer des Kyros soll 3000 Mann, das des Königs 9000 Mann verloren haben, doch sind diese Angaben wenig zuverlässig.

Als die siegreichen Griechen in das Lager zurückkehrten, fanden sie dasselbe geplündert, wodurch empfindlicher Mangel an Nahrungsmitteln entstand. — Von dem Tode des Kyros hatten sie keine Ahnung. Erst am andern Morgen erhielten sie durch Boten des Ariäos die niederschmetternde Nachricht. Mit einem Schlage waren nun nicht nur alle glänzenden Aussichten auf die Zukunft dahin, sondern es kam auch augenscheinlich die ganze Existenz in Frage. Doch verzagten sie in dieser kritischen Lage nicht. Als bald darauf Gesandte des Grofskönigs unter den schwersten Drohungen Niederlegung der Waffen verlangten, wurde diese Aufforderung mit der gröfsten Entrüstung zurückgewiesen. In der Nacht freilich entfloh der Thraker Miltokythos mit der kleinen Reiterschaar und 300 thrakischen Hopliten zum Artaxerxes.

Klearchos, seit dem Tode des Kyros der anerkannte Oberfeldherr der Griechen, führte nun sofort das Corps dem Ariäos zu, welcher den früheren Lagerplatz vom 2. September (also dem Tage vor der Schlacht) wieder bezogen hatte. Unter den feierlichsten Formen wurde zwischen Ariäos und den Griechen ein Vertrag abgeschlossen, in welchem sich beide Parteien zu treuester Unterstützung für den Rückmarsch nach Jonien verpflichteten. Zunächst kam man überein, dafs der frühere Weg durch die Wüste und durch die schwierigen Pässe zu vermeiden sei. Es wurde demgemäfs die nordöstliche Richtung dem Tigris zu eingeschlagen, dessen reiche Landschaften Aussicht auf gute Verpflegung boten.

Unterhandlungen und Verrätherei der Perser.

Die königliche Armee war seit der Schlacht ganz unthätig gewesen. Jetzt wurde man im Hoflager durch die Marschrichtung des Feindes sehr beunruhigt. Zwar fürchtete man wohl kaum eine Wiederaufnahme der Pläne des Kyros, weil es an einem Präten-

denten*) fehlte, um so mehr aber, dafs die gefürchteten Griechen in dem fruchtbaren Lande sich dauernd festsetzen könnten. Deshalb liefs der König durch seinen Schwiegersohn Orontas und den listigen Tissaphernes (immerhin die bedeutendste Persönlichkeit unter den Rathgebern des Artaxerxes) einen Waffenstillstand anbieten, der auch nach einigen von Klearchos geschickt geleiteten Verhandlungen angenommen wurde. Auch dieser Vertrag wurde auf die feierlichste Weise durch die heiligsten Eide bekräftigt. Nach demselben sollten die Truppen des Klearchos und des Ariäos ungehindert nach Jonien zurückkehren, sie sollten Wegweiser und die nötigen Lebensmittel erhalten, diese jedoch auf ihre eigenen Kosten, und verpflichteten sich dagegen, sich aller Feindseligkeiten zu enthalten. Bald zeigte sich indessen, dafs der Vertrag von Seiten der Perser nur eine Falle war, um die Griechen sicher zu machen.

Zunächst allerdings führte Tissaphernes das griechisch-persische Heer in reiche Dörfer, wo die Truppen drei Wochen blieben und sich von den Strapatzen erholen konnten. Auf dem Marsche hatte sich die tüchtige Führung des Klearchos, sowie die Anstelligkeit und Gewandtheit seiner Truppen in der schnellen Ueberbrückung der vielen Kanäle, welche das Gelände durchzogen, wieder glänzend bewährt.

Die lange Ruhepause dagegen wurde von dem königlichen Hofe benutzt, um den Ariäos und sein Heer zum Abfall von den Griechen zu bewegen. Es gelang dies leicht durch das Versprechen voller Verzeihung des Grofskönigs für alle, welche an dem Aufstande des Kyros theilgenommen hatten. — Bald erregte das veränderte Benehmen der verbündeten Perser so sehr das Mifstrauen der Griechen, dafs sie bei Fortsetzung des Marsches immer die Distance einer Parasange (5,4 klm) von jenen einhielten und stets schlagfertig blieben.

Der Marsch ging nun weiter an den Tigris, welcher am 5. Oktober bei Sitaku auf einer Schiffbrücke überschritten wurde, ebenso einige Tage später bei der Stadt Opis der Physkos, welcher dort in den Tigris fällt, und am 18. Oktober wurde ein anderer grofser Nebenflufs, der Zabatos (heute der grofse Zab oder Zab-Ala) erreicht. — Unterwegs hatte Tissaphernes den Griechen blühende Dörfer der Königin Parysatis zur Plünderung überwiesen, sowohl

*) Ariäos hatte das Anerbieten der Griechen, ihn selbst nach dem Tode des Kyros auf den Thron zu setzen, entschieden zurückgewiesen. Er wufste sehr wohl, dafs in Persien ein Kronprätendent nur aus der Familie der Achämeniden denkbar war.

aus Hafs gegen diese, als auch um den Griechen eine gefährliche Feindin zu erwecken.

Die Katastrophe.

Mittlerweile war die Lage der Griechen höchst precair geworden. Ariäos hatte sich mit seinen Truppen während des Marsches ganz an die Heere des Tissaphernes und des Orontas angeschlossen. Zu diesen drei persischen Heeren war nach dem Uebergang bei Opis noch ein viertes gestofsen, welches ein Halbbruder des Artaxerxes führte. Wo Griechen und Perser zusammentrafen, gab es erbitterten Streit, die Haltung der Perser wurde von Tag zu Tag feindseliger. Nicht nur die Strategen sondern auch die Soldaten erkannten vollkommen das Gefährliche ihrer Lage. Dazu kam noch die zweideutige Haltung des Menon, welcher mit seinem intimen Freunde Ariäos in naher Verbindung blieb und Alles that, um seinem Feinde Klearchos bei Persern und Griechen zu schaden. Es ist nicht nachzuweisen, ob er geradezu ein Verräter war, oder ob er nur den Oberbefehl über die griechischen Truppen zu erlangen suchte.

Am meisten bedrückt durch diese Verhältnisse fühlte sich Klearchos. Um aus der gespannten Lage heraus zu kommen, den Persern jeden Vorwand zu Mifstrauen und Feindseligkeiten zu nehmen und den Machinationen seines Feindes Menon entgegen zu treten, beschlofs er, sich persönlich mit dem Tissaphernes selbst zu verständigen welcher bis jetzt den Griechen gegenüber äufserlich ein freundliches und verbindliches Benehmen beobachtet hatte. Der hinterlistige Satrap ging sogleich darauf ein. Mit glatten Worten über die leichte Beseitigung jedes Mifsverständnisses und unter Betheurung seiner unveränderten Freundschaft für die Griechen lud er den Klearchos und andere Strategen, darunter auch den Menon, zu einer feierlichen Zusammenkunft in seinem Zelt ein. Trotz mancher Warnungen nahm der griechische Feldherr die verräterische Einladung an und begab sich am 22. Oktober mit den Strategen Proxenos, Agias, Sokrates und Menon, mit 20 Lochagen und 200 Mann in das persische Lager. Kaum hatten die fünf Strategen das Zelt des Tissaphernes betreten, als eine grofse Reiterschaar über die sorglosen Lochagen und Mannschaften herfiel und sie niedermetzelte. — Die Strategen wurden sofort in Fesseln nach Babylon zum Artaxerxes gebracht, welcher sie trotz der Fürbitten seiner Mutter enthaupten liefs. Nur Menon wurde vorläufig verschont, indessen ein Jahr später ebenfalls hingerichtet. Aber auch den schändlichen Tissaphernes ereilte im Jahr 395 die Rache der Parysatis.

(Schlufs folgt.)

II.

Der Übergang der Russen über die Donau im Sommer 1877.*)

Eine kriegsgeschichtliche Studie

von

Thilo von Trotha,

Hauptmann und Compagnie-Chef im 8. westphälischen Infanterie-Regiment No. 57.

---

1. Rekognoszierung und Wahl des Uebergangspunktes.

Bereits im Herbst und Winter 1876 hatten nach Rumänien gesendete Offiziere eine vorläufige Rekognoszierung der Donau-Linie vorgenommen. Nach dem erfolgten Aufmarsch der russischen Vortruppen an der Donau fand in den Tagen vom 24. bis zum 28. Mai durch eine Anzahl von Generalstabs-Offizieren eine abermalige eingehende Rekognoszierung der Flufslinie von der Aluta-Mündung bis Satunowo statt, worauf der Generallissimus für den Uebergang über die mittlere Donau zwei Punkte ins Auge fafste: Nikopolis und Simniza.

Von diesen beiden Punkten entschied man sich demnächst für Simniza, da der Uebergang bei diesem Ort in strategischer Beziehung die meisten Vorteile zu bieten schien.

Zu dem Zeitpunkt, auf welchen ursprünglich der Uebergang

*) Die nachfolgende Arbeit ist ein Bruchstück aus einer zusammenhängenden Geschichte des russisch-türkischen Krieges von 1877/78, welche der Verfasser auf Grundlage eines sehr reichen und verhältnismäfsig zuverlässigen russischen und türkisch-englischen Quellenmaterials bearbeitet hat. Der strategische Aufmarsch der russischen Armee in Rumänien und die zur Lahmlegung der türkischen Donau-Flotille führenden russischen Torpedo-Operationen gehören zwar, streng genommen, mit zu einer Darstellung des russischen Donau-Ueberganges, sind aber hier, als in ihren allgemeinen Zügen ziemlich bekannt, übergangen worden, da die detaillierte Darstellung dieser Ereignisse — wenn auch allerdings grade der weniger bekannten Einzelheiten wegen sehr interessant — hier einen ungebührlich grofsen Raum in Anspruch genommen haben würde.

festgesetzt war — 6. Juni — war indessen die Umgegend von Simniza derartig überschwemmt, dafs an eine Ausführung des Ueberganges dort nicht zu denken war. Man wählte nun Nikopolis, wo der Uebergang vom technischen Standpunkt aus betrachtet ebenfalls keine besonderen Schwierigkeiten bot, während man allerdings den taktischen Nachteil in den Kauf nehmen mufste, dafs der Uebergang dicht unter den Kanonen einer Festung stattfinden und diese selbst unmittelbar nach erfolgtem Uebergang angegriffen werden mufste.

Eingetretene Verzögerungen in der Heranschaffung der schweren Artillerie und der technischen Uebergangsmaterialien machten die für den 6. Juni in Aussicht genommene Ausführung des Ueberganges zunächst unmöglich; die Ausführung mufste von Tag zu Tag verschoben werden und wurde schliefslich auf den 24. Juni festgesetzt.

Inzwischen hatten sich die Verhältnisse an der Donau wesentlich verändert. Seit dem 16. Juni hatte sich ein wenn auch nur geringes so doch anhaltendes Sinken des Wassers bemerkbar gemacht. Die Ueberschwemmung war, namentlich in der Gegend von Simniza, bedeutend gefallen, und General Richter, Kommandeur der 3. Sappeur-Brigade, der mit der technischen Leitung des Ueberganges beauftragt war, hatte die Ueberzeugung gewonnen, dafs der Uebergang bei Simniza nunmehr ganz gut möglich sei. Aufserdem hatte General Richter von bulgarischen Kundschaftern die wichtige Nachricht erhalten, dafs bei Sistowo nur wenige Truppen ständen, und dafs die Türken hier durchaus keinen Uebergang erwarteten; ein das Ufer rekognoszirender Pascha habe den Uebergang bei Sistowo für unmöglich erklärt, dafür aber erwarte man ihn sicher bei Nikopolis. Auf die betreffende Meldung des General Richter hin beschlofs der Grofsfürst-Generalissimus, vor definitiver Entscheidung über die Wahl des Uebergangspunktes, eine persönliche Rekognoszierung der betreffenden Donaustrecke zu unternehmen. Die ganze Sache wurde in das tiefste Geheimnis gehüllt.

Nur von seinem Stabs-Chef, General Nepokoitschizki, dem Gehilfen desselben, General Lewizki, und einigen wenigen Personen seines Stabes begleitet, verliefs der Generalissimus am 20. Juni das Hauptquartier Plojeschti, wo nur wenigen Eingeweihten seine Abreise bekannt war.

Am 21. traf der Generalissimus in Alexandria mit dem General Dragomirow zusammen, dessen Division — die 14. — bei dem Uebergange die Tête haben sollte. In der Begleitung dieses Generals begab sich der Generalissimus nebst Gefolge noch an demselben Tage nach Simniza und rekognoszierte hier am 22. Vormittags die

Uferverhältnisse im Allgemeinen, während General Richter das Ufer und die vorgelagerten Donau-Inseln vom technischen Gesichtspunkte aus untersuchte.

Am Nachmittage des 22. begab sich der Generalissimus nach Piatra, übernachtete hier und überzeugte sich — General Depp, Chef der Ingenieure der Armee, hatte sich inzwischen angeschlossen — im Laufe des 23. Vormittags beim Rekognoszieren der Strecke von Siaka bis Turnu Magurelli von den Schwierigkeiten und Gefahren, welche mit einem bei Nikopolis zu unternehmenden Uebergang verbunden waren. In einem hier am 23. Nachmittags im Quartier des Generals Manwjelow (Kommandeur der 8. Kavallerie-Division) abgehaltenen Kriegsrat entschied man sich endgültig für Simniza als Uebergangspunkt, worauf der Generalissimus zunächst sich nach Dragoneschti begab und am 25. Juni sein Hauptquartier nach Dratscha verlegte. —

a. Vorläufige Rekognoszierung.

Das Armee-Ober-Kommando hatte seine vorläufigen Operationspläne auf Grundlage eines umfangreichen geografisch-statistischen Werkes entworfen, welches infolge des Krieges von 1828/29 General Schubert in den Jahren 1830/31 zusammengestellt und welches, zwei Bände stark, sich unter dem Titel »Statistische Nachrichten aus der Moldau und Wallachei« im Archiv des russischen Generalstabes befand.

Zur Vervollständigung der Nachrichten über den demnächstigen Kriegsschauplatz wurden Ende Oktober 1876 zwei Flotten-Offiziere nach Rumänien gesandt. Der Eine sollte die Donau von Reni bis Turnu Sewerin rekognoszieren und sich überzeugen, ob auf dem rumänischen Ufer Material zum Uebersetzen vorhanden und ob man unter Umständen Dampfer in Oestreich mieten könne. Der Andere hatte einen ähnlichen Auftrag; aufserdem sollte er untersuchen, ob die im Schwarzen Meer befindlichen sogenannten »Popanken« d. s. kreisrunde schwimmende Batterien, in die Donau eingeführt werden könnten.

Im Dezember gingen dann mehrere Ingenieur- und Generalstabs-Offiziere behufs Rekognoszierung der Donau nach Rumänien. Aufserdem hatten einige anderen Offiziere ähnliche Aufgaben. Im Januar liefen eingehende Berichte der entsendeten Offiziere ein über die eventuell in Rumänien sich bietenden Hilfsmittel, diese Berichte bestätigten im Allgemeinen nur die Angaben der »Statistischen Nachrichten«.

b. Die Donau-Linie.

In ihrem Unterlauf von Widdin an ist die Donan derart beschaffen, dafs alle Faktoren, welche dienlich sind, die Verteidigungsfähigkeit des an sich mächtigen Hindernisses zu erhöhen, sich auf dem türkischen Ufer vorfinden, während überschwemmte Ufergebiete, unpassierbarer Rohrwuchs, durchweichter und sumpfiger Boden das nördliche Ufer begleiten.

Bei Braila, Galaz und Reni wird das südliche Ufer vom nördlichen überhöht; es sind dies Ausnahmefälle, welche in dem langen Lauf der Donau von Widdin abwärts sich nirgends wiederholen. Das an jenen Stellen gegenüber liegende Süd-Ufer ist allerdings immer schwer passierbar, weil der Boden ganz durchweicht und sumpfig ist. Bei Hochwasser verwandelt sich das Ufergebiet östlich und südlich der Donau bis an den Fufs der Höhen von Matschin, sonst ein ungeheurer Rohrwald, in eine einzig grofse Wasserfläche. Wird hierdurch der Brückenschlag und Uebergang des Angreifers erschwert, so ist andererseits auch der Verteidiger gehindert unmittelbar am Strom sich aufzustellen.

Unterhalb Braila wird die Donau aufserordentlich schmal. Der nach Einmündung des Matschinkanals in einem Bett fliefsende Strom ist hier nur 650—750 m breit, verbreitert sich dann allerdings bis Galaz fast auf das Doppelte. Zwei schiffbare Flüsse, Prut und Scheret, welche hier in die Donau münden, ermöglichen eine ungestörte Bereitstellung des Brücken-Materials.

Aufser dem Uebergangspunkt bei Braila-Galaz, der für den mehr demonstrativ wirkenden linken Flüpel bestimmt war, handelt es sich um die Wahl eines Uebergangspunktes über die mittlere Donau für die Hauptmasse der Armee.

Die starke Front des Festungs-Vierecks — Silistria-Rustschuck — mufste hierbei vermieden werden; andererseits durfte man nicht zu weit nach Westen ausbiegen — denn erstens wollte man die Verbindungslinie der Armee mit ihrer Basis nicht länger machen als unbedingt notwendig; zweitens vermeiden, sich dem Machtgebiete Oesterreichs zu sehr zu nähern und dadurch die Empfindlichkeit dieses Staates zu reizen. Eine wohl nicht ohne indirekten Einflufs Oesterreichs, zwischen Russland und Rumänien abgeschlossene Konvention bestimmte in diesem Sinne die Aluta als westliche Grenze der russischen Operationen.

Gegen die Wahl eines Uebergangspunktes östlich der Jantra-Mündung sprechen sowohl lokale Verhältnisse wie auch die Nähe

Rustschuks und der im Festungs-Viereck vorausgesetzten feindlichen Hauptarmee.

Westlich der Jantra-Mündung bis zur Aluta finden sich nur zwei für den Uebergang großer Truppenmassen einigermaßen geeignete Stellen: bei Flamunda-Nikopolis und bei Simniza-Sistowa.

Zwischen Flamunda uvd Nikopolis fließt die Donau in festen Ufern; die den Strom südlich begleitenden Höhen treten zurück, mehrere Inseln erleichtern den Brückenschlag; die schiffbare Aluta ergießt sich wenige Kilometer oberhalb der günstigen Uebergangsstelle in die Donau. Die Nähe der Festung Nikopolis aber macht das Gelingen eines Uebergangsversuches in dieser Gegend zweifelhaft; die von Nikopolis auslaufenden Wege sind schlecht und die nächste Verteidigungslinie, welche sich der übergegangenen Armee nach Osten zu bietet — die Juntra — ist drei bis vier Tagemärsche von Nikopolis entfernt.

Bei Simniza-Sistowo ist die lokale Beschaffenheit der Ufer einem Uebergange auf das südliche Ufer allerdings weniger günstig als unterhalb Nikopolis. Die, das nördliche Gelände der Donau begleitende Terrain-Stufe tritt nur unmittelbar bei Simniza ganz nahe an den Strom, während oberhalb und unterhalb dieses Ortes die Ufer sumpfig, bei höherem Wassserstande aber unzugänglich sind. Die begleitenden Höhen des südlichen Ufers fallen steil zum Strom ab und erschweren so einen Landungsversuch. Die nächste stromaufwärts gelegene schiffbare Wasserlinie, auf welcher Uebergangs-Material bereit gestellt werden könnte, ist 45 k von Simniza entfernt. Dagegen ist Sistowa nicht befestigt und bietet so voraussichtlich unmittelbar nach bewerkstelligtem Uebergange einen wertvollen Basispunkt. Ferner führt von Sistowo eine verhältnismäßsig gute Straße in kürzester Richtung über den Schipka-Paß nach Adrianopel. Endlich ist die Jantra-Linie nur zwei kleine Märsche von Sistowo entfernt.

Die lokalen Verhältnisse sprechen also zu Gunsten eines Ueberganges unterhalb Nikopolis; wichtige geographische und strategische Momente aber für die Gegend Simniza-Sistowo.

c. Das linke Donau-Ufer zwischen Aluta- und Wede-Mündung im Mai und Juni.

Turnu selbst liegt auf dem festen Uferrand der Niederung; von hier aus führt ein $3^1/_2$ k langer Damm durch die Niederung bis gerade gegenüber von Nikopolis. Zwischen diesem Damm und der Aluta war Alles überschwemmt. Von Turnu zieht sich der feste Uferrand nach Flamunda und tritt hier auf eine kurze Strecke

(etwa 2 k) dicht an den Strom: zwischen diesem Uferrand und dem erwähnten Damm war ebenfalls Alles überschwemmt.

Dicht unterhalb Flamunda tritt der feste Uferrand wieder nach Norden zurück ; die 3 bis 5 k breite Niederung südlich derselben war von der Ueberschwemmung bedeckt. Aus dieser ragten einige kleine Hügelreihen hervor, welche parallel mit dem Strom liefen und durch tiefe Wasserrinnen von einander getrennt waren; von dem festen Rande aus war es daher unmöglich das Ufer unmittelbar zu erreichen; man mufste zu diesem Zweck einen Umweg um das westliche Ende der Ueberschwemmung herum über Tschuputscheni nach Flamunda machen.

Der See Suchoa bildet mit der Donau eine einzige Wasserfläche, welch an ihrer breitesten Stelle von Wischora am Nordende genannten See's bis Bjelina Siaur südlich der grofsen Insel Persin eine Breite von 12 k erreicht.

Die Inseln Bellin und Persin standen vollständig unter Wasser; allerdings war dieses so flach, dafs man stellenweise auf den Inseln gehen konnte; auf denselben festen Fufs zu fassen war aber unmöglich.

Von Kikinew aus lief der feste Uferrand über Wischor am Ost-Ufer des Suchoa-Sees entlang nach Simnitscheli, von hier über Veruska und Skajeschti nach Boschar; südlich dieser Linie war Alles überschwemmt; die mit dem Strom eine einzige Wasserfläche bildende Ueberschwemmung hatte eine wechselnde Breite von 4 bis 6 km und behielt diese auch weiter unterhalb bis Slobodsie bei.

d. Die Uebergangsstelle bei Simniza-Sistowo.

Simniza und Sistowo liegen einander auf etwa 3 k Entfernung gegenüber.

Das rechte (türkische) Ufer bildet einen dicht an den Flufs herantretenden ununterbrochenen Steilhang, der nur bei Sistowo auf einigen steilen Pfaden und aufserdem im Thal des Tekir-Dere zu ersteigen ist, welcher Bach 2 km unterhalb der Stadt in die Donau fällt.

Das ganze türkische Ufer soweit man vom südlichen Uferrande sehen kann, ist von tiefen Schluchten und Senkungen durchschnitten, die durch steilrandige Stücke von einander getrennt sind; aufserdem ist die ganze Gegend mit Gebüsch, Weingärten und Obstbäumen bedeckt.

Sistowo, eine Handelsstadt von 4000 Häusern — 2000 von Bulgaren, 1600 von Türken, der Rest von Zigeunern und Wallachen bewohnt — liegt an dem zur Donau abfallenden nördlichen Hange des 200 m hohen Kadbeir, dessen höchster Punkt, der Tchuka-Berg

mit den Ruinen eines alten Schlosses südlich von Sistowo die Stadt überhöht. Im Grunde einer Schlucht am südlichen Abhange des Kadbeir liegt das »Kloster der heiligen Jungfrau«. Der, diese Schlucht durchfliefsende Bach Tekir Dere (türkisch) oder Zarowz, Zarewiza (bulgarisch) hat anfänglich eine östliche Richtung, wird bei dem nächsten denselben Namen führenden Dorfe von der von Sistowo nach Tirnowa führenden Strafse überschritten, wendet sich dann nach Norden und fällt senkrecht in die Donau. An seiner Mündung befindet sich ein Bootslandungsplatz. Dicht oberhalb der Mündung wird der Bach von der nach Rustschuk führenden Strafse auf einer Brücke überschritten, dicht dabei befindet sich eine Wassermühle und in der Nähe ein türkisches Wachthaus.

Der bedeutend niedrigere linke (rumänische) Uferrand, auf welchem Simniza liegt fällt ebenfalls ziemlich steil ab zu einer Niederung, welche sich noch etwa $1^1/_2$ k breit zur Donau erstreckt. Diese Niederung ist bei hohem Wasserstande überschwemmt, im Sommer dagegen gangbar aber in verschiedenen Richtungen von Wasserarmen mit wechselnder Breite durchschnitten.

Zur Zeit des Ueberganges waren besonders zwei solcher Wasserläufe erwähnenswert, von denen der eine, etwa 100 m breit, ziemlich parallel mit der Stromrichtung lief, während der andere senkrecht zur Donau führte. Beide Arme schnitten aus der Niederung eine Art Insel heraus, Fisitek genannt, von welcher aus der eigentliche Uebergang stattfand. Am südlichen Ufer dieser Insel befand sich ein für die Donau-Dampfschifffahrt bestimmter Hafen und dicht bei demselben ein österreichisches Zollamt.

Die Donau bildete hier aufserdem zwei wirkliche Inseln: die eine mehr oberhalb gelegene, Buschiresko oder auch Cinginca genannt, hat am linken Ufer eine Entfernung von 160 m; die andere etwas unterhalb gelegene, Ada genannt, ist vom rechten Ufer 500 m entfernt; die Entfernung zwischen beiden genannten Inseln beträgt etwas mehr als 500 m.

2. Technische Vorbereitungen.

Der Operations-Armee wurden bei ihrer Formation im November 1876 vier Pontonnier-Halb-Bataillone (No. 3. 4. 5. 6.) mit den entsprechenden Ponton-Parks zugewiesen, welche letzere zusammen für eine Brücke von 720 m Länge ausreichten; zur Aushülfe war ein aus leichten Leinewand-Pontons bestehender Park zugeteilt.

Abgesehen von diesen Ponton-Parks beschlofs man, bei Galaz

und auf der oberen Aluta das Material für je eine Flofsbrücke von 800 m Länge fertig zu stellen, auch sollte an beiden Orten eine grofse Anzahl hölzerner Pontons gebaut werden. Die betreffenden Arbeiten, welche rumänischen Unternehmern übertragen worden waren, machten aber zum Teil keinen rechten Fortschritt; erst Ende Mai als General Depp, Chef des Ingenieurwesens der Armee, den Oberst Masjukewitsch mit der speziellen Leitung dieser Arbeiten beauftragt, nahmen dieselben ein schnelleres Tempo an. Der frühere Plan wurde dabei in einigen Punkten geändert: auf der Aluta wurde das Material nicht für eine Flufsbrücke sondern für eine Schiffbrücke gesammelt; das bei Galaz bereit gestellte Material für eine Flofsbrücke nebst einer Anzahl dort gebauter hölzerner Pontons wurde mittelst Eisenbahn nach Slatina geschafft und ebenfalls auf die Aluta gebracht, während aufserdem bei Braila das Material für eine Flofsbrücke gesammelt wurde, welches auch hier an Ort und Stelle zur Verwendung kam.

Das auf der Aluta gesammelte Material mufste, behufs Verwendung an dem gewählten Uebergangspunkt, an den Geschützen der Festung Nikopolis vorbei geschafft werden, das äufserst gefährlich erscheinende Unternehmen glückte besser als man erwarten durfte.

Das Material der von Galaz über Slatina herangeschafften Brücke ging in drei Staffeln von der Aluta-Mündung stromab und passierte Nikopolis in den Nächten des 26. 27. und 28. Juni. Das Material der zweiten Brücke folgte in acht Staffeln und war bis Mitte Juli am Bestimmungsorte eingetroffen.

a. Erster Entwurf zur Beschaffung des nötigen Brücken-Materials.

Bereits im November 1876 stellte die Heeresleitung an den General Depp, Chef des Ingenieurwesens der Operations-Armee, die Forderung: abgesehen von den verfügbaren Ponton-Parks das Material für eine Brücke vorzubereiten, welche 800 m lang und im Stande sein müfste, einem schwachen Eisgang Widerstand zu leisten.

Mitte Dezember reichte General Depp dem Armee-Ober-Kommando eine eingehende Denkschrift ein über die ganze Uebergangsoperation; es wurde dabei eine Flofsbrücke in Vorschlag gebracht, und zwar wurde dabei bemerkt, dafs Taue, Anker, Ketten und sonstige Eisenteile hierzu jedenfalls in Rufsland selbst beschafft werden mufsten, während die nötigen Balken und Bretter möglichst auf dem Kriegsschauplatz selbst zusammen zu bringen seien. Der Entwurf wurde genehmigt.

Aus den Berichten der im Dezember nach Rumänien gesandten Offiziere ging hervor: Dafs in Galaz wegen der ausgedehnten Handelsbeziehungen dieses Platzes nicht nur stets eine gröfsere Anzahl von Schiffen vorhanden, sondern dafs dort auch eine grofse Holzschneidemühle und viele Zimmerleute seien; an der oberen Aluta bei Bresojn an der Lotra-Mündung sei ferner ebenfalls eine grofse Holzschneidemühle, welche bereit sei, für die russische Armee Brücken-Material herzustellen.

Auf diese Angaben hin wurde der Beschlufs gefafst, es solle bei Galaz wie auch auf der oberen Aluta das Holzmaterial für je eine Flofsbrücke von 800 m Länge fertig gestellt, die zugehörigen Taue und Eisenteile aber in Rufsland beschafft werden.

Mit der Schneidemühle an der oberen Aluta wurde demgemäfs Mitte März ein Accord abgeschlossen, wonach diese nicht nur Balken und Bretter zu einer 800 m langen Flofsbrücke, sondern auch 100 hölzerne Pontons bis Mitte Mai zu liefern versprach.

In derselben Art wurde der Schneidemühle in Galaz die Lieferung von Balken und Brettern für eine Flufsbrücke von 800 m Länge und von 120 hölzernen Pontons aufgegeben; das ganze bei Galaz bereit zu stellende Material sollte dann, begleitet von zwei Compagnien des 5. Sappeur-Bataillons, mittelst Eisenbahn nach Slatina geführt und dort auf die Aluta gebracht werden; man gedachte dann das Material für zwei Brücken die Aluta abwärts zu flöfsen und nach der später zu bestimmenden Uebergangsstelle zu dirigiren. Aufserdem sollte das Material für eine bei Braila zu schlagende Brücke vorbereitet werden.

b. Definitive Beschaffung des Brücken-Materials.

Um sich über den Fortgang der bestellten Arbeiten in der Schneidemühle an der oberen Aluta zu orientieren, sandte General Depp Mitte Mai den Oberst Masjukewitsch dorthin, welcher gleichzeitig den Auftrag erhielt, in der Nähe von Slatina einen Platz am Aluta-Ufer zu ermitteln, wo das von Galaz ankommende Brücken-Material aufgestellt werden könnte.

Oberst Masjukewitsch begab sich über Slatina nach der in der Nähe der östereichischen Grenze gelegenen Schneidemühle und fand dort zu seiner unangenehmen Ueberraschung, dafs von dem bestellten grofsen Balken-Material erst etwa 300 Stück, von den bestellten 100 Pontons noch kein einziges fertig war. Die Hauptursache dieser Verzögerung soll darin bestanden haben, dafs die meisten Arbeiter der Schneidemühle infolge der Mobilmachung der rumänischen Armee eingezogen worden waren, und dafs die öste-

reichisch-ungarischen Behörden dem Besitzer der Fabrik Schwierigkeiten bereitet hatten, als derselbe Arbeiter von jenseits der Grenze heranziehen wollte. Dafs diese ganzen Umstände dem General Depp so lange — über zwei Monate — unbekannt bleiben konnten, ist um so unerklärlicher, als von Abschlufs des Kontraktes an zwei russische Offiziere zur Beaufsichtigung der betreffenden Arbeit dauernd kommandiert gewesen zu sein scheinen.

Als General Depp durch den zurückkehrenden Oberst Masjukewitsch am 24. Mai den Stand der Dinge erfuhr, sandte er denselben sofort wieder nach Slatina zurück mit dem Befehl, unter allen Umständen das nötige Brücken-Material fertig zu stellen und bis zum 18. Juni an die Mündung der Aluta zu schaffen; für alle Herstellungsarbeiten und das Abwärtsflöfsen auf der Aluta hatte Oberst Masjukewitsch also nicht mehr als 25 Tage Frist.

Zur Beschleunigung der Arbeit — die betreffenden Stämme mufsten sämtlich erst im Karpathen-Gebirge geschlagen werden — wurde ihm das bereits in Slatina befindliche 6. Sappeur-Bataillon zur Verfügung gestellt, wozu später auch alle in den Regimentern der 31. Infanterie-Division befindlichen Zimmerleute, 200 an der Zahl, sowie 500 Mann dieser Division als Handlanger hinzutraten. Die betreffenden abkommandierten Mannschaften blieben auch nach dem Abmarsch der Division von Slatina noch einige Tage zur Verfügung des Oberst Masjukewitsch.

Der Auftrag dieses Offiziers ging ursprünglich dahin, das Material für eine Flofsbrücke zusammenzustellen; da er aber im Hinblick auf die nicht mehr gut zu machenden Verzögerungen es für unmöglich hielt, in der ihm gestellten kurzen Frist das Material zu einer Flofsbrücke zu beschaffen, so fafste er eigenmächtig den Entschlufs, anstatt der Flofsbrücke eine Schiffbrücke zu konstruieren, zu welcher er ein gutes und ausreichendes Material in den auf der Aluta vorhandenen zahlreichen schwimmenden Wassermühlen entdeckt hatte. Diese Mühlen waren auf je zwei Kähnen erbaut, von denen der eine 8 m lang und 4 m breit war, der zweite ebenso lang aber etwas schmaler. Diese Kähne eigneten sich sehr gut zur Verwendung als Brückenjoche, jedoch mufsten zu diesem Zwecke mehrfache Arbeiten an ihnen ausgeführt werden, wozu drei Compagnien des 6. Sappeur-Bataillons verwendet worden, während eine Compagnie dieses Bataillons der Schneidemühle direkt zur Verstärkung ihrer Arbeitskräfte zugewiesen wurde. Die abkommandierten Infanteriearbeiter dagegen waren in der Gegend von Orleschti im Waldgebirge mit dem Schlagen des Holzes und mit dem Trans-

port desselben zur Aluta beschäftigt. Von der Erbauung der Pontons scheint ganz Abstand genommen worden zu sein.

Sowohl über seinen Entschluſs anstatt der Floſsbrücke eine Schiffbrücke zu konstruieren, sowie über den weiteren Verlauf der betreffenden Arbeiten hatte Oberst Masjukewitsch täglich telegraphische Meldungen an den General Depp nach Plojeschti gerichtet; General Depp war aber in Erledigung verschiedener Angelegenheiten mehrfach von Plojeschti abwesend und die betreffenden Telegramme blieben ohne Antwort, welches Schweigen Oberst Masjukewitsch für Genehmigung seiner Vorschläge hielt. Um so überraschender war für ihn ein nach längerer Zeit eintreffendes Telegramm des General Depp, welcher die Ersetzung der Floſsbrücke durch eine Schiffbrücke für unstatthaft erklärte.

Von der Unmöglichkeit der Konstruktion einer Floſsbrücke und von der Zweckmäſsigkeit der getroffenen Maſsregeln überzeugt, setzt Oberst Masjukewitsch die begonnenen Arbeiten trotzdem mit gröſster Energie fort und hatte auch die Genugthuung, durch einen abermaligen sehr eingehenden Bericht das Einverständniſs des Generals Depp mit den getroffenen Anordnungen herbeizuführen.

c. Transport des Brücken-Materials nach der Uebergangsstelle bei Simniza.

Während an der oberen Aluta das Material für die eine Brücke noch in der Arbeit begriffen war, traf Mitte Juni von Galaz her das dort vorbereitete Material für eine zweite Brücke, sowie die dort gebauten hölzernen Pontons mittelst Bahn in Slatina ein, mit ihnen ein Matrosen-Detachement unter Kapitän z. S. Nowossilski, welcher Offizier den Fluſstransport des ganzen Materials auf der Aluta und der Donau leiten sollte.

Das ganze ungeheure Material für beide Brücken wurde zunächst an die Aluta-Mündung geschafft und sollte von hier aus in verschiedenen Staffeln unter dem Schutze der Nacht die gefährliche Fahrt unter den Kanonen der Festung Nikopolis vorbei — das Fahrwasser war nur einige hundert Meter von der Waffenfront der Festung entfernt — Donauabwärts nach Simniza antreten.

In der Nacht vom 26. zum 27. Juni ging von der Aluta-Mündung die erste Staffel des von Galaz gekommenen Materials ab, 100 hölzerne Pontons, welche von Matrosen gerudert wurden. Der Kommandeur des ganzen Geschwaders, Kapitän z. S. Nowossilski, befand sich im letzten Ponton, im ersten dagegen General Sepp mit dem Kommandeur und mehreren Offizieren des 5. Sappeur-Bataillons.

Die Türken bemerkten das Geschwader erst, als die letzten Pontons bereits an der Festung vorbei waren, und schickten ihnen nun ein heftiges aber unschädliches Feuer nach.

Bei Flamunda schlofs sich dem Ponton-Geschwader der dort versenkt gewesene und wieder flott gemachte Schleppdampfer Anneta an mit zwei von ihm geschleppten Barken.

In der Nacht vom 27/28. Juni folgte die zweite Staffel — 50 hölzerne Pontons und 34 grofse Balkenflöfse — unter Kapitän-Lieutenant Subow. Diesmal wurde das Geschwader früher mit Feuer empfangen, aber nur ein eingeborener Lootse, deren sich je einer auf jedem Flofs befand, wurde verwundet und das Geschwader kam glücklich durch.

Auch die in der Nacht vom 28/29. Juni folgende dritte Staffel kam trotz heftigen Feuers ohne Verlust vorbei.

Das von Galaz über Slatina transportierte Material war in diesen drei Staffeln enthalten gewesen.

Das Material der zweiten Brücke folgte hierauf in acht Staffeln in den Nächten vom 6/7., 7/8., 9/10., 10/11., 12/13., 13/14. 14/15. und 15/16. Juli.

Die erste Staffel, aus etwa 40 Brückenjochen und Flöfsen bestehend, passierte Nikopolis während eines heftigen Geschützkampfes zwischen der Festungs-Artillerie und den russischen Ufer-Batterien; um 10 Uhr Morgens kam das Geschwader bei Flamunda an ohne Verlust an Mannschaften erlitten zu haben, nur einige Bretter waren durch Granaten zertrümmert.

Zur Bedeckung der russischen Ufer-Batterien gegenüber von Nikopolis waren, da die russischen Truppen alle nach Simniza abgezogen, rumänische Detachements längs des Ufers aufgestellt, welche in der Dunkelheit die vorbeipassierenden Fahrzeuge für einen türkischen Landungsversuch hielten und ebenfalls darauf zu feuern begannen, glücklicherweise ebenfalls ohne Wirkung.

Kapitän Nowossilski und Oberst Masjukewitsch, welche der Fahrt der ersten Staffel beigewohnt, hatten sich davon überzeugt, dafs die blofse Einwirkung der Strömung, auf die man sich bei der Fahrt verlassen, eine zu geringe Fahrgeschwindigkeit ergab; genannte Offiziere, welche sich sofort auf dem Landwege von Flamunda nach der Aluta-Mündung zurück begaben, liefsen sofort sowohl an den Jochschiffen wie an den Flöfsen die nötige Einrichtung anbringen um durch Rudern die Fahrtgeschwindigkeit vergröfsern zu können.

Als im Laufe des 1. Juli von der rumänischen Uferwache die

Meldung einging, die Türken hätten bei Nikopolis Boote ausgerüstet, um auf die nächste Staffel des Brücken-Materials einen Angriff zu machen, — wurde die zweite Staffel derart formiert, dafs sich auf jedem Jochschiff und auf jedem Flofs aufser den Ruderern einige bewaffnete Sappeurs befanden; je zwei von ihnen waren aufserdem mit Dynamit-Patronen mit Dreifsigsekundenzündern versehen, um sie in die sich nähernden feindlichen Boote zu werfen. Aufserdem befand sich an der Spitze und am Ende des ganzen Geschwaders ein vierpfündiges Landungsgeschütz.

Da man ferner voraussehen mufste, dafs die Türken den etwaigen Angriff etwas unterhalb Nikopolis versuchen würden, da sie mit ihren Ruderbooten nicht gut stromauf entgegen kommen konnten, so wurde eine Sappeur-Compagnie vom linken Ufer nach der vermuthlichen Stelle des Zusammenstofses entsendet, um hier nöthigenfalls zur Unterstützung des Geschwaders zu dienen.

Als das Geschwader am 8. Juli um 9 Uhr Abends von der Aluta-Mündung abfuhr, flammten auf dem linken Ufer mehrere Feuerzeichen, auf die man anfangs nicht achtete, die sich aber später als Kundschafter-Signale erwiesen, um die Abfahrt des Geschwaders anzumelden — denn sobald dieses in den Feuerbereich der Festung kam, eröffnete diese ein äufserst lebhaftes aber wirkungsloses Feuer.

Um $6^1/_2$ Uhr Morgens war das Geschwader bei Flamunda, von wo die beiden Geschütze sofort auf Wagen wieder nach der Aluta-Mündung geschafft wurden.

Alle übrigen Staffeln gingen mit denselben Vorsichtsmafsregeln ab wie die zweite und erreichten auch glücklich ihre Bestimmung; die dabei erlittenen Verluste waren nur geringfügig.

Bei der Abfahrt der dritten Staffel flammten wiederum die verdächtigen Feuerzeichen auf; diesmal wurden sofort Kosaken in der betreffenden Richtung entsendet, bei deren Erscheinen einige Hirten von der Feuerstelle fortliefen. Das Geschwader verlor diesmal durch das feindliche Feuer ein Jochschiff und ein Flofs, aber keine Mannschaften.

Bei der Abfahrt der vierten Staffel war der Ort der mehrfachen Feuersignale von Kosaken besetzt und der Versuch einiger Leute an einer anderen Stelle ein Feuer anzuzünden wurde durch eine Kosaken-Patrouille vereitelt. Diese Staffel erhielt auch erst dann Feuer, als sie die schlimmste Stelle passiert hatte.

Die Länge der Brücke war anfänglich auf 800 m angegeben und danach war die Beschaffung des Holzmaterials und des ganzen

Zubehörs bemessen. Als das gesamte Material sich bereits in der Aluta-Mündung befand, erhielt Oberst Masjukewitsch von dem zum Kommandanten des Sistowa-Ueberganges ernannten General Richter ein Telegramm des Inhalts: Die Brücke müsse mindestens eine Länge von 1000 m haben; ein oder zwei Tage später lief dann ein anderes Telegramm ein, welches die notwendige Länge der Brücke auf 1200 m angab.

Von den ursprünglich angefertigten Brückenjochen hatten einige bereits während der Fahrt auf der Aluta Schiffbruch gelitten, zwei oder drei waren während der Fahrt auf der Donau durch feindliche Geschosse zerstört worden.

d. die Ponton-Parks.

Die der Operations-Armee zugewiesenen vier Pontonnier-Halb-Bataillone verfügten über ebensoviel Ponton-Parks. Jeder dieser Ponton-Parks enthielt 52 eiserne Halb-Pontons auf je einem Hacket, aufserdem eine Anzahl Böcke für die Uferanschlüsse. Jeder Park hatte Material für eine Brücke von 200 m Länge; wurden alle vier Parks zusammengebaut, so wurde die Brücke nur 720 m lang, da dann nicht alle Böcke zur Verwendung kamen. Den Ponton-Parks war aufserdem eine Anzahl Leinwand-Pontons alter Konstruktion beigegeben.

Truppen und Parks waren im Dezember 1876 in der Gegend von Kischenew eingetroffen; es wurden vielfache technische Uebungen angestellt, darunter das Zustopfen leck geschossener Pontons; auch ausgedehnte Ruder-Uebungen wurden vorgenommen.

Anfang Juni begann der Bahntransport der Pontonniere; jedes Halb-Bataillon nebst Park brauchte 5 Züge.

Die am 13. Juni bei Bucharest ankommenden ersten Züge der Ponton-Parks erhielten den Befehl, nicht auszuladen, sondern nach Banias (vor Dschurdschewo) weiter zu fahren. Der Bahnhof von Bucharest war aber derartig überfüllt, dafs das Ablassen der Züge mit grofsen Schwierigkeiten verbunden war und nur sehr unregelmäfsig und ordnungslos erfolgte; nach Jassy wurde der Befehl gesandt, die noch nicht abgeschickten Pontons-Züge vorläufig dort zurückzuhalten. Acht Tage verstrichen bevor alle Pontons-Züge in Banias angekommen. Von hier, wo ausgeladen wurde, marschierten die Bataillone und Parks nach Beju, wo sie am 23. Juni sämtlich angekommen waren.

3. Strategische Einleitung.

Aus den bereits erwähnten Gründen hatte der Grofsfürst-Ge-

neralissimus seinen ursprünglichen Plan, bei Simniza überzugehen, zeitweilig aufgeben müssen und die Gegend unterhalb Nikopolis zum Uebergangspunkt bestimmt.

Infolge dieses Entschlusses erliefs das Armee-Ober-Kommando eine Disposition, nach welcher das Gros der Armee bis zum 25. Juni in der Richtung auf Flamunda versammelt werden sollte, bei welchem Ort bereits seit Mitte Juni eine Infanterie-Brigade des 9. Corps zur Unterstützung der dort stehenden 8. Kavallerie-Division eingetroffen war.

Die einzelnen Heerteile hatten folgende Marschrouten vorgezeichnet bekommen:

31. Inf.-Div.
9. Kav.-Div. } von Slatina nach Segartscha;
5. Inf.-Div. — aus der Umgegend von Bucharest nash Segartscha;
12. Inf.-Div.
33. Inf.-Div. } aus der Umgegend von Bucharest (Michaleschti) nach Saltscha;
12. Kav.-Div. — von Kopatscheni nach Witaneschti;
4. Schützen-Brigade — von Dschurdschewo nach Siaka und Piatra;
9. Inf.-Div.
14. Inf.-Div. } aus der Umgegend von Bucharest (Schitiawa) nach Siaka und Piatra;
Kaukasische Kosaken-Division — von Dschurdschewo nach Simniza;
11. Inf.-Div. — von Braila
11. Kav.-Div. — von Obileschti } nach Dschurdschewo-Oltenizza zur Vereinigung mit der dort stehenden 32. Inf.-Div.;
Die bulgarische Legion — nach Saltscha;
Die Ponton-Parks — von Banias aus, bis wohin sie mit der Bahn zu schaffen waren, nach Siaka-Piatra.

In Ausführung dieser Disposition würde am 25. Juni die Armee folgende Aufstellung gehabt haben:

In erster Linie gegen die Donau vorgeschoben in der 40 k langen bogenförmigen Linie Piatra-Siaka-Flamunda-Turnu-Segartscha das 8. und 9. Corps und die 4. Schützen-Brigade — im Ganzen $4^1/_2$ Division Infanterie und 2 Divisionen Kavallerie; dahinter bei Alexandria das 13. Corps, bei Saltscha das 12. Corps und die Bulgaren Legion, also in zweiter Linie im Ganzen $4^1/_2$ Division Infanterie und 2 Divisionen Kavallerie.

Aufserdem die kaukasische Kosaken-Division bei Simniza, 25 k östlich von Piatra, und endlich noch 50 k weiter östlich das 11. Corps in der Linie Slobodsie-Dschurdschewo-Oltenizza.

Diese Versammlung der Armee wurde jedoch nicht vollständig durchgeführt, sondern die angeordnete Bewegung kam vorläufig am

Wede-Flufs zum Stehen. Bei dem Armee-Ober-Kommando lief nämlich ein Telegramm ein mit der Meldung, dafs auf der rumänischen Bahn infolge einer Brückenbeschädigung eine Verkehrsstörung eingetreten sei, und dafs die für den 24. erwartete Ankunft der Ponton-Parks sich voraussichtlich um drei Tage hinausschieben werde.

Das Armee-Ober-Kommando liefs daher die verschiedenen Marsch-Kolonnen am Wede-Flufs bei Rusch de Wede, Alexandria und Beju Halt machen, um nicht durch nutzlos frühes Eintreffen an den Bestimmungsort den gewählten Uebergangspunkt zu verrathen; von der Aufstellung am Wede-Flufs aus konnte die Armee ebenso gut nach Turnu wie nach Simniza oder Dschurdschewo in Bewegung gesetzt werden.

Während dieses Haltes nun trat aus den oben näher auseinander gesetzten Gründen in dem Plan des Armee-Ober-Kommandos hinsichtlich des Uebergangspunktes ein Umschlag ein: man beschlofs den Uebergang nunmehr, wie es ursprünglich beabsichtigt gewesen, bei Simniza auszuführen.

Zur Ausführung dieses Ueberganges wurde — unter Leitung des Generals Dragomirow — zunächst dessen eigene 14. Infanterie-Division bestimmt, aufserdem:

Die 4. Schützen-Brigade,
zwei Compagnien des 7. Plastunen-Bataillons;
zwei Compagnien des 7. Sappeur-Bataillons;
die Garde-Halb-Compagnie der Stabswache;
die Ural-Sotnie;
das 23. donische Kosaken-Regiment;
die beiden Gebirgs-Fufs-Batterien;
die vier Pontonnier-Halb-Bataillone nebst Ponton-Parks und einem Matrosen-Detachement.

Mit den genannten Truppen sollte Dragomirow von Beju nach Simniza rücken mit dem geheimen nur ihm persönlich bekannten Befehl, dort in der Nacht vom 26/27. Juni vermittelst der Pontons den Uebergang zu bewirken.

Um die Aufmerksamkeit des Gegners möglichst von Simniza abzulenken und den Schein aufrecht zu erhalten, als ob der Uebergang bei Nikopolis stattfinden sollte, wurden für die übrige Armee folgende Marschbefehle gegeben:

1) Vom 8. Corps bleibt die 8. Kav.-Div. bis zu ihrer Ablösung durch die 9. Kav.-Div. in ihrer Aufstellung an der Donau bei Turnu-Flamunda-Simniza. — Die 9. Inf.-Div. rückt von Alexandria

nach Piatra; diese Division war bestimmt sich zunächst den Truppen des Generals Dragomirow anzuschliefsen.

2) Die kaukasische Kosaken-Division bleibt bis auf weiteren Befehl bei Beju.

3) Das 12. Corps — 12., 33. Inf.-, die 12. Kav.-Div. — nebst der bulgarischen Legion rückt nach Wojewoda und Kroschka (am Kalmazui oberhalb Piatra).

4) Vom 13. Corps rückt die 35. Inf.-Div. von Alexandria nach Piatra. (Der Rest des Corps scheint zur Zeit noch nicht bei Alexandria eingetroffen gewesen zu sein.

5) Vom 9. Corps bleibt die 31. Inf.-Div. bei Turnu stehen; die 5. Inf.-Div. und 9. Kav.-Div. rücken nach Siaka. Das Corps hat den absichtlich bekannt gemachten Befehl, bei dem bei Flamunda auszuführenden Uebergang die Tête zu bilden und nach dem Uebergang Nikopolis zu stürmen.

Das Hauptquartier des Armee-Ober-Kommando's kam am 25. nach Dratscha am Kalmazui, wohin am 26. das Hauptquartier Sr. Majestät des Kaisers Alexander folgte.

Aufserdem war befohlen, dafs die Ufer-Batterien bei Slobodsie das Feuer gegen Rustschuk am 24., die Ufer-Batterien von Turnu das ihrige gegen Nikopolis aber am 25. eröffnen sollten.

In Ausführung dieser Disposition hatte die Armee am 26. Juni folgende Aufstellung:

Bei Simniza selbst $1^1/_2$ Infanterie-Divisionen nebst etwas Kavallerie; bei Piatra, 25 k weiter rückwärts, zwei Infanterie-Divisionen; bei Wojewoda und Kroschka, noch 10 k weiter zurück, zwei und eine halbe (Bulgaren) Infanterie-Divisionen und eine Kavallerie-Division; bei Siaka (über Wischora 30 k von Simniza entfernt) eine Infanterie- und eine Kavallerie-Division; bei Turnu-Flamunda, demonstrativ den dortigen Uebergang bedrohend, eine Infanterie- und eine Kavallerie-Division; endlich bei Beju, 25 k nördlich von Simniza, eine Kavallerie-Division.

Die Aufstellung der am Kalmazui bei Piatra und Wojewoda, sowie der bei Siaka befindlichen Truppen konnte sehr gut als gegen Nikopolis gerichtet betrachtet werden; andererseits konnten sämtliche eben aufgezählten Heereskörper in einem oder anderthalb Tagemärschen nach Simniza herangezogen werden.

Das Hauptquartier in Dratscha war von Turnu 20 k von Simniza 35 k entfernt, deutete also ebenfalls mehr auf einen Uebergang bei Nikopolis.

Im Allgemeinen kann man wohl sagen, dafs die ganze Sach-

lage dazu angethan war, die Türken über den wahren Uebergangspunkt zu täuschen.

Absichtlich ist bis jetzt von den gleichzeitigen Vorgängen an der unteren Donau nicht die Rede gewesen. Der Versammlung des 14. Corps bei Braila und dem von diesem Corps ausgeführten Donau-Uebergang lag, wie es scheint, der rein defensive Gedanke zu Grunde, den Feind aus einem strategisch vorteilhaft gelegenen Landstrich zu verdrängen, dessen Besitz ihn in drohende Nähe zu den wichtigen Verbindungen der Hauptarmee gesetzt und befähigt hätte, einen etwa eintretenden Mifserfolg der russischen Hauptmacht bis zur Katastrophe zu steigern.

Trotz der Meldung des Generals Zimmermann, dafs der hohe Wasserstand der Donau im Augenblick einen Uebergang fast als unmöglich erscheinen lasse, bestand der Grofsfürst-Generalissimus darauf, dafs der Uebergang unbedingt am 22. Juni unternommen werden müsse.

Hieraus scheint zwar deutlich hervorzugehen, dafs der Grofsfürst-Generalissimus diese Operation des 14. Corps im Sinne einer Demonstration zu Gunsten des Hauptangriffs benutzen wollte — bei näherer Betrachtung der geografischen und strategischen Verhältnisse aber gewinnt man leicht die Ueberzeugung, dafs die erwähnte Operation in diesem Sinn wenig Wert haben konnte.

Thatsächlich hat die türkische Heeresleitung sich durch die russischen Operationen an der unteren Donau so gut wie gar nicht beeinflussen lassen und dieselben bilden eine fast ganz selbstständige, aber für den Gang der grofsen Operationen fast ganz bedeutungslose Nebenhandlung. (Schlufs folgt.)

III.

Die anglo-indischen Streitkräfte in ihrer historischen Entwickelung und jetzigen Organisation.

Einer unserer Militärschriftsteller hat nicht mit Unrecht gesagt: »England wird eher mit seinen Steinkohlenbergwerken, als mit den Verwickelungen fertig werden, die ihm von Indien her

drohen.« Da Russland sich immer mehr Merw, Herat und Kaschmir nähert, seinen Kolonnen das Atrek Thal, seiner Flotte der Oxus erschlossen ist, Topographen und Offiziere das Land bereisen, um neue und günstigere Anmarschwege zu entdecken, richten sich unsere Blicke mit erhöhtem Interesse auf das Angriffsobjekt Russlands, auf Ost-Indien. Schon jetzt suchen wir im Geiste die beiderseitigen Streitmittel abzuwägen und uns die Frage zu beantworten, welchen Ausgang der Kampf nehmen wird, wenn dereinst Kosak und Sepoy am Ufer des Indus aufeinander treffen. Zweck der nachfolgenden Zeilen soll es sein, dem Leser die Streitmittel Englands in Ost-Indien vorzuführen. — Hier sind es nun folgende Fragen, die unsere Beantwortung erheischen. Vor allem, wird die anglo-indische Armee befähigt sein, einem europäischen Gegner entgegenzutreten, wie werden sich die Einwohner verhalten, wenn das Glück sich den englischen Waffen abwendet, und schliefslich, kann England erfolgreich indische Truppen auf europäischen Kriegstheatern verwenden?

Die Bedeutung Indiens für Grofsbrittanien als maritime Grofsmacht und als erster Handelsstaat der Welt, braucht hier wohl nicht erst hervorgehoben zu werden. Ohne Indien würde England schnell zu einem Staate zweiten Ranges herabsinken. Der Verlust Indiens wäre gleichbedeutend mit dem Ruine der Industrie Englands. Treffend charakterisiert ein Militärschriftsteller die geographische Lage Indiens wie folgt: »Die Natur hat Indien auf drei Seiten mit dem Ocean umgeben, während im Norden sich um die reiche hindostanische Tiefebene der gröfste Gebirgskamm der Welt herumwindet. Sein nördlicher und östlicher Teil ist so wild, so unwegsam, dafs er dem Feinde fast unüberwindliche Schwierigkeiten darbietet, während sich nur im Nordwesten einige Pässe befinden, durch die Indien gefährdet werden kann. Ganz Indien ist eine einzige Riesenfestung, deren Glacis aber nicht im Besitze der Garnison ist, sondern durch höchst zweifelhafte Aliirte besetzt ist.« Der letzte Satz bezeichnet die Schwierigkeiten einer Landesverteidigung zur Genüge, noch gröfsere Schwierigkeiten dürfte England aber in dem Charakter der Bewohner finden. Schwierig ist es mit wenigen Worten denselben bei der Gröfse des Landes darzustellen. Entspricht ja seine Längenausdehnung der ungefähren Entfernung von Neapel bis Archangel, seine gröfste Breitenausdehnung der von London nach Moskau. Die Bevölkerung des Landes umfafst 237 Millionen Menschen aller Sprachidiome, aller Racen, die sich sogar zum grofsen Teile feindselig gegenüberstehen. Den Hauptbestandteil bilden die in das Land eingewanderten Inder

arischen Stammes und die durch sie verdrängte Urbevölkerung der Draviden, hierzu kommen dann noch die während der Eroberungszüge Timurs und B'abers eingewanderten Centralasiaten, ein starker Prozentsatz Perser, Afghanen, Tibetaner, Araber und Malayen. Endlich noch Nachkommen holländischer, portugiesischer, französischer und englischer Kolonisten. Natürlich sind hier alle Religionen der Erde vertreten. Vorherrschend sind die Bekenner Buddahs und Mohameds, dann die Anhänger des Brahmaismus. Unter den Moslems haben kürzlich die Prediger der Weschabiten viele bereite Bekenner ihrer Lehre gefunden, und ohne Frage hat die Aufrichtung eines grofsen Einheitsstaates aller Moslems in Asien für alle einen grofsen Reiz. Die Höhe der in Indien während des russisch-türkischen Krieges für den Sultan gesammelten Gelder setzte alle Welt damals in Erstaunen. Englands Machtstellung in Asien würde sehr erschüttert werden, wenn es gegen die Türken aufträte. Der Inder fühlt, dafs eine grofse Krisis nicht mehr fern ist und russische Emissäre finden daher für ihre Agitationen fruchtbaren Grund und Boden, um so mehr da der Inder schon von Natur aus zur Intrigue angelegt ist. Dem Asiaten sind europäische Politik und Moral unverständlich, Versöhnlichkeit erscheint ihm als Schwachheit, Nichtausüben der Rache als Furcht, er will eine Politik, in der nicht die Feder, sondern das Schwert entscheidet. Die Besprechungen englischer Blätter über einen Zusammenstofs Rufslands und Englands haben auch ihren Weg in die indische Presse gefunden, und trägt das ungehemmte Vordringen Rufslands in Asien viel dazu bei, in Indien den Glauben zu erwecken, dafs Rufsland die stärkere Macht sei und England einen Zusammenstofs scheuen müsse. Der Asiate nimmt nun schon von vorn herein Partei für den Stärkeren, so dafs England überall auf geheimen Widerstand stöfst. Wenn auch in den beiden letzten Jahrzehnten ihrer Wirksamkeit die englische Regierung viel für Indien gethan hat, Kanäle, Eisenbahnen und Strafsen angelegt, durch rationelle Bewirtschaftung des Bodens Hungersnot im grofsen Mafse vorgebeugt und durch Handhabung einer strengen Gerichtsbarkeit viel für die öffentliche Ruhe und Sicherheit geschehen ist, so bleiben dennoch immer viele wirkliche oder nur eingebildete Mifsstände zu beseitigen. Stellenweise liegen sie in den Religionsbegriffen einzelner Stämme begründet, die sich oft schwer mit den europäischen Begriffen von Recht und Unrecht vereinen lassen. Dem Inder ist es nicht zu verargen, wenn er sich von einem Wechsel in der Regierung alles Mögliche verspricht. Sollte aber Indien die russische gegen die

englische Herrschaft eintauschen, so steht zu erwarten, dafs es den Indern wie den Fröschen in der Fabel ergehen wird, die sich von Zeus einen König erbaten. Das alte Aussaugesystem der Compagnie würde sich in einer ungeahnten Blüte wiederholen und russische Beamte würden hier ein neues reiches Feld ihrer Thätigkeit finden. Schwer würde das Land unter diesem Drucke seufzen, schwerer noch als zur schlimmsten Zeit vor dem Aufstande.

Was nun den militärischen Charakter der Bewohner des Landes betrifft, so gilt im Allgemeinen der Bengale als schwach und grofsen Anstrengungen nicht gewachsen, da die alte Kriegerkaste ihren Wert und ihre Bedeutung verloren hat und der Heeresdienst nicht mehr Prärogative eines kleinen, bevorzugten Teiles des Volkes ist. Der Sohn des Gebirges ist abgehärtet und zeichnet sich vorteilhaft vor seinen Stammesbrüdern aus. Die kriegerische Tüchtigkeit der Bevölkerung hat sich durch den letzten Feldzug in Afghanistan gehoben und steht zu erwarten, dafs sie ihren alten Ruf wieder erlangen wird, den sie sich bei Plassey und Seringapatam erworben hat. Als die brauchbarsten Soldaten gelten die Sikhs, die Bewohner des Pendschab, die Patanen und die Gurkhas, die man auch wohl die englischen Turkos genannt hat. Während des grofsen Aufstandes blieben die zuletzt genannten Stämme den Engländern treu und bei der Niederwerfung der Empörer wetteiferten sie mit den Europäern an Tapferkeit und Ausdauer. Auch die Kämpfe in Afghanistan haben wieder ihre guten Seiten zu Tage treten lassen. Ohne den Mafsstab der Kritik anlegen zu wollen sei hier eine Stelle aus dem Artikel Sir Garnet Wolseleys in der North-American Review über die indische Armee in der Uebersetzung gebracht. Sir Garnet Wolseley sollte bekanntlich 1878 im Kriegsfalle mit Russland das Kommando eines Teiles der Armee übernehmen, und hatte erst in Malta dann in Cypern Gelegenheit die Eigentümlichkeiten des indischen Charakters kennen zu lernen. Der in Rede stehende Artikel ist von Cypern aus geschrieben:

»Das Ehrgefühl ist bei allen Klassen, allen Chargen gleichmäfsig entwickelt und ist nicht wie bei so vielen Armeen des Westens nur im Offiziercorps zu finden.

Wenn es auch Anstofs erregen wird, so erkläre ich ohne Bedenken, dafs die Diamanten der Krone sicherer unter dem Schutze der Sepoys als unter dem europäischer Soldaten wären. Mit Schmerz mufs ich bekennen, dafs mir Fälle, wo englische Truppen die ihnen anvertrauten Kassen bestohlen haben, nicht unbekannt sind, mir ist noch nie von den Sepoys ein ähnliches Verbrechen zu Ohren ge-

kommen. Die laufende Geldsorte besteht in Indien zum gröfsten Teile aus Silber Rupien. Bei einem Garnisonwechsel ist es Aufgabe der Sepoys, wo keine Eisenbahnen vorhanden sind, die Kassen zu eskortieren. Als im Jahre 1857 plötzlich der grofse Aufstand ausbrach, befanden sich wie gewöhnlich eine Anzahl solcher Kommandos auf dem Marsche, die zum Teil den meuterischen Regimentern angehörten; wenn sie auch ihre Offiziere niedermachten, so hielten sie es dennoch für ihre Pflicht, die Kasse nach ihrem Bestimmungsort zu schaffen und dann erst sich ihren aufständischen Stammesbrüdern anzuschliefsen. Nicht ein einziger Fall kam vor, wo die Kasse bestohlen wurde.« *) —

Um die Eigentümlichkeiten in der Organisation der drei bis jetzt in Indien bestehenden Armeen, der Armeen der Präsidentschaften Madras, Bombay und Bengalen verstehen zu können, ist es von Interesse, ihre geschichtliche Entwickelung zu verfolgen, die dazu beitragen wird, den Charakter der Inder und ihren Wert als Soldaten zu beleuchten.

Der Gedanke, Eingeborene nach europäischem Muster auszurüsten und auszubilden, ist zuerst von den Franzosen Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zur Ausführung gebracht. England besafs damals in einzelnen bedeutenden Städten Handels-Faktoreien, zu deren Schutze es sich von den eingeborenen Fürsten die Erlaubnis erwirkt hatte, eine bewaffnete Macht unterhalten zu dürfen. Dies war der Anfang der englisch-ostindischen Handelscompagnie die von ihren Büreaus in Leadenhollstreet in London aus mehr als ein Jahrhundert lang die Geschicke Indiens leiten sollte. Indem die Kaufherren sich in den Angelegenheiten der einzelnen unabhängigen Staaten mischten, sie gegen einander zum Kampfe anreizten, die Partei, die anscheinend die meisten Chancen hatte, unterstützte, erwarben sie bei den Friedensschlüssen für sich immer neue Vorteile, die zum Teil in dem Zugeständnis neuer oder Bestätigung alter Gerechtsame zum Teil aber auch in Gebietserweiterung bestanden. Schon Ende des siebenzehnten Jahrhunderts wurden Madras und Calcutta zu Präsidentschaften erhoben. Noch gröfsere Vorteile erwuchsen der Compagnie, als nach der Plünderung Delhi's durch die Perser das Reich des Grofs-Moguls sich auflöste und die benachbarten Fürsten sich bemühten, irgend einen Gebietsteil zu erwerben. In dieser Periode haben wir auch die erste Verwendung eingeborener Truppen seitens

*) Weniger skrupulös waren sonst die Sepoys, wenn sie nach Vertreibung ihrer Offiziere, sich der Kassen bemächtigen konnten, so erbrachen sie z. B. in Delhi die Kriegskasse, die einen Inhalt von 40,000,000 Mark hatte.

der Engländer zu verzeichnen, das Jahr 1748 ist das Geburtsjahr der Sepoy-Armee. In diesem Jahre belagerte Frankreich zu Gunsten einiger einheimischer Fürsten mit bewaffneten Eingeborenen die Festung Trichinopoly im Süden des Dekkan. Der Fall der Stadt war gleichbedeutend mit der Verdrängung Englands aus dem südlichen Teile der Halbinsel. In Madras, dem Sitze der Regierung, herrschte die gröfste Bestürzung und Mutlosigkeit. Nur Clive, ein zweiundzwanzig Jahr alter Handlungscommis, den sein Vater wider Willen in ein Comptoir gesteckt hatte und in dem eine richtige Soldatennatur verborgen war, verzweifelte nicht, er erbot sich die Franzosen und Inder zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Endlich wurde ihm das Oberkommando über eine Kolonne von 500 Mann anvertraut, 200 derselben waren Europäer, der Abschaum der Bevölkerung, der Rest schnell bewaffnete Eingeborene. Unter Donner und Blitzen betrat er die einige Tagemärsche von Madras gelegene kleine Feste Arcot. Ihre Wälle waren zerfallen, aber da sie an der Rückzugslinie der Franzosen lag, war sie von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die feindliche Besatzung hatte bei seinem Nahen eiligst den Platz geräumt und sogar vergessen, die Geschütze, Munition und Proviantvorräte unbrauchbar zu machen. Sofort machte sich Clive an die Arbeit, der breite sumpfige Graben wurde völlig mit Wasser gefüllt, die zerfallene Brustwehr neu erhöht und ein genügender Thorverschlufs hergestellt. Bald erschienen 10000 Moslems vor der Stadt, bei denen sich auch eine Abteilung Franzosen befand. Es war gerade das Fest Hussein Alis, an dem jeder im Kampf Gefallene von den Huris direkt in's Paradies getragen wird, kein Tag schien dem Sturm günstiger als dieser. Weder der Fanatismus der Stürmenden, die reihenweise hingestreckt wurden oder einen elenden Tod in den Gräben fanden, wo anstatt der Huris sie Krokodille erwarteten, noch das anhaltende Geschützfeuer vermochten den Mut der kleinen Besatzung zu beugen. Mifsmutig kehrten die Moslems in's Lager zurück, sie mufsten sich jetzt damit begnügen, die Festung auszuhungern. Die Ausdauer der kleinen Besatzung sucht ihres Gleichen in der Kriegsgeschichte, nicht allein, dafs sie von einer zwanzigfachen Ueberlegenheit eingeschlossen war und wenig Aussicht auf Entsatz hatte, wurden ihre Reihen noch durch Krankheiten gelichtet, und dazu fing der Proviant an zu mangeln. In edler Selbstverleugnung, wie dieselben Truppen hundert Jahre später bei Jellalabad, verzichteten die Inder auf ihre Fleischportionen, da sie glaubten, dafs die Engländer sie nicht entbehren könnten. Aber in stummer Unthätigkeit, den Lauf der

Dinge abzuwarten und alles dem Kismet zu überlassen, war damals nicht Sache der Moslems. Mollahs hatten den Kampfeseifer neu angefacht, grofsartige Vorbereitungen waren getroffen, so dafs der Sieg nicht mehr zweifelhaft schien. Elephanten sollten mit ihren gepanzerten Stirnen die Thore einrennen und auf grofsen Flössen sollten die Gräben überschritten werden. Aber Clive war auf alles vorbereitet. Die Elephanten wurden verwundet und richteten Verwüstung und Verwirrung unter den eigenen Truppen an. Vollkugeln und Bomben zerstörten die Flöfse, während ein Kartätschhagel längs der Gräben aus den Flankengeschützen alle Versuche die Ueberreste der Flöfse zu benutzen, vereitelte. Die wenigen, die die Brustwehr erreichten, fanden dort unter den Bajonetten der Verteidiger ihren Tod. Der Sturm war abgeschlagen. In banger Erwartung sah Clive den kommenden Tag entgegen, der Proviant war aufgezehrt, die Munition erschöpft und die Reihen der Verteidiger waren gelichtet. Aber Clives Herz bebte nicht, in den wenigen Wochen hatte er gelernt, sich auf seine Leute zu verlassen, ergaben sie sich, so hatten sie keine Schonung zu gewärtigen, davon war jeder überzeugt, aber jeder war fest entschlossen in dem Kampfe am nächsten Tage mit ihrem Führer zu siegen oder zu sterben. — Der Tag zeigte ihnen das eiligst verlassene Lager des Feindes. Die Besatzung war frei! Mit Beute beladen und voll Selbstvertrauen kehrten die Truppen nach Madras zurück, wo man schon alle Hoffnungen aufgegeben hatte, die kleine Kolonne je wieder zu sehen. Die Verteidigung von Arcot bildet ein schönes Blatt in den Annalen der anglo-indischen Armee, auf die jede Armee stolz sein könnte. In Madras hielt man Clive jetzt jedem Kommando gewachsen und als bald darauf die Franzosen eine Expedition ausrüsteten, und die bei Arcot erlittene Schlappe wieder gut zu machen, übergab man ihm den Oberbefehl über die schwachen Streitkräfte der Präsidentschaft. In heifser Schlacht blieb Clive Sieger. Bald wurde aber seine Hülfe durch die Schwester-Kolonie Calcutta in Anspruch genommen. Der Nabob von Bengalen hatte 1756 das Calcutta beherrschende Fort William eingenommen, sämtliche Europäer, 146 Köpfe an der Zahl, die in seine Hände fielen, in einem engen Raume (black-hole) der nur 18 Kubikmeter Inhalt und nur 2 Fenster zur Ventilation hatte, eingeschlossen, am andern Morgen athmeten nur noch dreiundzwanzig. Mit einem kleinen Heere von 3000 Mann, dessen Kern 1000 Engländer bildeten, eilte Clive in Eilmärschen zum Entsatze herbei. Bei dem kleinen Orte Plassey wurde man des Heeres des Nabobs ansichtig, welches 40000 Mann Infanterie, 15000 Mann Kavallerie und 50 schwere

Geschütze zählte, ein kleines Detachement Franzosen hatte sich dem Nabob angeschlossen. Mehrere Führer verloren angesichts der Ueberzahl jetzt den Mut und machten im Kriegsrathe den Vorschlag, ob es nicht besser wäre zu unterhandeln. Clive bat sich eine Stunde Bedenkzeit aus, die er schlafend unter einem Baume zubrachte. Als er geweckt wurde, erklärte er ohne weiteres angreifen zu wollen, die aber nicht den Mut hätten, mit ihm das gleiche Schicksal zu teilen, möchten ihn verlassen. Wie in einem ähnlichen Falle vor der Schlacht Cäsars gegen Ariovist, so erklärten jetzt auch alle kämpfen zu wollen. Das schönste Resultat belohnte diesen heroischen Entschlufs, nach heftigem Kampfe, die Franzosen hatten sich wie die Löwen gewehrt, war der Tag zu Gunsten der Engländer entschieden. Die Geschütze, das Lager mit der Bagage des Nabob fielen den Truppen in die Hände. Die Folge war, dafs ganz Unter-Bengalen wieder die Herrschaft Englands anerkannte. Kann man die Schlacht von Warschau als den Grundstein der militärischen Gröfse Preufsens betrachten, so Plassey als den Grundstein der englischen Herrschaft im Orient. Aber erst nach neunjährigen Kämpfen und nachdem die Franzosen bis auf wenige Punkte ihre Besitzungen in Vorder-Indien abgetreten, hatte man einige Zeit der Ruhe und konnte daran denken, manche vorhandene Mifsbräuche abzustellen und das Heer zu organisieren. Die höchste Militär- und Civilbehörde war der Generalgouverneur, dem ein hoher Rath beigegeben nnd der gleichzeitig Präsident von Bengalen war. Die Armee zählte in den drei Präsidentschaften Madras, Bengalen und Bombay (die Streitkräfte dieser Präsidentschaft waren sehr unbedeutend) 1400 europäische Offiziere, 40,000 Mann Eingeborene und 7500 Mann Europäer. Die Regimenter der Eingeborenen wurden von europäischen Hauptleuten kommandiert, denen einige Subalternoffiziere beigegeben waren. Die übrigen Offiziere wurden den besseren Kasten der Eingeborenen entnommen. Die Disziplin war eine äufserst lockere und traten alle Mängel in dem von den Franzosen angestifteten Mahrattenkriege zu Tage. Zwei mächtige Fürsten Hyder Ali und der Mahratte Tippo Sahib verbündeten sich zum Kampfe gegen England, vom Norden bis zum Süden herrschte wilder Aufruhr in Indien und schien sich die Herrschaft der Engländer ihrem Ende zu machen. Der Wahlspruch der alten Römer »divide et impera« wurde von der Compagnie getreulich befolgt. Diplomat und Soldat, die Guinee und das Schwert arbeiteten einander gegenseitig in die Hände, es gelang die indische Coalition zu sprengen, und wer nicht schleunig seinen Frieden mit England machte, hatte

die Uebermacht seiner Waffen zu fühlen. Nur durch die gröfsten Erpressungen und Besteuerungen war es der Compagnie möglich gewesen, die ungeheuren Summen zur Kriegführung aufzubringen. Eine zweite Schilderhebung Tippo Sahibs endete mit dem Verluste der Hälfte seines Reiches. Gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts drang auch die Kunde der ägyptischen Expedition Napoleons nach Indien, Tippo Sahib verbündete sich mit Persien und erklärte England zum dritten Male den Krieg. Nie schwebte die brittische Herrschaft in gröfserer Gefahr. Aber die Schnelligkeit und Energie der Engländer verwandelte die Gefahr in einen glänzenden Triumph. Im blutigen Kampfe fiel die Hauptstadt Tippos, Seringapatam, und fand er unter den Trümmern seinen Tod. Mit ihm starb einer der unversöhnlichsten und gefährlichsten Feinde Englands. Einen kleinen Teil des einst so mächtigen Reiches übergab England einem treuen Raja als tributpflichtiges Lehen. Die indische Armee hatte unterdessen nicht unwichtige Veränderungen erfahren, alle Regimenter zählten jetzt zwei Bataillone mit 5 Stabsoffizieren, 48 Capitäns, 22 Lieutenants und 10 Fähnrichen. Ein grofser Teil dieser Offiziere war mit Civil-Aemtern und diplomatischen Posten betraut, bei Neuerwerbung von Landesteilen hatten die Regimenter Offiziere zu kommandieren, die das Land zu vermessen und Strafsen anzulegen, die die Verwaltung und das Heer zu organisieren hatten. Es wurde jedoch festgesetzt, dafs nicht mehr als 7 Offiziere mit Civilämtern und diplomatischen Funktionen betraut werden dürften, aber ein volles Drittel der übrigen Offiziere war aufserhalb des Regiments in militärischen Stellungen verwandt. In der Politik war eine bedeutende Aenderung eingetreten; hatte man bis dahin alle Staaten als gleichberechtigt betrachtet und mit ihnen, wie mit einem europäischen Staate diplomatische Beziehungen unterhalten, so war unter dem Marquis von Wellesley, dem Bruder des berühmten Lord Wellingtons, das Bestreben Englands, die brittische Macht als herrschende anerkannt zu sehen, der sich alle andern Staaten unterordnen oder feindlich gegenübertreten müfsten. Zogen sie das Letztere vor, dann war ihr Loos nicht lange mehr zweifelhaft, ein Grund zum Kriege war schnell gefunden, unterwarf sich der Rajah ohne langen Widerstand, so überliefs man ihm sein früheres Reich als tributpflichtige Lehen, hatte er aber gewagt, lange den Waffen Englands zu trotzen, so wurde sein Land ohne weiteres dem Besitze der Compagnie einverleibt. Die Besitzungen der Compagnie bedeckten 1817 ein Gebiet von 73514 Quadrat-Meilen mit 120 Millionen steuerbaren

und 50 Millionen tributpflichtigen Unterthanen vom Himalaya bis Ceylon, vom Indus bis zum Irrawaddy.

Eine Gesellschaft von Kaufleuten regierte also ein Land, das ungefähr dreizehnmal so grofs wie das Mutterland und siebenmal so grofs wie Frankreich war.

Wie in späteren Jahren die Verfassung Roms, welche immer die einer Stadtgemeinde blieb, sich nicht dehnbar genug erwies, ein Weltreich zu umfassen, so zeigte sich auch das Regierungssystem der Compagnie nicht allen Anforderungen gewachsen. Ueberall war das kaufmännische Kalkül, das pekuniäre Interesse, mafsgebend. Im Inneren herrschte Unzufriedenheit, die dazu noch von den Emissären Russlands geschürt wurde, die Verträge mit den einheimischen Fürsten wurden auf sophistische Art und Weise umgangen, die Gerichtshöfe sprachen nach Willkür Recht und schon von vornherein sah sich selbst bei den begründetsten Ansprüchen der Inder gegenüber seinem Unterdrücker zurückgesetzt. Die Engländer verachteten Sitte und Religion der Hindus und betrachteten das Land nur als eine ergiebige Goldquelle, die man nach Möglichkeit ausnützen müsse. Von neuem lebte die Despotenwirtschaft asiatischer Fürsten auf und wurde um so drückender empfunden, da sie von den verhafsten Feringhis ausgeübt wurde. Das Wort Macaulays, dafs eines Tages alle Engländer mit abgeschnittenen Hälsen aufwachen würden, sollte nur zu bald zur schrecklichen Wahrheit werden. Im Innern gährte und kochte es, aber in ihrer Sorglosigkeit schenkten die Engländer den Anzeichen des Sturmes keine Aufmerksamkeit. Schon 1824 hatte unweit Calcutta in Barrackpur ein Sepoy-Regiment revoltiert, ohne Frage war der angegebene Grund nicht stichhaltig, die Truppen weigerten sich, eine neue Tschakoform zu tragen und verjagten ihre europäischen Offiziere. Das Regiment wurde von englischen Truppen umstellt und man fuhr Batterien gegen dasfelbe auf, und als die Sepoys sich weigerten, zum Gehorsam zurückzukehren, wurden sie bis auf den letzten Mann vernichtet. Für eine geraume Zeit wirkten solche Beispiele, trugen aber nur dazu bei, die Zahl der Unzufriedenen zu vergröfsern. Nichts beförderte den Aufstand mehr, als die wechselvollen Kämpfe Englands in Afghanistan 1839—1841. Zum ersten Male erkannten die Inder, dafs ihre Unterdrücker nicht unüberwindlich seien. Den interessanten Feldzug, der mit der Vernichtung einer englischen Heeresabteilung endete, hier in seinem ganzen Zusammenhange darzustellen, würde den Rahmen dieser Arbeit um ein bedeutendes überschreiten und müssen wir uns damit begnügen, einige für die Kenntnis der anglo-indischen Armee in-

teressante Episoden herauszugreifen. Mit einer Armee von 9500 Mann, — nur ein Drittel waren, abgesehen von den Offizieren, bei den eingeborenen Regimentern Europäer — der sich dann noch ein Trofs von 36000 Mann (camp-followers) und 30000 Kameelen anschlofs, wurde der Feldzug begonnen. Die ungeheuere Menge des Trosses ist der Fluch aller indischen Armeen, die jede Bewegung erschwert und der neben der Ueberlegenheit der weifsen Rasse die Engländer ihre Erfolge bei der Eroberung des Landes zu danken hatten. Die Religion verbietet dem Hindu manche Dienstverrichtungen vorzunehmen, die deshalb den Parias zufallen. Man hat sich daher bequemen müssen, allen Regimentern, auch wenn sie nur zum Teil aus Hindus bestehen, camp-followers zuzuweisen, vor der Zeit des Aufstandes rechnete man in der Infanterie auf jeden Combattanten drei Mann des Trofs. Noch schlimmer war es in der Kavallerie. Der Hindu der höheren Kaste darf das Gras für sein Pferd nicht selbst schneiden, nicht einmal Wasser für dasselbe holen. Jeder Offizier hatte acht bis zehn Burschen nötig, die alle wenig thun, aber bezahlt sein wollen. Jedem ist ein bestimmter Wirkungskreis vorgeschrieben, den er auch genau inne hält, der eine reinigt die Bekleidung seines Herrn, ein anderer putzt das Pferd, ein Dritter besorgt das Mittagessen darf aber nicht das nötige Wasser holen oder Holz spalten. Einer hat dem Herrn kühlende Luft zuzufecheln, während wieder ein anderer den Dienst als Thürhüter versieht. Es ist dieses eine bis in's Unglaubliche gehende Teilung der Arbeit. Aber mit der einem Regiment reglementarisch gestatteten Zahl ist es noch nicht genug, viele der Dienerschaft sind verheiratet und folgen mit Kind und Kegel der Armee, ihnen schliefsen sich dann noch Hausirer und Marketender an, die bei einem Feldzuge zu verdienen hoffen.

Mehr als je erwiesen sich die indischen Truppen in diesem Feldzuge unzuverlässig, wenn wir auch nicht die heroische Verteidigung von Jellalabad zu erwähnen vergessen dürfen. Bei einer Attake gegen afghanische Kavallerie liefsen bengalische Reiter ihre europäischen Offiziere im Stich, und ohne sich zu rühren, sahen sie wie letztere von den Afghanen zusammengehauen wurden. — Als dann am 6. Januar 1841 die Truppen, 4500 Combattanten und 12000 camp-followers, Kabul verliefsen, waren es die Inder, die einen geordneten Rückzug unmöglich machten. Die Kälte und mehrere Biwaks im Schnee hatten sie so mitgenommen, dafs sie kaum noch die Gewehre tragen, geschweige sie im Kampfe mit Vorteil gebrauchen konnten. Auf dem Marsche dehnte sich ihre Kolonne über Gebühr aus, wurden dann aber die Truppen ange-

griffen, so suchten die Hindus Schutz bei dem einzigen bei der Kolonne befindlichen europäischen Bataillon, wodurch dessen Aufgabe sehr erschwert wurde. Im Paſs von Jugduluck wurden die wehrlosen Inder von den Afghanen wie die Schafe niedergemacht. — Die Garnison von Ghuzin bestand aus einem Sepoy-Regiment und einem schwachen Detachement Europäer, nach dreimonatlicher Belagerung traten die Sepoys mit den Afghanen insgeheim in Unterhandlungen und lieſsen sie in die Festung ein. Die Europäer und die wenig treu gebliebenen Hindus warfen sich in die Citadelle, wo sie sich noch weitere zwei Monate verteidigten. In dieser Zeit, wo die englischen Waffen trotz der Tapferkeit und der Hingebung Einzelner nur Miſserfolge zu verzeichnen hatten und ihr Ansehen durch die Unfähigkeit und Unentschlossenheit ihrer Führer erschüttert wurde, bildet die Verteidigung Jellalabads durch den Generale Sale einen hellleuchtenden Glanzpunkt. Sein tapferes Ausharren ermöglichte die schnellere Wiedereroberung des Landes; Jellalabad bildete gleichsam den Angelpunkt der englischen Offensive. Mit einem europäischen (13.) und einem indischen Regiment (35.) befand sich Sale auf dem Rückmarsche nach Indien. In Jellalabad erreichte ihn die Nachricht, daſs ein Aufruhr in Kabul ausgebrochen und der englische Gesandte ermordet wäre. Sale beschloſs nun, bis ihm weitere Befehle zugehen würden, Jellalabad zu behaupten. Die verfallenen Werke wurden rasch wieder ausgebessert, Proviantvorräthe herbeigeschafft und durch Ausarbeitung und Einübung einer genauen Rollenverteilung alles auf den Kampf vorbereitet. Durch kräftige Ausfälle wurden zwei afghanische Einschlieſsungsheere zersprengt. Ein Erdbeben zerstörte die Wälle und verschüttete den Graben, der Proviant fing an zu mangeln, aber nichts vermochte einen Einfluſs auf die Thatkraft Sales auszuüben. Sein kräftiger Geist teilte sich den Truppen mit, mit Freudigkeit und Eifer unterzogen sie sich dem anstrengenden Wach- und Arbeitsdienste, freiwillig verzichteten die Sepoys auf ihre Fleischportionen und begnügten sich mit Reis und Wasser. Als nun die Nachricht einlief, daſs die Entsatzarmee geschlagen sei, die Proviantvorräthe auf die Neige gingen und man keine Aussichten hatte, sie wieder zu ergänzen, auch man nur noch über ungefähr 30 Patronen pro Kopf verfügte, berief Sale einen Kriegsrath.

Einstimmig erklärten alle sich durchschlagen zu wollen, koste es was es wolle, wie das Schicksal der Kabul-Armee gezeigt hatte, war Kapitulation gleichbedeutend mit Untergang. Es war ein Schritt der Verzweifelung, 90 km von dem nächsten Posten ent-

fernt, in einem unwegsamen rauhen Lande, in dem jeder Mensch ein Feind Englands war, hing das Gelingen des Plans nur von der Bravour und der Umsicht der einzelnen ab. Die Aufgabe Hammerstein's sich einen Weg durch die Menin belagernden Franzosen zu bahnen, ist im Vergleich hierzu leicht zu nennen.

Am 7. April machte die Garnison einen Ausfall, die campfollowers waren mit Lanzen, Sensen und alten Gewehren bewaffnet und sollten die Bagage vor Angriffen der Afghanen sichern. Es entspann sich ein heftiger, für beide Teile verlustreicher Kampf, in dem schliefslich das weit überlegene Heer der Afghanen in das Gebirge geworfen wurde. Die Truppen kehrten in die Stadt zurück; am nächsten Tage traf auch die Nachricht ein, dafs die Entsatz-Armee unter Pollock Ali-Musjid genommen habe und bald eintreffen werde. Mit ihm vereint vollendete Sale seinen Rachezug gegen Kabul mit der romantischen Befreiung der Gefangenen.

Am Schlusse des Krieges bestanden die Streitkräfte in Indien aus:

22 Bataillone europäischer Infanterie (einschl. 9 Bataillone der Compagnie),

4 europäische Kavallerie-Regimenter,

9 europäische Artillerie-Compagnien,

155 Bataillone eingeborener Infanterie,

21 Regimenter eingeborener Kavallerie,

24 Artillerie-Compagnien.

Im Ganzen 280000 Mann aller Waffen mit 45000 Europäern, darunter aber nur 22000 Mann königliche Truppen. In gewisser Weise kann man die Streitkräfte der eingeborenen Fürsten in der Höhe von 35000 Mann mit englischen Offizieren noch hinzurechnen. Die unter den Waffen gehaltene Militärmacht belief sich also im Ganzen auf 315000 Mann. (Fortsetzung folgt.)

IV.

Die Schweiz und ihre Neutralität bei einem Kriege Frankreichs gegen Deutschland.

Seit dem Jahre 1871 ist vielfach von der Schweiz aus in Broschüren wie Artikeln der Tagespresse die Frage in Anregung gebracht worden, ob die Neutralität der Schweiz in dem nächsten

Kriege Frankreichs gegen Deutschland von den kriegführenden Mächten aufrecht erhalten bleiben werde, bezw. von der Schweiz nötigen Falles aufrecht erhalten werden könne.

Im Allgemeinen hat sich die militärische Presse Deutschlands darauf beschränkt, den Inhalt jener Schriften ohne eine eingehende Kritik mitzuteilen; auch bei den Betrachtungen über das Kriegstheater eines neuen deutsch-französischen Krieges ist die Schweiz nur selten in Erwägung gekommen. Sonach dürfte der Schlufs nicht unberechtigt sein, dafs in den Reihen der deutschen Armee der Gedanke an die Ausdehnung der Operationen durch die Schweiz im Allgemeinen keinen Anklang findet. Da indessen unsere Schweizer-Nachbarn bei ihren Erörterungen zu ganz anderen Resultaten gekommen sind, da sie eine Verletzung der Neutralität, und zwar von Seiten der Franzosen, für fast zweifellos ansehen, so dürfte eine Besprechung der Frage selbst und der Gründe für eine so verschiedene Beantwortung derselben nicht ohne Interesse sein. —

Bei der Betrachtung über den Wert der Neutralität der Schweiz wird man zwei Grundsätze festzuhalten haben. Einmal, dafs die Erklärung, durch welche die Mächte Preufsen, Oesterreich, Frankreich, Grofsbrittannien und Russland am 20. November 1815 die Neutralität des Schweizer Territoriums ausgesprochen haben, keineswegs auch die ausdrückliche Verpflichtung dieser Staaten enthält, jede Neutralitäts-Verletzung mit Waffengewalt zu verhindern — wie dieses z. B. bei Belgien der Fall ist, — und zweitens, dafs die Schweiz freiwillig niemals diese Neutralität aufgeben wird.

Seit 66 Jahren von den Kriegsstürmen, welche über die benachbarten Länder dahinbrausten, unberührt geblieben, konnten Handel und Industrie in der kleinen Republik mächtig aufblühen, der Wohlstand der Bevölkerung stetig zunehmen. Die von jeher so freiheitsliebenden Bewohner aber lernten ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von Neuem wertschätzen, nachdem ihr Vaterland lange Zeit der Tummelplatz fremder Heere und fremder Interessen gewesen war. Die Neutralität wurde sonach mit eine Hauptquelle für das Glück des Landes, und es erscheint undenkbar, dafs ein Volk, welches die Erkenntnis hierfür vollkommen besitzt, freiwillig durch die Beteiligung an einem Kriege — und sei es auch nur durch die Erlaubnis zum ungehinderten Truppendurchzug — seine höchsten Güter auf's Spiel setzen werde. Denn nicht nur, dafs die schliefsliche Entscheidung doch eine sehr ungewisse ist, sondern selbst im günstigsten Falle könnte sich der Sieger plötzlich erinnern, dafs ein Teil des Besitzstandes seines schwachen Bundesgenossen für ihn

selbst höchst notwendig sei; vielleicht aus strategischen Rücksichten oder zur Abrundung der Grenzen, vielleicht aber auch nur der historischen Erinnerung wegen. Rumänien bietet noch in neuester Zeit ein sehr lehrreiches Beispiel in dieser Beziehung.

Das schweizer Volk hat, wie gesagt, sein wahres Interesse richtig erkannt, es ist sich aber auch vollkommen bewufst, dafs die Neutralität seines Vaterlandes, — weil es Deutschland von Italien, Oesterreich von Frankreich trennt — für diese Mächte gegenwärtig fast noch höheren Wert besitzt als 1815 und es fühlt deshalb die Verpflichtug, nötigenfalls diese Neutralität mit bewaffneter Hand aufrecht zu erhalten. Wer dieselbe verletzen wird, kehrt damit also auch die schweizer Wehrkraft gegen sich.

Die Vorteile der durch Verletzung der Neutralität erschlossenen Zugänglichkeit der Schweiz werden daher genau gegen die aktive Mitwirkung derselben auf Seiten des Gegners abzuwägen sein. »In einem solchen Falle kann aber gar kein Zweifel entstehen, wem den beiden Kriegführenden dadurch ein Vorteil wird, — unstreitig dem, auf dessen Seite das dritte Land tritt, wenn seine aktive Mitwirkung irgend ein bedeutendes Gewicht in die Waage legt.« —*)

Prüfen wir daher zunächst die Wehrkraft der Schweiz.

Der kompetenteste Beurteiler, Feldmarschall Graf Moltke, sagt in Bezug auf dieselbe in dem von Winter 1868/69 datierenden Memoire über die Mobilmachung und den Aufmarsch der deutschen Armee im Falle eines Krieges gegen Frankreich: »Nicht mindere Schwierigkeiten würde für Frankreich die Verletzung der Neutralität der Schweiz hervorrufen, wo es einer starken und wohl organisierten Miliz begegnet.«

Seit dem aber hat die Schweiz ihre Streitkräfte nicht nur der Zahl nach beinahe verdoppelt, sondern durch eine verbesserte Organisation haben dieselben vor Allem an Qualität bedeutend gewonnen und gegenwärtig steht auch in diesem neutralen Lande der Militäretat mit $15^1/_2$ Mill. Fr. in dem im Ganzen $40^3/_4$ Mill. betragenden Ausgabe-Budget oben an.

Die Veranlassung hierzu wurden die Ereignisse der Jahre 1870 und 71. Am 16. Juli wurden 5 Divisionen aufgeboten, welche bereits am 19., dem Tage der Kriegserklärung, in der Stärke von 37,423 Mann, 3541 Pferden und 66 Geschützen koncentriert waren, während die ersten Truppen schon in der Nacht vom 16. zum 17. sich des Rheinübergangs bei Basel versichert hatten. Die Schnelligkeit dieser

*) General v. Clausewitz. Feldzüge von 1799.

Aufstellung, sowie die dabei bewiesene Mannszucht und gute Haltung der Truppen gereichen gewiſs der schweizerischen Armee zum hohen Lobe, immerhin traten dabei aber so gewaltige Mängel zu Tage, daſs sie zu einer vollständigen Reorganisation des Heeres führten. Die hauptsächlichsten dieser Mängel waren nach dem Berichte des Oberkommandierenden, General Herzog, bezw. des Bundesrats folgende:

ungleichmäſsige, sowie teilweis mangelhafte, elementare und taktische Ausbildung der Mannschaft,

mangelhafte Bekleidung und Ausrüstung derselben,

Ungewandtheit und Mangel an Dienstkenntnis bei vielen Offizieren und Beamten,

Instradierung der Truppen seitens der einzelnen Kantone vor vollendeter Mobilmachung und dadurch herbeigeführte fortdauernde Nachsendungen von Mannschaften und Material, wodurch wiederum bedeutende Friktionen bei den Transporten etc. entstanden.

Alle diese Uebel wurzelten indessen in der Decentralisierung der gesamten Organisation, welche in Friedenszeiten dem Bund gegenüber den einzelnen Kantonen nur sehr unzulängliche Befugnisse einräumte.

Der Hauptwert der Neuorganisation vom Jahre 1874 besteht daher darin, daſs nunmehr die gesamte Aushebung, Ausbildung, Bewaffnung und Ausrüstung des Heeres vom Bunde geleitet und überwacht wird.

Die Grundlage*) der gegenwärtigen Wehrverfassung ist das Milizsystem mit allgemeiner Wehrpflicht vom 20. bis vollendeten 44. Lebensjahre. Die Nichtdienenden haben eine Ersatzsteuer von 6—50 Frcs. jährlich zu bezahlen. Die 12 ersten Jahrgänge bilden die eigentliche Feldarmee — den Auszug, — der Rest die Landwehr. Der Auszug besteht aus 98 Füsilier-, 8 Schützen-Bataillonen zu je 4 Compagnien, 24 Schwadronen Dragoner, 12 Guiden-Compagnien, 48 Feld-, 2 Gebirgs-Batterien zu 6 Geschützen, 10 Positions-Artillerie-Compagnien und den Spezialwaffen, im Ganzen 104,544 Mann. Die Landwehr formiert 88 Füsilier-, 8 Schützen-Bataillone, 24 Schwadronen Dragoner, 12 Guiden-Compagnien, 8 Feld-Batterien und 15 Positions-Artillerie-Compagnien und die Spezialwaffen; im Ganzen 97,134 Mann.

---

*) Die folgenden Angaben sind im Allgemeinen der Registrande von 1879 entnommen.

Die etatsmäfsige Stärke des Heeres beträgt demnach 201,678 Mann. In Kontrole befanden sich dagegen am 1. Januar 1881:

117,795 Mann des Auszugs, 92,736 Mann der Landwehr, also im Ganzen 210,531 Mann, woraus sich ein Ueberschufs von rund 10,000 Mann ergiebt. 10% Ausfall im Mobilmachungsfall abgerechnet ergiebt eine Kriegsstärke von etwa 190,000 Mann.

Die strategische Einheit der Bundesarmee bildet die Armee-Division, welche aus 2 Infanterie-Brigaden, vereint mit der entsprechenden Anzahl anderer Waffen, gebildet wird. Das gesamte Territorium der Eidgenossenschaft ist unter Berücksichtigung der Kantongrenzen sowie der drei in der Schweiz vertretenen Sprachen in 8 Kreise eingeteilt, von denen jeder 1 Division aufzustellen hat. Innerhalb dieser Kreise hat wieder jedes Bataillon seinen genau abgegrenzten Kompletierungsbezirk.

Die Ausbildung des schweizer Soldaten erfolgt in den sogenannten Rekrutenschulen, welche je nach der Waffengattung eine 42—60 tägige Dauer haben.

Um diesen Schulen ein wenigstens einigermafsen vorgebildetes Material zuzuführen, hat die gesamte männliche Jugend vom 10. bis 20. Lebensjahre am Turnunterricht teilzunehmen.

Zur Einprägung des in den Rekrutenschulen Erlernten, besonders aber auch zur praktischen Ausbildung dre Offiziere in der Truppenführung finden für den Auszug bei der Kavallerie alljährlich, bei den anderen Waffen alle 2 Jahre »Wiederholungskurse« statt, welche bei der ersteren eine 10, bei den letzteren im Allgemeinen eine 16 tägige Dauer haben. Die Uebungen der einzelnen Truppenverbände sind auf diese Kurse in der Art vertheilt, dafs beim ersten Wiederholungskurs die Bataillons-, beim zweiten die Regiments-, beim dritten die Brigade-Exerzitien, beim vierten schliefslich die Divisions-Manöver mit allen Waffen stattfinden. Aufserdem haben bei den Truppen, welche im Laufe des Jahres nicht übten, eintägige Schiefsübungen stattzufinden, bei welchen jeder Mann, welcher nicht durch sein Schiefsbuch nachweist, dafs er bereits bei einer Schützengesellschaft seine vorschriftsmäfsige Uebung absolviert hat, 25 Schufs abgeben mufs.

An diesen Schiefsübungen nehmen auch die Landwehrleute Teil, welche aufserdem nur alle 4 Jahre zu einem 5 tägigen Wiederholungskurs herangezogen werden.

Es sei hier übrigens beiläufig bemerkt, dafs die weit verbreitete Abnahme, der Schweizer sei gleichsam von Natur ein vortrefflicher Schütze, eine durchaus irrtümliche ist; die Schiefsübungen beweisen

das gerade Gegenteil in so hohem Mafse, dafs der Bundesrath sich veranlafst gesehen hat, hierauf öffentlich hinzuweisen und die Schützengesellschaften durch Prämien zu unterstützen. Diese Mafsregel hat denn auch den gewünschten Erfolg gehabt; die Beteiligung wurde eine sehr viel regere, so dafs von den Schützengesellschaften im Jahre 1880 $10^1/_2$ m Patronen verschossen worden sind.

Auch ein anderes, auf alten Traditionen beruhendes Axiom, dafs das schweizer Volk ein vorzügliches Soldaten-Material liefere, führt vielfach zu einer Ueberschätzung der schweizer Wehrkraft, da die alljährlichen Aushebungsresultate dem durchaus widersprechen. Nach der vorjährigen Registraude des grofsen Generalstabes waren von den im Jahre 1878 ärztlich untersuchten 28,516 Rekruten nur 13,971 diensttauglich; 8623 wurden als dauernd unbrauchbar ausgemustert und 5922 vorläufig zurückgestellt. Von den als diensttauglich Eingestellten beantragte jedoch mehr als der dritte Teil — nämlich 5868 Mann — seine Entlassung wegen körperlicher Mängel und wurde deshalb nochmals untersucht, wobei 3670 Mann nachträglich als dienstunbrauchbar anerkannt wurden.

Diese traurigen Verhältnisse treten in einigen Gebietsteilen stärker hervor als in anderen. Im Bezirk der 4. Division — Kantone Luzern, Unterwalden, Zug und von Bern das obere Emmenthal — ergaben sich 41 % brauchbare, 40 % unbrauchbare und 19 % zurückgettellte. Bei der 5. Division — Kantone Solothurn, Aargau und Basel — war das Verhältnis ungefähr dasselbe, Bei der 6. Division -- Kantone Schaffhausen, Zürich und ein Teil von Schwyz — erreichten von 3922 Dienstpflichtigen 571 Mann nicht das Minimalmafs von 1,56 m, 824 blieben unter dem Minimalgewicht von 50 kg. — 1879 waren die Ergebnisse bei der Aushebung noch ungünstiger, indem nach dem Geschäftsbericht des eidgenössischen Militär-Departements von 29,131 Untersuchten nur 12,508 diensttauglich erklärt wurden.

Besonders vermehrte Aufmerksamkeit gegen früher wird ferner der Ausbildung der Offiziere und Unteroffiziere durch alljährlich stattfindende mehrwöchentliche theoretische und praktische Uebungen zugewandt. Leider sind indessen nach dem Berichte des Militärdepartements die Mittel des Budgets nur unzureichend, so dafs vor Allem nicht die genügende Zahl von Offizier-Aspiranten in den Vorbereitungsschulen ausgebildet werden kann. Diesem Umstand schreibt das Departement hauptsächlich den grofsen Mangel an Offizieren zu, der bei einer Mobilmachung in der empfindlichsten Weise bemerkbar werden dürfte.

Die Bewaffnung der Schweizer Infanterie besteht aus dem Repetiergewehr, System Vetterly, welches 13 Patronen fasst, und einem Säbelbajonnet. Die Schützencompagnien — in Auszug und Landwehr je 32, zusammen 16 Bataillone — führen den etwas kürzeren Repetierstutzen mit Stechschlofs, der 12 Patronen fafst. Die ältesten Jahrgänge der Landwehr werden noch mit aptierten Gewehren bezw. Stutzen M 67 bewaffnet.

An Handfeuerwaffen sind gegenwärtig vorhanden ohne die Karabiner für die Kavallerie: Repetiergewehre bezw. Stutzen 163,540 Aptierte Gewehre bezw. Stutzen 71,753. Im Ganzen 235,293.

Ferner Gewehre verschiedener Modelle 70,350, also überhaupt Gewehre: 305,643, hierzu sind etwa 35 Millionen Patronen vorräthig.

Jeder Mann hat sein Gewehr mit der zugehörigen Taschenmunition, ebenso wie seine gesamte Bekleidung und Ausrüstung, beständig in Händen und ist für die gute Instandhaltung derselben verantwortlich. Zur Kontrole finden alljährlich Waffen-Inspektionen statt, deren teilweise ungünstige Resultate sich allmälig zu bessern scheinen. Während z. B. 1875 noch 39 % der Gewehre, meist in Folge innerer Rostansätze, behufs Reparatur abgenommen werden mufsten, war dieses 1877 nur bei 19 %, 1879 bei 8,7 % und 1880 bei 6,2 % der Gewehre erforderlich. Die Kavallerie ist mit Säbel und Repetirkarabiner bewaffnet.

Die Geschütz-Ausrüstung läfst manches zu wünschen übrig. Während für die 48 Feld-Batterien des Auszuges Gufsstahl- bezw. Bronce-Geschütze mit Keilverschlufs nach dem System Broadwell, für die beiden Gebirgsbatterien Krupp'sche Stahlgeschütze vorhanden sind, entspricht das Material der Positions-Artillerie in keiner Weise den Anforderungen der Neuzeit. Das Haupt-Positionsgeschütz, die 12 cm Kanone, kann in ihrer bis 1400 m reichenden Shrapnelwirkung nicht einmal unserm Feldgeschütz die Spitze bieten.

Das Material zur Ausrüstung mit Geschirren, Reit- und Fahrzeugen ist für den Auszug im Allgemeinen vorhanden, für die Landwehr dagegen scheint noch sehr vieles zu fehlen.

Eine Mobilmachung des schweizer Heeres wird durch zwei Umstände wesentlich gefördert: 1) durch die zahlreichen und vorzüglichen Verbindungen, 2) durch den Umstand, dafs die Bewaffnung, Bekleidung und Ausrüstung, — bei der Kavallerie des Auszuges auch das Pferd, dauernd im Besitze des Mannes ist. Aufserordentlich hemmend wird dagegen einwirken, dafs sämtliche übrigen Pferde im Kriegsfall erst zu beschaffen sind, was bei dem an sich

geringen Pferdebestand der Schweiz seine grofsen Schwierigkeiten haben wird.

Die Mobilmachungszeit anlangend, so beweist das Beispiel von 1870 unzweifelhaft, dafs 30—40000 Mann in 2—3 Tagen aufgestellt werden können, wodurch einer Ueberrumpelung vorgebeugt ist. Eine Mobilisierung der gesamten Armee oder wenigstens des Auszuges und des gröfseren Teils der Landwehr (Infanterie) dürfte dagegen nach den in der Registrande angestellten Berechnungen 8 Tage beanspruchen. Ist die Schweiz daher auf ihrer Hut, und daran ist nicht zu zweifeln, so würde sie einem in das Land eindringenden Gegner eine Armee von mindestens 170000 Mann (und zwar:

A. Auszug:	Stäbe	261
	Infanterie	82,460
	Kavallerie	3,524
	Artillerie	12,282
	Genie	3,872
	Sanit.-Person.	2,384
	Verwaltung	1,368
B. Landwehr:	Infanterie	82,460
		188,611
	ab 10% Ausfall	19,000
	bleiben	169,611
C. Geschütze des Auszuges:		300)

entgegenzustellen haben; eine Streitkraft, die, wenn sie auch einer selbst minder starken Armee im freien Felde nicht zu widerstehen vermag und dieses auch wahrscheinlich nicht versuchen wird, ihrem Gegner doch erhebliche Schwierigkeiten bereiten und ihn zu grofser Vorsicht mahnen wird, die also jedenfalls — an die frühere Betrachtung anknüpfend — sehr erheblich in's Gewicht fallen wird. Ganz wesentlich verstärkt würde ihre Widerstandskraft natürlich durch ein zweckmäfsig angelegtes Befestigungssystem werden; indessen kann auf diesen Faktor vor der Hand noch keine Rücksicht genommen werden, da die gegenwärtig in der Schweiz vorhandenen Befestigungen ohne jeden Wert sind. In nicht allzu ferner Zukunft dürfte aber auch in dieser Beziehung eine Aenderung eintreten, nachdem der Bundesrat einer Kommission die Ausarbeitung eines Landesbefestigungsplanes übertragen hat.

Wenn ich nunmehr dazu übergehe, den Einflufs auf die Operationen zu erörtern, welchen die Verletzung der Neutralität der Schweiz seitens eines in der Offensive befindlichen deutschen oder

französischen Heeres ausüben würde, so kann ich mich bezüglich Deutschlands ziemlich kurz fassen.

Das Ziel der Operationen der deutschen Armee wird stets sein: Eroberung von Paris nach Niederwerfung der französischen Kriegsmacht. — Als die Alliierten 1814 zur Erreichung desselben Zweckes mit der Hauptarmee den Weg durch die Schweiz wählten, geschah dieses vornämlich im Interesse Oestreichs, welches die Gelegenheit benutzen wollte, um seinen früheren Einflufs in der Schweiz wieder herzustellen. Nach den offiziell angegebenen Gründen wollte man freilich die Festungen an der Nordostgrenze umgehen, Napoleon von den aus Italien zu erwartenden Verstärkungen trennen und der französischen Armee in den Rücken fallen. Gegenwärtig wird in Folge der geographischen Lage Deutschlands und Frankreichs zu einander der Hauptstofs stets gegen die Nordostgrenze Frankreichs erfolgen, und wenn Gneisenau und seine Gesinnungsgenossen schon 1814 den von Oestreich entworfenen Plan mifsbilligten, so würde heute der Angriff eines Teils des deutschen Heeres durch die Schweiz weder einen Zweck noch Aussicht auf Erfolg haben. Denn die Idee, etwa durch einen Druck auf die rechte Flanke der französischen Aufstellung den Durchbruch der Hauptarmee durch den französischen Festungsgürtel zu erleichtern, oder die französische Armee, welche sich nach einer etwaigen Niederlage an der Maas statt in der Richtung auf Paris nach dem Plateau von Langres — welches neuerdings vielfach als das natürliche Reduit Frankreichs bezeichnet wird — zurückgezogen hätte, in der rechten Flanke und im Rücken zu umgehen, erweist sich sofort als unausführbar angesichts des schweizer Heeres, des schwer zu passierenden Jura — dessen Strafsen überdies durch neue und vorzüglich ausgerüstete Forts gesperrt sind, — der Festungen Belfort, Besançon, Langres, Dijon und Lyon — sämtlich Waffenplätze 1. Ranges. —

Durch die Heranziehung der Schweiz in die deutschen Operationen würde also nicht nur die Deckung der strategischen linken Flanke freiwillig aufgegeben, die Streitkräfte nutzlos verzettelt werden, sondern die in der Schweiz befindliche Armee könnte, im Falle die Franzosen siegreich gegen den Rhein vordrängen, obendrein in eine sehr gefährliche Lage kommen, wenn ein in der Richtung Belfort — Basel — Zürich vordringendes französisches Heer ihr den Rückweg verlegen wollte.

Die Verletzung der Neutralität von Seiten Deutschlands wird daher auch allgemein als höchst unwahrscheinlich angesehen; dagegen soll dieselbe nach Ansicht der Schweizer der französischen

Offensive sehr bedeutende Vorteile gewähren. Darüber, worin diese Vorteile eigentlich bestehen sollen, herrschen allerdings zum Teil recht unklare Anschauungen. So sehen einige schon in den ganz allgemeinen geographischen Eigentümlichkeiten der Schweiz einen Grund zur französischen Invasion. Sie folgern z. B. »aus der Möglichkeit, von einem einzelnen höheren Punkte die niedere Gegend in einem gewissen Sinne zu beherrschen, eine ganze allgemein gedachte Herrschaft der höheren Gegend über die niedere,«*) oder sie halten »den Besitzer der Quellen des Rheins auch für den Beherrscher des ganzen Laufes desselben.«

Wenn man aber von diesen veralteten Anschauungen Einzelner absieht, so gipfeln die Argumente in dem Satze: Durch die Schweiz führen die Operationslinien gegen die verwundbarste Seite Deutschlands.

Dieser Auffassung von der Bedeutung Süddeutschlands scheinen aufser milirärischen auch politische Rücksichten zu Grunde zu liegen.

Was zunächst die Letzteren anbetrifft, so erscheinen dieselben nach den Ereignissen des Jahres 1870 als durchaus hinfällig. Trotzdem damals die Gefahr eines Einbruchs der Franzosen nach Süddeutschland ungleich näher lag als jetzt, schlossen sich die süddeutschen Fürsten sofort der Kriegserklärung an Frankreich an und »zögerten in Hingebung an die gemeinsame Sache und im Vertrauen auf die obere Heeresleitung nicht, das eigene Landesgebiet von ihrer aktiven Militärmacht zu entblöfsen, um sie dem norddeutschen Heere unmittelbar anzureihen.« **)

Heute hat Frankreich mit dem durch feste Verträge geeinigten Deutschland zu rechnen, und wenn auch bei der inneren Konsolidierung des Reiches hier und da Gegensätze auf einanderstofsen, so giebt dies noch keineswegs das Recht an dem treuen gemeinsamen Einstehen des ganzen deutschen Volkes gegen äufsere Gefahren, an der Loyalität der deutschen Fürsten zu zweifeln. Pläne, welche sich auf die Neutralisierung oder gar den Abfall der süddeutschen Staaten vom Reiche gründen, sind daher von vornherein als illusorisch zu verwerfen.

Indessen auch die militärische Bedeutung Süddeutschlands scheint man in der Schweiz bedeutend zu überschätzen. Der Grund hierfür liegt nach meiner Meinung darin, dafs die Schweizer die durch das Jahr 1866 geschaffene Lage nicht genügend würdigen. So berufen

*) General v. Clausewitz, Feldzüge von 1799.

**) Generalstabswerk Bd. 1.

sie sich vielfach auf Beispiele aus der älteren Kriegsgeschichte oder auf militärische Werke und Aussprüche, welche vor jenem Jahre veröffentlicht sind.

Nun lag in früheren deutsch-französischen Kriegen für die Franzosen der Schwerpunkt der Entscheidung in Wien — Wien mufste daher das Endziel aller ihrer Operationen sein. Die Operationslinien dorthin aber führten durch Süddeutschland, und folglich mufste dieses zunächst erobert werden, wodurch obenein der ganze staatliche Zusammenhang des Reiches erschüttert wurde. Ein französisches Heer, welches dabei durch die Schweiz über den oberen Rhein nach Süddeutschland vordrang, bedrohte auf das Wirksamste die gesamten Rückzugslinien einer in Schwaben und am Rhein operierenden österreichischen Armee. In diesem Sinne betrachtet hat Thiers zweifellos ganz Recht, wenn er in seiner Geschichte der französischen Revolution sagt: »Die Schweiz hat nur einen wirklichen Vorteil, Frankreich die direkten Einfallsthore nach Oesterreich . . . . . zu öffnen.« Wenn nun auch Thiers dem ganzen Zusammenhange nach in diesem Satze Oesterreich mit dem alten deutschen Reiche identifiziert, so geht doch schon aus dem Vorhergesagten hervor, dafs es durchaus falsch ist, diesen Anspruch auch auf das heutige deutsche Reich anzuwenden, wie es von schweizer Seite geschehen ist.

Eine Invasion Süddeutschlands hat gegenwärtig nur einen sekundären Wert, insofern sie die materiellen Hülfsmittel des Landes unserer Armee entzieht; auf den Gang der Operationen wird sie aber keinen erheblichen Einflufs ausüben, da der Schwerpunkt der militärischen Macht Deutschslands aus dem Süden nach dem Norden verschoben ist, die Entscheidung folglich immerhin zwischen Paris und Berlin liegen wird, und eine im Vormarsch begriffene deutsche Armee nördlich des Main vollkommen genügende und gesicherte rückwärtige Verbindungen besitzen wird.

Die Mafsnahmen der deutschen Heeresleitung bei Ausbruch des Krieges 1870 berechtigen mich zu dieser Annahme. Süddeutschland wurde damals trotz der naheliegenden Gefahr einer Invasion von Truppen entblöfst; es läfst sich also auch nicht erwarten, dafs das Gelingen einer solchen die Rückberufung eines Teiles der deutschen Armee aus Frankreich und also die Schwächung der deutschen Offensive zur Folge haben würde.

Gegenüber den geringen Vorteilen, welche sonach ein Angriff gegen Süddeutschland den Franzosen bietet, fällt aber der damit verbundene sehr bedeutende Nachteil der Teilung der Kräfte doppelt

in die Wagschale. Nach der Berechnung in der Registrande beträgt die Effektivstärke des französischen Heeres für 1881

824,241 Mann act. Dienststand und Reserve
142,542 Mann Territorial-Armee,

rund im Ganzen 970,000 Mann gegenüber 1,325,000 Mann deutscher Streitkräfte.

Frankreich würde sich also von vornherein der Wahrscheinlichkeit des Erfolges über die feindliche Haupt-Armee begeben, wenn es einen Heereskörper von solcher Stärke abzweigen würde, welcher im Stande wäre, den Durchmarsch durch die Schweiz zu erzwingen und im Rücken des deutschen Heeres zu operieren. Diese Rücksicht macht an sich schon den Gedanken an eine so weit ausholende und unsichere Operation durchaus unwahrscheinlich. Indessen auch wenn man den bisher entwickelten Gründen nicht beistimmt, ist ein Angriff der Franzosen durch die Schweiz nicht Erfolg verheifsend, sobald seine Ausführung in Betracht gezogen wird.

Nach Ausführung des Gesetzes über den Ausbau des französischen Eisenbahnnetzes stehen Frankreich nach der Schweizer Grenze 10 von den Transporten nach der Nordostgrenze gänzlich unabhängige Linien zur Disposition.

Es sind dies:

1) Orleans — Montargis — Sens — Troyes — Chaumont — Langres — Vesoul — Belfort (zweigeleisig).

2) Orleans — Gien — Clamecy — Avallon — Nuits — Chatillon i/S. — Gray — Besançon — Belfort.

3) Paris — Sens — Dijon — Pontarlier, oder von Dôle auf Besançon (zweigeleisig).

4) Bourges — Nevers — Autun — Montchanin — Chalon — Lons le Saulmier oder Pontarlier.

5) Limoges — Monclucon — Moulins — Macon — Nantua.

6) Perigueux — Tulle — Ceernont — Lyon — Lons le Saulnier.

7) Bordeaux — Aurillac — Lyon auf Genf.

8) Montauban — Castres — Montpellier — die doppelgeleisige Bahn westlich der Rhone über Lyon auf Genf.

9) Toulouse — Narbonne, Nimes — Avignon — Lyon auf Genf mit rückwärtigen Verbindungen bis Bayonne — Perpignan — Toulon (zweigeleisig).

10) Nice — Toulon — Aix — Grenoble — Chambéry oder Briançon — Chambéry auf Genf.

Die Endpunkte dieser sämtlichen Linien sind durch eine längs

der Grenze laufende Bahn noch untereinander verbunden; die Debarkierung ist durch die bereits erwähnten französischen Forts an den Jurapässen gesichert. Die französische Heeresleitung vermag also in sehr kurzer Zeit eine bedeutende Macht an jedem beliebigen Punkte der schweizer Grenze zu versammeln, dem weiteren Vormarsch derselben erwachsen aber recht erhebliche Schwierigkeiten. Die kürzeste und auch geographisch günstigste Operationslinie wäre die Strafse Belfort — Basel — Schaffhausen. Dieselbe ist aber sowohl einen Angriff von Norden aus dem Rheinthal als von Süden seitens der Schweizer viel zu sehr ausgesetzt, um als einzige rückwärtige Verbindung eines nach Süddeutschland vordringenden Heeres dienen zu können. Der Erfolg derartiger Unternehmungen würde, namentlich wenn die Invasions-Armee den Rhein bereits überschritten hätte, ziemlich gleich bedeutend mit der Vernichtung dieser Armee sein. Die Franzosen müfsten deshalb ihre Verbindungen über die schweizer Hochebene und den Jura legen und zu dem Zweck zuvor den Jura überschreiten und das schweizer Heer schlagen, oder mit andern Worten: die Schweiz, mit Ausnahme des Hochgebirges erobern.

Der Jura ist ein rauhes, vielfach zerklüftetes, im Ganzen wenig bevölkertes Mittelgebirge, welches bei durchschnittlicher Breite von 3—7 Meilen das westliche und nördliche Grenzgebiet der Schweiz in einer Länge von etwa 40 Meilen ausfüllt. Obwohl die das Gebirge durchschneidenden Strafsen meist in vortrefflichem Zustande sind, ist dasselbe doch wegen der vielen, dicht an einander liegenden Parallelketten und wegen des Mangels an ganz durchgehenden Querthälern schwierig zu überschreiten; hierzu kommt noch der für eine in mehreren Kolonnen marschierende Armee sehr ungünstige Umstand, dafs die Strafsen untereinander gar keine oder nur mangelhafte Verbindung besitzen.

Der gesamte Jura läfst sich in 3 Abschnitte sondern:

1. der südliche vom Genfer-See bis Neuenburger-See bezw. bis zur Strafse Pontarlier — Yverdun,

2. der mittlere vom Neuenburger-See bis zur Strafse Belfort — Pruntrut —Biel.

3. der nördliche von dort bis zur Strafse Belfort — Basel — Aarmündung.

Der mittlere und nördliche Abschnitt — ausgenommen die nördlichsten Ausläufer, welche die Strafse Belfort — Basel — Schaffhausen berühren und überhaupt wegsamer sind — sind für einen französischen Angriff sehr ungünstig. Das Gebirge erreicht hier

seine gröfste Breite, die Strafsen sind sehr beschwerlich und von schroffen Wänden eingeschlossen, die lokale Verteidigungsfähigkeit ist sehr grofs. Nach den Berechnungen, welche Oberst Rothpletz in seiner Broschüre »das System der Landesbefestigung« aufgestellt hat, würden die französischen Kolonnen von der Grenze bis zum Ostfufs des Gebirges, je nach den Wegen, welche sie benutzen, 3—7 Tage nötig haben und zwar keinerlei Widerstand vorausgesetzt. Am Ostfufs des mittleren Abschnittes liegen unmittelbar der Neuenburger und Bieler See; der kaum 5 km breite Landstrich zwischen beiden wird durch die obere Ziehl abgeschlossen, eine Position, welche durch die dahinter liegende Hauptverteidigungslinie der Aar eine erhöhte Bedeutung gewinnt. Ein Versuch hier zu debouchieren kann überhaupt kaum Erfolg haben. Nur wenig günstiger hierfür sind die Aussichten im nördlichen Abschnitt, an dessen Ostfufs die Aar hinfliefst, so dafs auch dort der Raum zur Entwickelung gröfserer Heereskörper fehlt. — Am vorteilhaftesten für die französische Offensive ist der Marsch — durch den südlichen Abschnitt. Das Gebirge hat hier nicht nur an sich die geringste Breite, sondern liegt auch zur gröfseren Hälfte auf französischem Gebiete. Ferner wird das Debouchieren durch die unzureichende lokale Verteidigungsfähigkeit, sowie den zwischen Genfer und Neuenburger See liegenden etwa 60 km breiten und ziemlich offenen Landstrich aufserordentlich begünstigt. Schliefslich könnte eine um das Ostufer des Genfer Sees auf Freiburg vordringende Kolonne den Frontalangriff auf das Wirksamste unterstützen und den Gegner zum Rückzug hinter die Aar zwingen. Es würde für diesen letzteren Fall freilich in Betracht zu ziehen sein, welche Verteidigungsmafsregeln seitens der Schweiz getroffen werden.

Die Frage der zweckmäfsigsten Landesverteidigung bezw. Landesbefestigung ist neuerdings vielfach in der Schweiz diskutiert, ohne bis jetzt zu einem Abschlufs gekommen zu sein. Im Allgemeinen ist aber die Ansicht durchgedrungen, dafs eine direkte Verteidigung des Jura, wie auch der übrigen Grenzen, durch Sperrforts und dahinter liegende gröfsere Waffenplätze wegen der bedeutenden Kosten, des Mangels einer ständigen Besatzung, vor Allem aber wegen des nur zweifelhaften Wertes solcher Forts unzweckmäfsig sei, dafs es vielmehr allein darauf ankomme, die durch die schweizer Hochebene führenden Operationslinien durch Befestigungen zu versperren und so jeden Anreiz zum Einbruch zu beseitigen.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend hat Oberst Rothpletz

eine dreifach gebrochene, etwa 60—70 km lange Linie von Befestigungen vorgeschlagen, deren Teile in Staffeln übergreifen.

Und zwar:

1. Teil: Vom Blauen über den Paſswang zum Ausgang der Balsthaler Klus.
2. Teil: Olten — Aarburg — Hauenstein.
3. Teil: Brugg — Baden.

Es würde zu weit führen, auf die vielen Gründe, welche für und gegen dieses Projekt erhoben sind, näher einzugehen, umsomehr als die zur Prüfung der Landesbefestigungsfrage eingesetzte Kommission sich mit nur 1 Stimme Majorität für dasselbe erklärt und die Bundesversammlung in Folge dessen ihre Entscheidung bis auf Weiteres verschoben hat; ich glaube aber, daſs ein in allerneuester Zeit gemachter Vorschlag, nach welchem im Wesentlichen die untere Aar (von Coblenz bis Brugg), die Limmat und Zürich befestigt werden sollen, wenigstens in einem Kriege Frankreichs gegen Deutschland und die Schweiz den Vorzug verdient. So lange diese Verteidigungslinie im Besitze der Schweizer bleibt, ist eine Ausdehnung der französischen Operationen über den Rhein unmöglich. Die Stellung hat dabei den groſsen Vorzug, daſs sie nur 45 km lang, auf dem rechten Flügel durch den Rhein, auf dem linken durch den Züricher See und das Hochgebirge vorzüglich gedeckt ist und auſserdem in Zürich, dem militärischen Centralpunkt der Schweiz einen sehr wichtigen Stützpunkt besitzt.

Sollte aber das schweizer Heer hier eine entscheidende Niederlage erleiden, so hat es jedenfalls günstiger gelegene und gesichertere Rückzugslinien als in der vom Oberst Rothpletz projektierten Stellung.

Die Aar-Limmat-Linie hat gegenwärtig und so lange die Landesbefestigungsfrage nicht gelöst ist, den weiteren Vorzug, daſs sie groſse natürliche Stärke besitzt und künstlich leicht verstärkt werden kann.

Sollte aber Zürich als moderne Festung und mit der Aufgabe als Central-Stützpunkt der gesamten Landesverteidigung zu dienen, ausgebaut werden, so würde es nach den aufgestellten Berechnungen bei einer 11,2 km langen Einschlieſsungslinie allein etwa 150 bis 200,000 Mann zur Cernierung beanspruchen. In Anschluſs an dieses Projekt ist auch die Befestigung von Basel und Genf in's Auge gefaſst. Abgesehen davon aber, daſs dieselbe überflüssig erscheint, weil eben die Befestigung von Zürich den vorhin erwähnten Zweck der Landesbefestigung: Sperrung der Operationslinie, allein schon

erfüllt, würde dieselbe auch sehr teuer und mit Rücksicht auf die sehr nahe liegenden Grenzen fortifikatorisch kaum ausführbar sein; im Uebrigen aber die Verteidigung zersplittern und keine Aussicht auf Erfolg bieten, weil beide Orte im Feuerbereich jenseits der Grenze befindlicher und beherrschender Höhen liegen.

Es ist bereits hervorgehoben, dafs in Folge der sehr günstigen Chancen, welche der südliche Abschnitt des Jura bietet, der französische Hauptangriff wahrscheinlich dorthin gerichtet sein würde. Unumgänglich verbunden ist aber damit für die Erreichung des Endzieles der grofse Nachteil des Zeitverlustes. Die Entfernung von den französischen Grenzstationen bis Brugg beträgt etwa 300 km, und Oberst Rothpletz berechnet für diese Strecke 13—14 Marschtage. Durch den Beginn der Mobilmachung vor Anfang der Feindseligkeiten, durch den seitens der Schweiz zu erwartenden Widerstand würde sich diese Frist noch ausdehnen, jedenfalls ständen aber mindestens 14 Tage zur Anlage von fortifikatorischen Verstärkungen zu Gebote. Dafs durch letztere aber die Widerstandsfähigkeit gerade der eidgenössischen Armee erheblich verstärkt werden würde, ist schon früher bemerkt. Ebenso lange Zeit würde aber auch der deutschen Heeresleitung bleiben, um ihre Mafsregeln gegen einen etwaigen Uebergang der Franzosen über den Rhein und die weiteren Operationen derselben zu treffen. Es würden ihr zu diesem Zweck 4 Bahnlinien zu Gebote stehen und zwar:

1) Strafsburg — Offenburg — Basel — bezw. Waldshut.

2) Rastatt — Offenburg — Villingen — Donaueschingen — Schaffhausen.

3) Ulm — Singen — Schaffhausen.

4) Stuttgart — Donaueschingen.

Auf die linksrheinische Linie Strafsburg — Mühlhausen — Basel kann wegen der Nähe von Belfort nicht gerechnet werden.

Sehr weit würden diese Operationen aber überhaupt nicht mehr ausgedehnt werden können. Die Franzosen müfsten zur Niederhaltung der Schweiz und zur Sicherung ihrer Verbindungen jedenfalls ein starkes Corps dort stehen lassen, die Cernierung von Ulm auf beiden Ufern der Donau würde weitere 60,000 Mann erfordern, aufserdem sind die Verluste in Anrechnung zu bringen, kurz die Armee würde so geschwächt sein, dafs auf grofse Erfolge nicht mehr zu zählen wäre.

Schliefslich bliebe noch der Fall zu erwägen, dafs die deutsche Armee geschlagen und nach dem Rhein zurückgeworfen wäre. Es erscheint mir auch dann noch wahrscheinlicher, dafs die Franzosen

mit allen verfügbaren Kräften dorthin folgen würden, als dafs sie eine Operation gegen Süddeutschland unternähmen. Sollten sie eine solche aber beabsichtigen, so würde nach der Cernierung von Metz und Strafsburg der Uebergang über den Rhein zwischen Strafsburg und Basel und der Weg durch den Schwarzwald jedenfalls kürzer und bequemer sein, als der Marsch durch die Schweiz.

Ich glaube aus allen diesen Gründen mit Recht folgern zu dürfen, dafs für Deutschland die Gefahr, einen französischen Angriff durch die Schweiz gewärtigen zu müssen, nicht sehr ernstlich ist. Meine Ausführungen beruhen indessen auf der Voraussetzung, dafs der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland lokalisiert bleibt; sie treffen aber nicht mehr zu, sobald noch andere Mächte in denselben eintreten. Im Hinblick auf diese Möglichkeit baut Frankreich sein Eisenbahnnetz nach der Schweizer Grenze immer vollständiger aus und sichert die Jurapässe durch hart an der Grenze liegende Forts; die Schweiz aber fühlt ihre dann sehr gefährdete Lage, und daher das immer lauter werdende Verlangen nach der schleunigen Anlage eines widerstandsfähigen Befestigungssystems.

Es würde zu weit führen, alle dann in Betracht kommenden Kombinationen zu erörtern; es sei nur auf die schon am Anfang gemachte Bemerkung nochmals hingewiesen, dafs die Schweiz, Deutschland und Italien einerseits, Frankreich und Oesterreich andrerseits trennt, und dafs ein Krieg zwischen diesen Mächten überhaupt nur mit Verletzung der Neutralität der Schweiz möglich ist.

V.

Zur Bekleidung und Ausrüstung der Armee.

Von

Spohr,

Oberstlieutenant z. D.

(Schlufs.)

II. Die innere Fufsbekleidung.

Da in unserer Armee die, namentlich für alle marschierenden Fufstruppen günstigste, innere Fufsbekleidung, nämlich Fufslappen aus gebrauchter Leinwand bezw. Shirting, sich noch eines ziemlich

ausgedehnten Gebrauchs erfreuen, so könnten wir uns mit einem bloſsen empfehlenden Hinweis auf dieselben begnügen, hätten wir nicht die Erfahrung gemacht, daſs man ihre Zweckmäſsigkeit vielfach unterschätzt, mit ihrer richtigen Handhabung hier und da nicht vertraut ist und den für die Marschfähigkeit der Truppen so wenig geeigneten Strümpfen nicht nur beim Unteroffizier, sondern auch beim gemeinen Mann immer mehr Eingang gestattet.

Es möge daher eine kurze Darlegung unserer bezüglichen Ansichten, welche auf langjähriger an der Truppe, wie am eignen Körper gesammelter Erfahrung beruhen, hier Platz finden.

Strümpfe sind für die Füſse von Männern, welche, schwer bepackt, andauernd marschieren sollen, selbst so lange sie neu und ganz intakt sind, wenig geeignet. Der wollene Strumpf erregt Fuſsschweiſs, welcher allmälig die Haut erweicht und Wundlaufen verursacht. Der baumwollene oder leinene Strumpf drückt sich mit seinen Maschen zu fest in die Haut. Das Aushülfemittel, die äuſsere oder glattere Seite des Strumpfs nach Innen zu tragen (den Strumpf wie man sagt, verkehrt anzuziehen) hilft dagegen wohl etwas, läſst aber alle anderen Uebelstände bestehen. So haben nämlich alle Strümpfe den Nachteil, daſs sie den Fuſs zu fest einschlieſsen und namentlich den Zehen zu wenig Spielraum gönnen. Wenn erfahrene Fuſsgänger dem dadurch abzuhelfen suchen, daſs sie vor dem Anziehen des Stiefels die Strümpfe vorne am Zehenende etwas lüften d. h. um etwa 1 cm nach vorne und unten ziehen, so erfordert es doch groſse Aufmerksamkeit beim Anziehen des Stiefels, wenn der Strumpf sich nicht durch den an der Frist des Vorschuhs stattfindenden Reibungswiderstand wieder stramm ziehen soll, wodurch dann die Beengung oder Verkrümmung der Zehen herbeigeführt wird, die zu Druck und Durchscheuern Veranlassung giebt. Sind dies aber Uebelstände, die selbst bei neuen und reinlich gehaltenen Strümpfen hervortreten, so kommt hinzu, daſs der sein Gepäck selbst tragende Soldat, also der Unteroffizier und Gemeine der Fuſstruppen, gar nicht im Stande ist, sich auf die Dauer in einem Feldzuge mit reinlichen und gut gehaltenen Strümpfen zu versorgen, jeder gestopfte oder unreine Strumpf aber schon eine Gefahr für die Marschfähigkeit des Trägers in sich schlieſst.

Allen diesen Uebelständen helfen gut gehandhabte leinene oder baumwollene Fuſslappen, namentlich von gebrauchtem oft gewaschenem Material, vollständig ab. Dieselben müssen ein Rechteck von 30—35 cm Breite und etwa 45—50 cm Länge je nach der Gröſse des Fuſses bilden. Man setzt dann den Fuſs in die Diagonale so, daſs

der vordere Zipfel über die Zehen zurückgelegt bis etwa über die Frist reicht, schlägt dann zunächst den inneren Zipfel über den Fufs nach aufsen, dann den äufsern über jenen nach innen und zieht zuletzt den hintern Zipfel über die Ferse, ihn nach innen umschlagend und versteckend. Der so angelegte Fufslappen mufs etwas über den Knöchel nach oben reichen, so dafs er mit den Bändern der Unterhose beim Binden derselben noch lose gefafst wird. Bei dieser Art des Anlegens ist der Fufs in der Lage, sich im Stiefel selbst den nötigen Raum an der Zehe zu verschaffen, indem er den lose über den Fufs zurückgeschlagenen vordern Zipfel lüftet.

Der Fufslappen hat aber vor den Strümpfen noch weitere Vorteile. Er bietet der Fufssohle eine glattere Fläche und ermöglicht durch die Variationen, welche man im Unterstecken der Zipfel u. s. w. anwenden kann, einen durchaus bequemen und doch festen Sitz des Stiefels am Fufse. Im Falle aber dennoch auf dem Marsche irgend ein Druck oder Scheuern des Fufses sich bemerkbar macht, kann man durch Umlegen des Fufslappens dem sofort abhelfen. Die Reibung des Fufses im Fufslappen ist entschieden geringer, als in Strümpfen; die Ausdünstung wird begünstigt, da sie nicht, wie beim Strumpf, lediglich auf die transversale Richtung angewiesen ist, sondern hauptsächlich in paralleler Richtung mit den Fufsflächen nach der Fessel zu und von hier nach oben statt findet. In Folge dessen befindet sich der Fufs im Sommer luftiger, im Winter wärmer. Endlich kann der Soldat mit Bequemlichkeit 3 Paar Fufslappen, 1 Paar angezogen und 2 festgerollt im Tornister, mit sich führen und durch täglichen Wechsel in Verbindung mit den nötigen stets kühlen, je nach der Jahreszeit mehr oder weniger oft vorzunehmenden, Fufswaschungen die gröfste für die Marschfähigkeit und Gesundheit so hoch erspriefsliche Reinlichkeit erhalten. Verfasser dieses hat bei seinen Untergebenen stets darauf gehalten, dafs Abends vor dem Niederlegen die Tags über getragenen Fufslappen gewaschen und zum Trocknen aufgehängt, am andern Morgen gerollt und eingepackt und aus dem Tornister ein frisches Paar angelegt wurde. Und das hat sich bei nicht allzu ungünstigem Wetter selbst in den Biwaks durchführen lassen!

Der Ersatz der Fufslappen erfolgt im Frieden durch abgetragene Hemden, deren jedes in der Regel 2 Paar liefert, im Kriege nach Bedarf noch durch Requisition von getragener Leinwand und Shirting, welche Materialien natürlich viel leichter zu beschaffen sind, als Strümpfe.

Der Soldat, und das ist hervorzuheben, mufs aber schon im

Frieden an den Gebrauch der Fufslappen gewöhnt werden, damit er sie handhaben und ihre Vorzüge würdigen lernt. Es empfiehlt sich daher, ihr Vorhandensein, ihre Beschaffenheit und Reinlichkeit, wie die des Schuhzeugs selbst zu kontrollieren und im Dienst lediglich das Tragen von Fufslappen zu gestatten. Man wird die aufserordentlich günstigen Folgen, auch in Bezug auf den allgemeinen Gesundheitszustand, bald wahrzunehmen im Stande sein.

Auch bei den berittenen Waffen empfiehlt sich der Reinlichkeit, leichten Beschaffung und Instandhaltung halber das Tragen der Fufslappen, wenn hier auch ihm grofse Vorzüge für den Marsch mehr in den Hintergrund treten.

III. Die Hosen.

Bei Annahme der unter I gemachten Vorschläge über die äufsere Fufsbekleidung wäre die Einführung einer der Wade und Fessel entsprechend auslaufenden, am Ende der Hosenbeine auf etwa 10 cm Länge geschlitzten sog. Stiefelhose auch für alle Fufstruppen geboten.

Die jetzige lange Tuchhose derselben ist unschön, schlottert, wenn lange getragen, beim Marschieren um die Füfse, und läfst Staub und Schmutz von unten in die Bekleidung des Mannes eintreten. Wenn in den Stiefeln getragen, legt sie sich in Falten, belästigt den Mann gerade in dem für den Marsch wichtigsten Gelenk, in der Fessel, hindert die Lüftung des Fufses und gibt zum Durchreiben Veranlassung, abgesehen davon, dafs auch die Beinenden durch diese Trageweise leiden.

Die Stiefelhose, ökonomisch vorteilhafter, da an jeder Hose etwas, im Ganzen also nicht unbedeutend an Tuch gespart wird, liegt bei richtigem Schnitt glatt an, ist etwas leichter und dem Manne durchaus bequem im Stiefel, namentlich, weil sie das Fesselgelenk ganz frei läfst. Damit sie in dieser Beziehung aber vollkommen entspreche, ist nötig: 1) dafs sie nur bis an den Knöchel des Fesselgelenks herabreicht und annähernd der Wade entsprechend geschnitten ist; 2) dafs ihr Schlitz über dem Knöchel mittelst 2 Knöpfchen so zugeknöpft wird, dafs sie ohne zu pressen an der schlanksten Stelle des Unterschenkels mäfsig anliegt. Fehlerhaft ist die Anbringung einer quer unter dem Fufs durchreichenden Strippe, welche, an der einen Seite des Hosenbeins festgenäht, an der andern mittelst Bänder, welche durch zu beiden Seiten des Schlitzes sitzende Schnürlöcher durchgezogen werden, in ihrer Länge reguliert und samt der Hose festgebunden wird. Selbst für berittene Truppen

unpraktisch ist diese Einrichtung für Fufstruppen ganz verwerflich. Die Strippe unter dem Fufse gibt bei andauerndem Marschieren zu Druck und Wundlaufen Veranlassung, das Binden gerade an diesem Teile des Fufses, wo die grofsen Adern zu Tage treten, ist schädlich und kann selbst zu Krampfadern Veranlassung geben. Endlich aber wird bei berittenen Truppen, wenn der Mann, wozu er sehr geneigt ist, beim Anziehen die Strippe zu kurz reguliert, die Hose zu stramm gezogen hat, jenen schmerzhaften Kniedruck hervorgerufen, welcher, einmal vorhanden, oft wochenlang andauert und zu momentaner Reitunfähigkeit führen kann.

Zum guten Sitz der Stiefelhose genügt das Zuknöpfen der Beinenden mittelst der 2 an ihrem Schlitz angebrachten Knöpfe, welche letztere auf einem untergelegten Stück Fahlleder festgenäht sind. Der der Beinstärke entsprechende Sitz dieser Knöpfe ist durch den Inhaber der Beinkleider selbst leicht zu bewirken.

Bei dieser Konstruktion bestimmt sich die Länge der Hosenbeine durch die Kniebewegung beim Marschieren, Niederknieen, Reiten u. s. w. von selbst, da die Stärke des Beins von der Fessel zur Wade nur allmählich wächst und daher ein leichtes Nachschieben der Beinkleider gestattet.

Auch die Drillichhose würden wir vorschlagen, nach unten, dem Wadenschnitt entsprechend, wenn auch etwas weiter, wie die Tuchhosen, auslaufen und mit einem etwa 6 cm langen Schlitz versehen zu lassen, welcher an seinem Ende durch nur Einen Knopf zu schliefsen wäre. Sie könnte dann in sehr heifsen Tagen auch mit offenem Schlitz über den Stiefeletten getragen werden, während sie im Marschstiefel stets zugeknöpft zu tragen wäre.

IV. Der Waffenrock.

Dieser hat sich im Allgemeinen so gut bewährt, dafs er fast als ein vollkommenes Muster eines soldatischen Oberkleides in unser'm Klima gelten kann. In unsern Augen hat er nur 2 kleine Mängel: 1) den unnötig hohen Kragen; 2) die um einige cm zu langen und für's Auge nicht hübsch abschliefsenden Schöfse! Den ersten Punkt werden wir in Verbindung mit der Halsbinde weiter unter erörtern und beschränken uns daher hier, eine etwa dem sächsischen und würtembergischen Muster entsprechende Schofslänge zu befürworten.

Der Schofs des Waffenrocks ist offenbar gerade lang genug, wenn er vorne den Unterleib, hinten dafs Gesäfs bedeckt. Jede gröfsere Länge, und handelte es sich, wie hier, nur um ein paar Centimeter, ist vom Uebel. Beim Marsch zu Fufs hindert sie nur

die Bewegung der Oberschenkel und belästigt den Mann dadurch mehr, als durch das vielleicht nur nach Grammen zählende, aber immer doch in Betracht kommende Mehrgewicht. Beim Reiten gerathen die jetzigen Schofsenden bei stärkeren Gangarten vorne unter die Schenkel, schaben und reiben hinten ihre Ränder auf dem Woilach, wodurch Tuch und Futter bald leiden. Ist die Länge der Ulanka und des Attila die richtige, so ist die Länge des Kürassier- und Dragonerwaffenrocks offenbar zu grofs. Dem entsprechend möchten wir die Kürzung der Schöfse des Waffenrocks um einige Centimeter bei allen Waffengattungen, welche denselben tragen, befürworten. Da dadurch Tuch erspart wird, so hat die Mafsregel auch die Oekonomie für sich.

Der gröfsern Haltbarkeit, wie des bessern Aussehens wegen dürfte es sich sodann empfehlen, den untern Rand der Schöfse um $^1/_2$ cm nach innen umzulegen und Einmal durchzusteppen, sowie die Zipfel vorne und hinten abzurunden. Die bei der jetzigen allgemeinen Anwendung der Näh- und Steppmaschinen wenig in Betracht kommende Mehrarbeit wird durch den Nutzen und das hübsche Aussehen gewifs aufgewogen.

V. Die Halsbinde.

Sie bildet in ihrem heutigen Znstande einen Ueberrest der alten stattlicheren Halsbinde der Befreiungskriege, die bis fast an die Ohren reichte und auch durch ihre Steifigkeit gegen Säbelhiebe einen nicht geringen Schutz zu verleihen im Stande war. Aus demselben Grunde kann man auch der jetzigen Halsbinde bei der Kavallerie, wo sie ohnedies in Rücksicht auf die mehr passive, nur mittelbare, Marschbewegung des Reiters vermittelst seines Thiers viel weniger belästigt, einen gewissen Nutzen nicht absprechen.

Was soll sie aber bei den Fufstruppen? An den Schutz gegen Säbelhiebe denkt man da wohl kaum, dazu sind letztere viel zu aufserordentlich. Gegen Bajonnetstiche und Kugeln schützt sie aber nicht. Sie soll also wohl warm halten. Das ist nun aber mehr schädlich, als nützlich, ein Mittel zu Erkältungen, Katarrh, Heiserkeit u. s. w. Der Hals mit seinem grofsartigen Blutgefäfssystem bedarf nur seiner natürlichen Eigenwärme, die er bei Gewöhnung an gänzliches Freitragen auch bei der gröfsten bei uns vorkommenden Kälte — sagen wir bei — 25° R. — ohne Bedeckung noch bewahrt und sich dabei am wohlsten befindet. So hat den Verfasser dieses, welcher bis zu seinem Eintritt in die Armee 21 Jahre lang keinerlei Halsbedeckung gekannt, die Erfahrung am eignen Körper und an manchen andern gelehrt. Der absoluteste Schutz gegen Erkältungen besteht eben in gänzlichem Freitragen des Halses. Wie

oft wurden beim Schlittschuhlaufen die im rauhen Nordost erstarrten Finger an dem stets ganz frei getragenen und daher auch stets warmen Halse wieder gewärmt! »Wohl,« hören wir sagen, »das mag bei daran gewöhnten, abgehärteten Individuen so sein, nicht aber bei der Mehrzahl an Halsbedeckung gewöhnter Menschen. Diese würden das schwerlich, ohne krank zu werden, ertragen.« Dem gegenüber ist es gewifs interessant, festzustellen, dafs gerade umgekehrt oft die andauerndsten und hartnäckigsten Halsleiden, welche allen andern Kuren, Bädern u. s. w. widerstanden, durch die einfache ärztliche Anordnung, den Hals stets und bei jeder Witterung ganz frei zu tragen, vollständig geheilt worden sind. Verfasser erlebte unter andern 2 Fälle in dieser Weise herbeigeführter völliger Heilung eines bereits lange Zeit bestandenen Stimmverlustes bei Herrn in vorgeschrittenem Alter. Gerade der Hals ist erfahrungsmäfsig stets wieder am leichtesten und schnellsten abzuhärten, woran neben seiner natürlichen Organisation, die gerade dort einen intensiven Stoffwechsel so sehr begünstigt, auch der Umstand beitragen mag, dafs wohl jeder Hals, mag er sonst noch so zweckwidrig inwendig oder auswendig behandelt werden, doch sich mindestens einmal täglich einer kalten Waschung erfreut.

Wie schädlich aber auf die Dauer die anliegende Halsbedeckung unseres Standes wirkt, zeigt die fernere Erfahrung, dafs bei stattlichen, von der Natur besonders bevorzugten Persönlichkeiten des Offizierstandes in vorschreitenden Jahren nicht selten der Hals gerade der einzig leidende Teil ist, die einst das Blachfeld weithin beherrschende Kommandostimme förmlich zusammenschrumpft. Dafs dies nicht die natürliche Folge des Alters ist, beweisen entgegenstehende Beispiele solcher Persönlichkeiten, welche den Hals stets freizutragen sich gewöhnt haben. Wie klingend und hell tönte z. B. noch die Sprache des stets und bei jeder Witterung den Hals frei tragenden Professors E. M. Arndt noch in seinen 90er Jahren.

Das stete Freitragen des Halses bildet sogar ein sehr wirksames Gegenmittel gegen sonstige ungünstige Einwirkungen, wie sie z. B. heifse (Thee, Kaffee u. s. w.) und alkoholische Getränke mit sich bringen.

Am nachteiligsten aber wirkt eine dichte Halsbedeckung auf den marschierenden Fufssoldaten bei warmer oder gar heifser Witterung. Darüber herrscht wohl nur Eine Stimme in allen sachverständigen Kreisen.

Der passive Blutandrang nach dem Kopfe und die dadurch herbeigeführte Disposition zu Schwindel, Hitzschlag u. dergl. wird

durch Alles befördert, was die freie Blutcirkulation und Ausdünstung des Halses irgend hemmt. Es bedarf dazu nicht einer zu engen Halsbinde, eines zu engen Kragens, welche freilich am schlimmsten wirken, sondern schon durch das blofse Anliegen einer steifen und dichten Bedeckung, wie auch die jetzige Halsbinde sie noch darstellt, wird jener passive Blutandrang nach dem Kopfe hervorgerufen, den Manche fälschlich noch dem jetzigen leichten Helm zuschreiben. Dieser Blutandrang aber wirkt lähmend auf das gesamte Nervensystem und hat unter besonders ungünstigen Umständen den sog. Hitzschlag zur Folge. Das Hauptarkanum für vorzügliche Marschleistungen auch bei stärkster Sonnenhitze liegt, Marschübung vorausgesetzt, neben einer überhaupt zweckmäfsigen, gut angepafsten Fufsbekleidung, Wassertrinken und Enthaltung von geistigen Getränken im möglichst freien Tragen des Halses. Das auf Befehl stattfindende Abnehmen der Halsbinde gibt erst dem Oeffnen des Rockkragen die volle Wirksamkeit. Dank desfelben sahen wir bei heifsester Witterung grofse und andauernde Märsche ganzer Bataillone ohne Marode oder Erkrankte zurücklegen. Trotzdem dabei des militärischen Aussehens halber vor dem Passieren von Ortschaften die Halsbinde angelegt, nach Passieren desfelben wieder abgenommen wurde, hatte dies andrerseits nicht die leiseste Erkältung oder irgend welchen Nachteil im Gefolge.

Ist aber die möglichste Freiheit des Halses schon für den gewöhnlichen Reisemarsch von grofser Bedeutung, wie viel mehr für die Märsche zur Schlacht und die Bewegungen der Truppen auf dem Gefechtsfelde selbst. Wenn der Soldat nach meilenweitem Marsche endlich im Laufschritt zur Einnahme der Gefechtsposition oder zum Angriff auf die feindliche Stellung vorgeführt wird, wenn man ihm unter Umständen sogar das Ablegen des doch schliefslich unentbehrlichen Gepäcks gestattet, warum sollte man ihn da unter dem Zwange eines für das Gefecht nicht nur unnützen, sondern unter Umständen höchst schädlichen Bekleidungsstücks belassen. Denn ohne allen Zweifel werden durch dasfelbe auch die Schiefsresultate nachteilig beeinflufst. Ist die steife Binde schon im Stehen dem Anschlage hinderlich, wie viel mehr im Knieen und im Liegen. Ungünstiger aber noch, als die rein mechanische Belästigung, wirkt die Hemmung des Blutumlaufs bezüglich des Sehens sowohl, wie der Ruhe des Mannes im Anschlage und beim Zielen. Sollte man darin Zweifel setzen, so wäre es ja leicht, dieselben durch Schiefsversuche ein- und derselben Truppe an heifsen Sommertagen, nach vorangegangenem Marsche und schliefslichem Dauerlauf, unter übrigens

völlig gleichen Umständen, das Eine Mal aber mit, das andre Mal ohne Halsbinde, znr Entscheidung zu bringen. Wir sind überzeugt, der Unterschied wird in einigen Procenten von Treffern bestehen.

Solche im Kriege nicht hoch genug anzuschlagende Vorteile dürften es doch wohl rechtfertigen, wenn nicht den gänzlichen Fortfall, so doch eine erleichternde Aenderung der Halsbinde für die Fufstruppen ernstlich in's Auge zu fassen.

Wollten wir nun, was allerdings am rationellsten scheint, den gänzlichen Fortfall der Binde ohne allen Ersatz befürworten, so würden wir wohl auf 2 dagegen erhobene Einwendungen stofsen.

Einerseits wird man die Halsbinde für das militärische Aussehen, andrerseits zum Schutze gegen Kälte und Nässe für erforderlich erklären.

Den letztern Einwand möchten wir nun freilich schon durch die oben gegebenen Darlegungen unserer auf langjähriger Erfahrung und Beobachtung begründeten hygienischen Ansicht für widerlegt erachten. Würde die Halsbinde im Sommer nicht getragen, so würde man ihr Fehlen auch im Herbst und Frühjahr sicher nicht vermissen und im Winter um so weniger, als bei besonders kalter Witterung der aufgeschlagene Mantelkragen nebst Kaputze einen besonderen Schutz verleihen. Diesen ausnahmsweisen Schutz dürften dann selbst weichlichere Naturen schon ausreichend genug empfinden, um der im letzten Kriege bei grofser Kälte so weit gehend gestattet gewesenen, wenig militärisch aussehenden, wollenen Tücher, Shawls u. s. w. nicht weiter zu bedürfen. In diesem Falle wäre also das militärische Aussehen ebenfalls durch unsern Vorschlag eher gehoben, als beeinträchtigt, und damit auch der 2. Einwand mindestens für den speziellen Fall widerlegt.

Für gewöhnlich allerdings würde der nackte Hals zu sehen sein, da wir auch keinen Hemdkragen, sondern nur ein, den Hals an der untersten Basis lose umgebendes, Bändchen am Hemde befürworten möchten. Neigen wir uns nun auch zu der Ansicht, dafs ein muskulöser, von Wind und Wetter gebräunter, aber reinlich gehaltener Hals, auch da, wo nicht ein Vollbart denselben verdeckt, keinen unschönen und vielleicht sogar einen ebenso militärischen Anblick gewähre, als das schwarze Stück Lasting, welches seiner Art und Konstruktion nach der Reinigung durch Wasser und Seife wenig zugänglich, namentlich in seinen älteren Garnituren oft ein sehr fragwürdiges Aussehen darbietet. Dafs dabei das Tragen dieser dem nackten Halse unmittelbar angeschmiegten Binde bis zu einer 5. und 6. Garnitur auch in Bezug auf Uebertragung von Krankheiten

nicht über alle Zweifel erhaben ist, dürfte neuerlichst wohl ebenfalls zugegeben werden.

Da man sich aber mit dem völligen Wegfall der Halsbinde ohne allen Ersatz wohl noch nicht zu befreunden vermag, so dürfte eine Art Simulacre vielleicht einen ebenso passenden Uebergang von der heutigen Halsbinde zum freigetragenen Halse der militärischen Zukunft bilden, wie die heutige Halsbinde einen solchen zwischen jenem Simulacre und der ältern, noch als Rüststück (Schutzwaffe) anzusehenden Binde der Befreiungskriege darstellt.

Erniedrigt man nämlich den Rockkragen, was für den Infanteristen Zwecks gröfserer Freiheit des Halses beim Schiefsen u. s. w. ebenfalls von Wichtigkeit erscheint, bis auf höchstens 3 cm, so liefse sich an der linken Seite des Kragens inwendig ein in der Mitte nach oben etwas geschweiftes auf 5—6 cm Länge um etwa 6 mm über den Kragen vorstehendes Stück Lasting (inwendig mit grünem Nessel gefüttert) anbringen, welches an der rechten Kragenseite durch eine dort inwendig angebrachte kleine Schleife durchgesteckt oder mit einem Krämpchen in ein dort befestigtes Auge eingehängt würde. Eine solche Simulacrebinde würde vorne die Kragenspalte schliefsen und, bei geöffnetem Kragen ebenfalls geöffnet und nach links umgelegt, den Hals von allem Zwange gänzlich befreien.

Der jetzt so schwierig und stets nur auf kurze Zeit zu erreichende richtige Sitz der Halsbinde würde dann keine Mühe mehr machen und bei heifser Witterung erreichte man durch Oeffnen des Kragens alle oben angeführten Vorteile.

Wenn wir nun hier dem Kapitel von der Halsbinde eine so eingehende Behandlung gewidmet haben, so wagen wir zur Entschuldigung uns darauf zu berufen, dafs es gerade in dieser Beziehung viele, in unserer Armee durch alte Gewohnheit ehrwürdig gewordene Vorurteile zu zerstören gilt und, dafs diese, wie wir wohl wissen, undankbare Aufgabe in Angriff zu nehmen, uns eine auf lange Erfahrung und Beobachtung tief gegründete Ueberzeugung zur Pflicht zu machen schien.

Gewifs hat unsre Armee auch mit der Halsbinde viele glorreiche Siege erfochten! Aber das ist sicherlich nicht durch, sondern trotz derselben geschehen und darum dürfte es sich ernster Sorge verlohnen, dafs jene Siege für künftige, die vielleicht noch mehr Schweifs, noch mehr Beweglichkeit, Sicherheit von Auge und Hand beim Schiefsen erfordern werden, sich nicht zum Hindernifs gestalten!

VI. Das Säbelkoppel.

Das Säbelkoppel unserer berittenen Waffen erscheint uns einer Verbesserung bedürftig, wobei wir uns indessen von vornherein gegen alle Vorschläge, die Säbel der Kavallerie am Sattel zu befestigen, aussprechen müssen. Wenn ein Aufsatz in Nr. 16 des M. W.-Blatts: »Contra Bewaffnung der Kavallerie mit Revolver und Karabiner mit Magazinladevorrichtung« sich ebenfalls gegen diese Befestigung am Sattel erklärt, weil »der Säbel dem zum Fufsgefecht abgesessenen Kavalleristen weniger hinderlich sei, als er unter Umständen den Pferdehaltern werden könne,« so stimmen wir dem vollständig bei. Wichtiger aber erscheint uns noch, dafs Alles, was die todte Last des Pferdes vermehrt, vermieden werde. Während sich der Reiter mit Allem, was an ihm befestigt ist, dem Pferde und seinen Bewegungen anschmiegt, bildet die todte Last ein, jeder Schwerpunktsverlegung widerstrebendes, und daher namentlich bei schnellen Bewegungen, Springen u. s. w. sehr nachteiliges Hindernis, welches sowohl zu Verletzungen des Reiters, wie des Pferdes Anlafs geben kann, ja bei etwaigem Sturze fast geben mufs.

Wenn wir uns daher auch für die bisherige Trageweise im Allgemeinen erklären, so dürfte dieselbe doch einer ebenso praktischen, wie leicht zu bewerkstelligenden Verbesserung fähig sein.

Bekanntlich sitzt der 2. Tragering der Säbelscheide unterhalb des Schwerpunkts des durch sie und den darin steckenden Säbel oder Pallasch gebildeten Systems. Reifst nun bei eingestecktem Säbel oder Pallasch der Tragriemen oder bricht der Tragering der Säbelscheide bezw. der am Koppel befestigte Ring des Trageriemens, so schlägt der Säbel mit dem Korbe bezw. dem Gefäfs nach unten um, entfällt der Scheide und giebt häufig zu Unglücksfällen für Mann und Pferd Veranlassung. In Folge einer in solcher Weise herbeigeführten Verunglückung eines Unteroffiziers der Artillerie in Wesel gab der damalige Regiments-Commandeur den Befehl, dafs jeder Offizier, Unteroffizier und Soldat beim Reiten neben dem Trageriemen noch einen Hülfsbandriemen von weifsgarem Leder zu tragen habe, der durch die Ringe des Tragriemens bezw. am Koppel und an der Säbelscheide durchzuziehen sei. Dieser Binderiemen entsprach seinem Zweck nur für den Fall des Reifsens des Trageriemens selbst, verfehlte ihn aber, sobald einer der beiden Ringe, durch welche er durchgezogen war, selber rifs.

Es bedarf aber eines solchen Notriemens gar nicht, wenn man die Konstruktion des Koppels oder der Säbelscheide in nachstehender Weise verbessert. Zunächst ist der 2. Tragering der Säbelscheide

so nahe an den obern heraufzurücken, dafs er ebenfalls über den Schwerpunkt des mit der Scheide vereinigten Seitengewehrs zu sitzen kommt, und so dann der sog. Schweberiemen des Koppels soweit zu verkürzen, dafs er entweder mit dem Trageriemen zugleich trägt, oder höchstens noch 1--2 cm Spielraum behält, damit er beim Reifsen des Trageriemens oder von dessen Ringen sofort die Funktion desfelben übernimmt. Zweckmäfsig dürfte es dann noch sein, den Ring, welcher den Schweberiemen am Koppel befestigt, näher an den des Trageriemens und damit an die Hüfte des Reiters heranzurücken.

Ganz abgesehen von der Oekonomie an Leder durch die Verkürzung des ganz unnötig langen Schweberiemens würden aufser dem eigentlich beabsichtigten wichtigsten Nutzen des sichern Ersatzes des Trageriemens beim Reifsen des letztern noch weitere Vorteile durch diese Art herbeigeführt werden. Jedem Reiter sind die wunderbaren, in mannichfachster Weise lästig fallenden, Verschlingungen, welche der jetzige lange Schweberiemen in starken Gangarten an der Säbelscheide, wie am Sattel häufig zu Stande bringt, ebenso bekannt, wie das Hindernis, welches derselbe einem schnellen Auf- und Absitzen in den Weg legt. Selbst beim Treppensteigen kann der Reiter dadurch, dafs er mit dem Sporn des linken Stiefels in den Schweberiemen gerät, zu Falle kommen.

Wenn trotz dieser in Wegfall kommenden Nachteile und des naheliegenden positiven Nutzens der hier erwähnte, zuerst von dem verstorbenen Oberst von Krane schon Anfangs der 60er Jahre gemachte, Vorschlag noch nicht zur Ausführung gekommen ist, ohne dafs er andrerseits unseres Wissens jemals in der Litteratur bekämpft worden wäre, so scheint uns das nur ein Grund mehr zu sein, ihn auf's Neue zur Diskussion zu stellen.

VII. Das Feldstecher-Futteral.

Das Tragen des von vielen Offizieren geführten und wenigstens für die Berittenen im Felde immer mehr als notwendig erkannten, Feldstechers im Futteral möchte wohl ebenfalls einer Verbesserung bezw. Reglementierung bedürftig sein.

Der bisher übliche einfache schmale Riemen von geschwärztem oder lackiertem Leder, welcher, von der rechten Schulter zur linken Hüfte gehend, das Futteral des Feldstechers trägt und durch die quer darübergehende Schärpe so festgehalten wird, dafs das Futteral nicht allzusehr schlottert, ist allenfalls für den zu Fufse gehenden Offizier ausreichend, hat dagegen für den berittenen ganz entschiedene

Uebelstände. Zunächst behindert das Tragen des Futterals an der linken Hüfte den Zügelarm empfindlich, während der schmale Riemen auf die Dauer die rechte Schulter schmerzhaft drückt und mit den Achselstücken, der Schärpe und bezw. der Kartusche in schädigende Berührung kommt.

So sieht man denn hie und da als Verbesserungsversuch das Futteral mit Feldstecher auch quer um den Leib geschnallt getragen, was einerseits, da es ziemlich festgeschnallt werden mufs, gesundheitsschädlich ist, andrerseits auch mit dem Tragen der Schärpe nicht gut harmoniert.

Endlich ist es doch auch auffallend, dafs über Befestigung und Tragung eines durchgängig gestatteten, für viele Offiziere der Artillerie offiziell gelieferten, Ausrüstungsstückes, wie der Feldstecher, in unserer sonst so streng reglementierten Armee nichts vorgeschrieben ist.

Vielleicht liefse sich allen Uebelständen in nachstehender Weise abhelfen.

Da die zur Ausrüstung der grofsen Mehrzahl der berittenen Offiziere gehörige Kartusche heutzutage dem Zwecke der Patronenaufbewahrung nicht mehr dient, so liefse sich an Stelle ihres Täschchens eine etwas gröfsere, für einen offiziell vorgeschriebenen Feldstecher passende hübsche Tasche herstellen und so die, jetzt lediglich als Schmuckstück für Kavallerie- und Artillerie-Offiziere dienende Kartusche zweckmäfsig verwerten. Die englischen Artillerie-Offiziere, welche den Feldstecher in dieser Weise vorschriftsmäfsig tragen, sind mit dieser Trageweise sehr zufrieden. Dieselbe ist also schon erprobt. Der wenig gut aussehende, die Schulter drückende schmale Riemen mit dem ungefügen Futteral käme dadurch in Wegfall, der Reiter wäre erleichtert, die Zügelführung unbehindert und das Alles unter Vereinfachung der Ausrüstung und Verbesserung des militärischen Aussehens.

Ginge dieser Vorschlag durch, so würde wohl nichts im Wege stehen, den nicht zum Tragen einer Kartusche berechtigten berittenen und unberittenen Offizieren einen ähnlich breitern schwarzlackierten Riemen mit Feldstechertasche zuzubilligen, welcher analog der Kartusche über die linke Schulter getragen, mit der Tasche durch ein kleines Knopfriemchen an einen der hintern Rockknöpfe angeknöpft würde.

Schliefsen wir unsere bescheidenen Vorschläge mit dem Wunsche, dafs sie zur Diskussion und Prüfung Anlafs geben, die dann vielleicht Nützliches für die Armee zu Tage fördert. —

VI.

Die Entwickelung und Bedeutung des Kriegskorrespondenten-Wesens vom militärischen Standpunkte betrachtet.

Das Kriegskorrespondenten-Wesen unserer Zeit ist eine Erscheinung, die ihren Ursprung nicht sehr weit zurückschreiben kann; denn Kriegskorrespondenten im heutigen Sinne giebt es erst seit der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Was vor dieser Zeit an Berichten über kriegerische Ereignisse veröffentlicht wurde, war entweder offizielle Bekanntmachung der kriegführenden Teile, oder aber die Nachrichten erschienen verspätet und hatten meist nur historisches Interesse. Es konnte ja auch bei den schwerfälligen Verkehrsmitteln nicht anders sein, und es war bei dem allgemeinen niedrigen Bildungsgrade des Volkes und bei der Zusammensetzung der Heere nicht das Bedürfnis nach Nachrichten vorhanden, wie es heute der Fall ist.

Erst mit Beginn der Entwickelung der Tagespresse, etwa zu Anfang des 18. Jahrhunderts, finden wir, dafs Korrespondenzen über kriegerische Ereignisse häufiger in die Oeffentlichkeit gelangen. Angehörige der Armee, Augenzeugen berichten über diese und jene Schlacht, sei es in einem offenen Briefe, sei es in den Schriften der wöchentlich ein oder mehrmals erscheinenden Tagesblätter. Von derartigen Berichten sind eine grofse Anzahl vorhanden, worunter auch solche aus der Feder Friedrichs des Grofsen oder seiner Organe; denn Friedrich wufste die Macht der öffentlichen Meinung wohl zu schätzen und suchte durch die Presse auf dieselbe einzuwirken. Jedenfalls hatten alle damals in Preufsen erscheinenden Berichte die Censur des Königs passiert, und wo etwas geschrieben wurde, was seinen Plänen nicht diente, da schritt er sehr energisch ein. Als z. B. die Rüdiger'sche Zeitung unter dem 4. April 1741 den Brief eines Offiziers d. d. Jägerndorf den 27. März 1741, welchen sie von dem Oberpostmeister Jordan erhalten hatte, veröffentlichte, mufste sie denselben unter dem 8. April 1741 als eine »irrige und falsche

Nachricht« widerrufen. Jordan wurde zur Rede gestellt und antwortete, er habe geglaubt, das Ministerium werde bei Durchsicht der Zeitung den Artikel streichen, wenn er etwas Anstöfsiges enthalte. Bei solcher Beaufsichtigung der Presse kann man von einem eigentlichen Kriegskorrespondenten-Wesen der damaligen Zeit noch nicht sprechen.

Auch Napoleon I. legte der Presse sehr straffe Zügel an. Er benutzte sie vielfach zur Verbreitung seiner Nachrichten, aber er duldete keinerlei Veröffentlichung, die ihm nicht opportun gewesen wäre. Heinrich v. Kleist giebt über die französische Presse seiner Zeit eine sehr charakteristische Skizze.

Er bezeichnet in seinem satirischen »Lehrbuch der französischen Journalistik« — »die Journalistik überhaupt als die treuherzige und unverfängliche Kunst, das Volk von dem zu unterrichten, was in der Welt vorfällt.« Im Gegensatz zu dieser Definition bezeichnet er »die französische Journalistik als die Kunst, das Volk glauben zu machen, was die Regierung für gut findet.« Dann teilt er die französische Journalistik ein in die Lehre von der Verbreitung 1. wahrhafter, 2. falscher Nachrichten, die jede ihren besonderen Modus der Verbreitung haben müssen. Bei den ersteren unterscheidet er die guten von den schlechten Nachrichten.

»Dem Volk eine gute Nachricht vorzutragen? — Ist es z. B. eine gänzliche Niederlage des Feindes, wobei derselbe Kanonen, Bagage und Munition verloren hat und in die Moräste gesprengt worden ist, so sage man dies und setze das Punktum dahinter. (Das Werk lobt den Meister.) Ist es ein blofses Gefecht, wobei nicht viel herausgekommen ist, so setze man im »Moniteur« eine, im »Journal de l'Empire« drei Nullen an jede Zahl und schicke die Blätter mit Courieren in alle Welt. Hierbei braucht man nicht notwendig zu lügen. Man braucht nur z. B. die Blessierten, die man auf dem Schlachtfelde gefunden, auch unter den Gefangenen aufzuführen. Dadurch bekömmt man zwei Rubriken, und das Gewissen ist gerettet. — Dem Volke eine schlechte Nachricht vorzutragen? — Man schweige davon (Was das Volk nicht weifs, macht das Volk nicht heifs), bis sich die Umstände geändert haben. Inzwischen unterhalte man das Volk mit guten Nachrichten, entweder mit wahrhaftigen aus der Vergangenheit oder auch mit gegenwärtigen, wenn sie vorhanden sind, als: Schlacht von Marengo, von der Gesandtschaft des Perserschahs und von der Ankunft des levantischen Kaffees oder, in Ermangelung aller, mit solchen, die erstunken und erlogen sind; sobald sich die Umstände geändert

haben, welches niemals ausbleibt, und irgend ein Vorteil, er sei grofs oder klein, errungen worden ist, gebe man eine pomphafte Ankündigung davon und an ihren Schwanz hänge man die schlechte Nachricht an. . . . . . Ganz still zu schweigen, wie die Auflösung fordert, ist in vielen Fällen unmöglich; denn schon das Datum des Bülletins, wenn z. B. eine Schlacht verloren und das Hauptquartier zurückgegangen wäre, verrät dies Faktum. In diesem Fall antedatire man entweder das Bülletin, oder aber fingiere einen Druckfehler im Datum, oder endlich lasse das Datum ganz weg. Die Schuld kommt auf den Setzer oder Corrector.«

Diese mit beifsender Satire abgefafste Charakteristik der Presse des ersten französischen Kaiserreiches kann auch wohl noch an die Adresse des dritten Kaiserreiches gerichtet werden, denn die Kriegsberichte, welche unter seiner Herrschaft bis zum Untergange desselben im Jahre 1870 in die Oeffentlichkeit gelangten, waren gröfstenteils der Ausflufs »der Kunst, das Volk glauben zu machen, was die Regierung für gut findet.« Dahin gehören die glänzenden Schilderungen der französischen Thaten in den Algerischen Kriegen, in der Krim, in Mexiko und China und in Italien; dahin gehören vor Allem die Kriegsberichte aus dem Jahre 1870 bis zur Schlacht bei Sedan, wenngleich allerdings die Presse in den letzten Jahren des Kaiserreiches sich etwas emanzipiert hatte.

In Deutschland fanden die Tagesblätter in den Befreiungskriegen einen reichen Stoff zur Verarbeitung und brachten denselben, so gut die Presse der damaligen Zeit mit ihren beschränkten Mitteln es leisten konnte. Aufserdem wurden in Tagebüchern und Broschüren die Thaten der Armee dem Lande kundgegeben. Auch diese Veröffentlichungen tragen natürlich nicht den Charakter von Kriegskorrespondenzen im heutigen Sinne.

Erst als in dem Revolutionsjahre 1848 das Volksbewufstsein sich gewaltsam Bahn brach, und die Presse die Fesseln abstreifte, welche ihr noch aus der Zeit der absoluten Monarchieen anhingen, da sehen wir plötzlich das Kriegskorrespondenten-Wesen sich mit Macht entwickeln.

Aus dem deutsch-dänischen Kriege 1848—1850 liegt eine grofse Menge von Kriegsberichten und Depeschen vor, die von eigens entsandten Berichterstattern schnell an die Oeffentlichkeit gelangten.

In grofsartigem Mafsstabe gelangte aber erst später das Kriegskorrespondenten-Wesen zur Entwickelung; die Wiege desselben möchte wohl in England zu suchen sein, wo die mächtigen Tagesblätter ihre Berichterstatter zuerst in alle Weltteile aussandten.

Einer der bedeutendsten und bekanntesten dieser ersten Korrespondenten ist W. Rufsel, welcher von der Times der englischen Armee im Krimkriege 1853—1855 beigesellt wurde. Seine Berichte wurden bald in der ganzen civilisierten Welt gelesen und erregten Aufsehen. Er schilderte als Augenzeuge mit gewandter Feder und in farbenreichen Bildern die Zustände auf dem Kriegstheater und wufste nicht nur sein Vaterland, sondern das ganze Abendland für den Krimkrieg zu interessieren. Andere Berichterstatter der verschiedensten Nationen eiferten W. Rufsel nach, und es entstand bald ein Wettstreit unter den gröfseren Tagesblättern aller Länder in Betreff der Promptheit, Ausführlichkeit und Gediegenheit der Kriegs-Nachrichten.

Eine weitere Entwickelung fand die militärische Berichterstattung, als die Kriegstheater dem gebildeten Europa näher gerückt waren, wie dies in den Kriegen 1859 in Italien, 1864 in Jütland, 1866 im deutsch-österreichisch-italienischen Kriege und im deutsch-französischen Kriege 1870/71 der Fall war. Da befand sich eine Legion von offiziellen und nicht offiziellen, von bekannten und heimlichen Korrespondenten bei den Heeren und selbst in denselben.

Die Tagespresse hatte sich seit den fünfziger Jahren bis auf unsere Tage in ganz enormer Weise weiterentwickelt. Die Zahl der Blätter war unglaublich gewachsen, weil das Bedürfnis des Volkes nach Lektüre mit der fortschreitenden Allgemeinbildung, wesentlich zugenommen hatte. Der Inhalt war ein anderer geworden. Eisenbahnen, Post und Telegraphie wurden der Presse willkommene Hülfsmittel, die sie benutzte, um ihre Fühlhöner bis in die entferntesten Weltteile auszustrecken. Es gab bald keine Entfernung mehr. Eine kriegerische Aktion im fernen Asien lesen wir am zweiten oder dritten Tage nachher in unseren Tagesblättern. Durch die Schnelligkeit, mit welcher die Nachrichten in die Oeffentlichkeit gelangen, gewinnen sie nicht nur an Interesse, sondern auch an Wert für Handel und Verkehr, für das gesamte, innerste Leben der bei den Kriegsaktionen beteiligten Völker. Man denke an die Schwankungen der Wertpapiere, welche durch Kriegsereignisse hervorgerufen werden, man denke an die Bedürfnisse, welche unsere modernen Kriegsheere haben, und die durch Handel und Industrie befriedigt werden müssen. Darum mufs die Waffen-Entscheidung, die ganze politische und kriegerische Lage, für die beteiligten Kreise von höchstem Interesse sein.

Berücksichtigt man ferner die mannigfachen politischen Complikationen, welche bei dem Verlauf eines Krieges in heutiger Zeit

mitsprechen, und wie die politischen Beziehungen der Staaten unter einander oftmals von der öffentlichen Meinung, die sich in der Presse kundgiebt, und von dieser beeinflufst wird, abhängen, dann mufs man zugeben, dafs die Journalistik eine Macht geworden ist, mit der jede kluge Regierung zu rechnen hat.

Aber nicht nur geschäftliche und politische Interessen waren es, welche die Entwickelung des Kriegskorrespondenten-Wesens förderten. Mit der Zeit, wo unsere modernen Heere, »das Volk in Waffen« darstellten, mufsten die intimen Bande, welche die kriegführenden Armeen mit der Heimat verknüpften, mannigfaltigere werden. Das Volk hatte ein Recht zu erfahren, wo sich seine Söhne befanden, wie es ihnen erging, was sie leisteten, wie sie lebten. Das Volk wollte wissen, wo und wie es seinen Söhnen, die ihr Leben für das Vaterland wagten, Hülfe bringen konnte. Das berichteten die Kriegskorrespondenten, welche sich bei den Heeren aufhielten, in die Heimat und veranlafsten den Einzelnen, Gaben zu opfern für die kämpfenden Brüder. Es bildeten sich, angeregt durch die eingehenden Schilderungen der Berichterstatter, in der Heimat Vereine, die sich der freiwilligen Krankenpflege u. s. w. mit grofsem Erfolge widmeten.

Der freien Berichterstattung von Personen, die sich freiwillig zu den Heeren auf den Kriegsschauplatz begaben, ist bekanntlich die Anregung zur Genfer-Convention zu danken.

Diese eine Thatsache wird genügen, um die Bedeutung der Kriegskorrespondenten auf dem Gebiete der Humanität zu ermessen. Es bedarf keiner weiteren Beweismittel, was die Armeen durch die Anregung der Presse an Wohlthaten empfangen haben; die Zeiten der Liebesgaben-Spenden sind noch frisch im Gedächtnis für Jedermann, der die grofse Zeit des Krieges 1870/71 mitdurchlebte.

Nicht Neugierde allein, nicht lediglich der Wunsch des Volkes nach Unterhaltung, nicht der Stolz und Ehrgeiz der Tagespresse, sind die Ursachen der hohen Entwickelung des Kriegskorrespondenten-Wesens, sondern wirtschaftliche, politische und humanitäre Rücksichten haben dasfelbe notwendig gemacht. Das innerste Leben nicht nur der kriegführenden, sondern aller gebildeten Völker verlangt gebieterisch, dafs alle kriegerischen Ereignisse durch die Presse in die Oeffentlichkeit gebracht werden. Der Charakter und die Ausführlichkeit der Berichte wird natürlich je nach dem Interesse, welches die betreffende Kriegsaktion für den Leserkreis hat, verschieden sein.

Die Journalistik hat nun, unter Benutzung der modernen Ver-

kehrswege (Eisenbahnen, Post und Telegraph) und vermöge der grofsen pekuniären Mittel, welche den Weltblättern — allerdings durch eigene rastlose Thätigkeit — zur Verfügung stehen, in der Befriedigung des vorerwähnten Bedürfnisses ganz Erstaunliches geleistet. Dadurch haben die Kriegsberichte zwar für das lesende Publikum ein erhöhtes Interesse erhalten, aber sie sind, vom Standpunkte des Militärs betrachtet, für die Kriegführung der betreffenden Armee sehr gefährlich geworden.

Wenn schon Friedrich der Grofse und Napoleon I. nicht duldeten, dafs Kriegsberichte, die nicht ihre Censur passiert hatten, in die Oeffentlichkeit gelangten, um wieviel mehr mufs dies erforderlich sein bei unserem heutigen Nachrichtenwesen. Jene Berichte erschienen meist verspätet und waren bei ihrem Erscheinen bereits von neuen Thatsachen überholt. Die heutigen Telegramme des Korrespondenten erscheinen unmittelbar nach den Aktionen, Pläne der Heeresleitung sind sofort nach der Beschlufsfassung der Oeffentlichkeit bekannt; ja die grofsen Weltblätter sind oft besser mit Nachrichten bedient als die eigene Regierung. Solche Verhältnisse können der Heeresleitung, über deren Armee die Berichte gebracht werden, nicht angenehm sein.

Man lese die Werke aller bedeutenden Kriegstheoretiker, man studiere die Pläne der grofsen Feldherrn aller Zeiten und verfolge ihre Handlungsweise, — überall erkennt man als einen der obersten Grundsätze: Die Geheimhaltung der eigenen Absichten und Mafsnahmen! Wer auf die Ausnutzung dieses hochwichtigen Faktors verzichtet, der hat es in der Folge schwer zu büfsen. Ein schlagendes Beispiel aus unserer Zeit ist Jedermann bekannt.

Der Plan der französischen Heeresleitung, die rückwärtigen Verbindungen der deutschen Heere im Kriege 1870/71 zu unterbrechen, war durchaus richtig gefafst. Die Verlegenheiten, in welche die deutschen Armeen vor und um Paris bei glücklichem Ausgang dieses Planes geraten mufsten, wären nicht gering gewesen. Wenn aber die Absicht der Franzosen gelingen sollte, dann mufste sie geheim gehalten und mit grofser Schnelligkeit, überraschend ausgeführt werden. Statt dessen wurde der Plan zur Verherrlichung der Geister, die ihn erdacht hatten, durch die französische Presse als trostreiche Nachricht der Oeffentlichkeit mitgeteilt, und der Feind konnte Gegenmafsregeln treffen. Es ist ferner bekannt, dafs die ersten Nachrichten über den Abmarsch der Armee von Chalons zur Vereinigung mit Bazaine der deutschen Heeresleitung durch Zeitungen zugingen. (Generalstabswerk über den deutsch-franzö-

sischen Krieg Teil I, Seite 977 u. f.) Wie wichtig wäre es für Mac Mahon gewesen, wenn sein Abmarsch dem Feinde verborgen blieb oder wenigstens später bekannt wurde! Umgekehrt weifs man, dafs auf deutscher Seite zur Zeit des Rechtsabmarsches und in vielen anderen Fällen mit Strenge darauf gehalten wurde, dafs die Operationen geheim blieben. Man schnitt die Verbindung mit der Heimat ab, indem man, so lange es erforderlich schien, alle Korrespondenzen der Armee mit der Heimat bei der Feldpost zurückhielt, ungeachtet der Klagen und Vorwürfe, welche in Deutschland vielfach gegen die Postbehörde laut wurden über mangelhafte Beförderung der Korrespondenzen.

Es bedarf gewifs keines weiteren Beweises, dafs die verfrühte Mitteilung von Operationsplänen durch die Tagespresse ganz unmittelbar dem einen der kriegführenden Teile unberechenbare Vorteile über den anderen verschaffen mufs. Man kann daher als obersten Grundsatz aussprechen, dafs die Berichterstatter solcherlei Nachrichten niemals bringen dürfen. Die weitere Konsequenz würde sehr folgerichtig die sein, dafs man den Kriegskorrespondenten wichtige Pläne verheimlichte und ihnen auf das Strengste untersagte, Nachrichten über solche zu bringen, falls sie durch Indiskretion oder durch richtige Kombinationen von einer Absicht der Heeresleitung Kenntnis gewonnen haben sollten. Gewifs ist Beides dringend notwendig und noch mehr: Es bedarf einer strengen Kontrolle, dafs die gegebenen Anordnungen auch wirklich von den Korrespondenten befolgt werden. Bis dahin wird Jedermann zustimmen, dafs jede Regierung und Heeresleitung das Recht und die Pflicht haben, im Kriege die Berichte der beim Heere oder in der Heimat verweilenden Korrespondenten der Tagesblätter zu überwachen. Aber die Gefahren, welche Kriegsberichte mit sich bringen können, gehen viel weiter, als der Laie es im Allgemeinen denkt.

Die geringfügigsten, anscheinend gleichgültigsten Nachrichten, leichte Plaudereien aus dem Kriegsleben, welche nur dazu geschrieben scheinen, die Spalten des Blattes zu füllen und dem harmlosen Bierphilister die Zeit zu vertreiben, enthalten oft Notizen, die als wertvolles Material vom aufmerksam beobachtenden Militär gesammelt werden. Manch Körnlein, welches mühsam aus seiner leicht umgebenden, unwichtigen Hülle herausgeschält ist, wird zusammengetragen, sortiert, gesichtet und bildet endlich das Glied einer Kette, die in ihrem Zusammenhange ein brauchbares Ganze ist. Nur selten erhält man fertige, sofort brauchbare Nachrichten über den Feind. Eine Nachricht wird von der anderen überholt, ergänzt, berichtigt,

dementiert; Gerüchte tauchen auf, erscheinen momentan als sichere Kundschaft, um nach kurzer Zeit durch eine geringfügig erscheinende Notiz, die aber als zweifellose Wahrheit erkannt ist, wieder beseitigt zu werden.

Finden sich z. B. in irgend einem Lokalblatte Nachrichten über die Truppenteile, welche mittelst der Eisenbahn durchpassieren, so kann man aus den Nummern der Regimenter sich die Ordre de bataille des Feindes zusammenstellen und vielleicht auch weiterhin ein Bild von der Verteilung seiner Streitkräfte machen. Man weiſs durch Studien im Frieden, aus welchen Regimentern die Divisionen und Corps der feindlichen Armee bestehen, man kennt die Friedens-Garnisonen; erfährt man nun weiterhin aus der Tagespresse, daſs ein Truppenteil oder mehrere derselben Division in bestimmter Richtung transportiert worden sind, dann kann man auf den Versammlungsort der Division schlieſsen. Auf diese Weise ist es möglich, aus vielen Einzelangaben ein richtiges Gesammtbild zu gewinnen.

Auf solche Art erfuhr man die Stärke, Zusammensetzung und Absichten der französischen Armee im Kriege 1870/71. Das Generalstabswerk schreibt darüber: »Bei dem Durcheinanderfahren der Transporte französischer Reserven und Truppen — von welchen letzteren die wenigsten schon im Frieden einem geschlossenen gröſseren Verbande angehörten — war es schwer, sich ein Bild der neuen Heeresformation zu machen. Zeitungsnachrichten brachten nur die Nummern zahlreicher Regimenter, aus den verschiedensten Gegenden Frankreichs, und man blieb vorerst auf Kombinationen angewiesen, die sich auf die Gruppierung der Truppen in den Friedensgarnisonen gründeten. Dennoch war es dem damit beauftragten Generalstabsoffizier, Major Krause, gelungen, eine Ordre de bataille auf diesem Wege herzustellen, welche, bereits am 24. Juli zur Kenntnis der Armee gebracht, sich nachträglich so vollständig richtig erwies, daſs nur unwesentliche Korrekturen nötig wurden.«

Weiterhin teilt das Generalstabswerk mit, wie sogar die Namen der Generale und die Stärke der französischen Truppenteile den deutschen Kommandobehörden bereits frühzeitig mitgeteilt werden konnten, und wie die Thatsache, daſs die französische Armee ohne Reserven zur Grenze befördert wurde, für den deutschen Operationsplan von groſser Wichtigkeit war. Zur Konstatierung einer so wichtigen Nachricht bedarf es aber nur mehrfacher Notizen, daſs das Nte Regiment ins Aufmarsch-Terrain gefahren ist, während in irgend welchen Blättern einer anderen Gegend vielleicht erzählt

wird, daſs die Reserven des Nten Regiments auf dem Bahnhofe der Stadt gespeist wurden. War dies z. B. gleichzeitig, dann muſsten die Truppen ohne Reserven ihre Garnisonen verlassen haben. So könnte man noch Mancherlei anführen, wie aus Annoncen, Erzählungen, Notizen u. s. w. sichere Kombinationen gemacht werden.

Es ist daher wohl berechtigt und dringend geboten, daſs die Presse auch mit Bezug auf ihre kleinen Nachrichten über militärische Dinge in Kriegszeiten überwacht wird.

Bekanntlich ging auch den deutschen Tagesblättern bei Ausbruch des Krieges 1870/71 das Ersuchen zu, sich jeglicher militärischer Mitteilungen während des strategischen Aufmarsches der Armeen zu enthalten, um eben dem Feinde nach Möglichkeit die Quelle der so dringend jeder Heeresleitung erwünschten Nachrichten zu verstopfen.

Aber nicht nur bei Ausbruch eines Krieges und während desselben sind militärische Notizen und Berichte in den Zeitungen vom Standpunkte der eigenen Heeresleitung von Uebel. Selbst in Friedenszeiten gelangen manche Nachrichten durch die Presse in die Oeffentlichkeit, welche für die Landesverteidigung nicht opportun sind. Je mehr eine feindliche Macht im Unklaren ist über die Kraftverhältnisse und das Wehrwesen des Gegners, desto günstiger ist es. Der Korrespondent der Tagespresse, welcher diese oder jene Notiz über Festungsbau oder militärische Einrichtungen bringt, besonders solche, welche die Mobilmachung des Heeres betreffen, denkt nicht daran, daſs seine anscheinend ganz unbedeutende Notiz, in den Generalstabs-Büreaux der Nachbarstaaten gelesen, mit Blaustift unterstrichen, ausgeschnitten und aktenmäſsig registriert wird, um in Verbindung mit vielen solchen kleinen gesammelten Nachrichten ein immer treueres Bild der Wehrverhältnisse des Nachbarn zu gewinnen. Und sicher, — wüſste mancher Korrespondent, wie Nachrichten jenseits der Landesgrenzen benutzt werden, sei es nur zur Information oder zur Nachahmung, oder auch um Gegenmaſsregeln zu treffen, — er würde sicher die Nachricht nicht geben. Nun läſst sich in heutiger Zeit nicht vermeiden eine ganze Menge Dinge, welche eine nachbarliche Armee interessieren können, in die Offentlichkeit zu bringen. Es müssen Submissionen ausgeschrieben werden für die Arbeiten in Festungen, zur Feldausrüstung des Heeres, es werden auch für öffentliche Zwecke Karten herausgegeben, es werden die organisatorischen Verhältnisse des Heeres in den Volksvertretungen eingehend besprochen, kurz, es ist in heutiger Zeit nicht mehr möglich, die bewaffnete Macht mit einem Schleier zu umgeben

oder gar im Stillen zum Kriege zu rüsten und mit friderieianischer Schnelligkeit in ein Nachbarland einzufallen. Jedenfalls möchte es sich aber für jedes Tagesblatt, welches es ernst nimmt mit der Diskretion im Interesse des Vaterlandes, empfehlen, stets vorsichtig zu sein mit den militärischen Nachrichten, die der Oeffentlichkeit übergeben werden.

Es mag ein solcher Wunsch nicht Jedem berechtigt erscheinen, er mag für übertrieben und allzu vorsichtig gehalten werden, allein es ist merkwürdig, dafs fast überall eine mehr oder minder streng gehandhabte Beaufsichtigung der Tagespresse in dieser Hinsicht besteht. Die Gesetzbücher enthalten Strafen für grobe Vergehen solcher Art, und in Betreff der Nachrichten, welche nicht unter das Strafgesetz fallen, gehen den Tagesblättern dann und wann bezügliche Vorstellungen von mafsgebender Stelle zu. Dies geschieht sowohl bei uns, wie bei unseren Nachbarn.

Der beste Beweis dafür, dafs es nicht lediglich politische Gründe sind, welche besonders im Kriege eine Censur der Presse in militärischer Hinsicht erforderlich machen, ist der, dafs eine jede Regierung, — sie mag despotisch, freisinnig oder sogar revolutionär sein, dem Drängen der jeweiligen Heeresleitung nachgiebt und die Kriegsberichte der Korrespondenten streng überwacht. Wo auch in der Welt ein Krieg geführt wird, — wir lesen jedesmal die Klagen der Presse, dafs die Heeresleitung Nachrichten verweigert, und umgekehrt beschweren sich die Heerführer über die Indiskretion oder zu grofse Mitteilsamkeit der Presse.

Die Kriegs-Korrespondenten im letzten russisch-türkischen Kriege liefsen laut ihre Klagelieder in den Blättern ertönen, von welchen sie ausgeschickt waren, über die Behandlung seitens der russischen Heeresleitung. Und wenn man ihre Berichte las, so erfuhr man vielfach nur, wo sich der Korrespondent aufhielt, was er selbst trieb, welchen Mühsalen er sich unterwerfen mufste, und dafs es ihm unmöglich gewesen, Nachrichten zu erhalten. Eine allgemeine Entrüstung über das despotische Rufsland sprach sich in der europäischen Presse aus, und die Sympathieen für das russische Kriegsheer, deren dasselbe bei aller Not und Entbehrung wohl bedurft hätte, nahmen merklich ab.

Aber nicht nur bei den Heeren des despotischen Zarenreiches finden die Kriegs-Korrespondenten eine ungastliche Aufnahme; dieselben Klagen hört man unter der Freiheit verheifsenden roten Fahne der Republik. Der kölnischen Zeitung (30. April. Zweites Blatt) wird unter dem 29. April d. J. aus Paris geschrieben:

»Wenn man bedenkt, wie die Grévy, Gambetta und Ferry, der kleinen Geister nicht zu gedenken, unter dem Kaisertum über die Schmach des Censurzwanges geschrieen haben, so kann man über das jetzige Gebaren dieser Leute nur die Achsel zucken. Der Kriegsminister läfst nicht blofs keine Berichte vom Kriegsschauplatze uncensiert passieren, er säubert nicht blofs die Depeschen, die in Paris einlaufen, sondern er läfst auch Depeschen, die ihm nicht gefallen, von Paris nicht abgehen.«

Ferner ein anderer Korrespondent von demselben Tage:

»Die Nachrichten von den Kriegsthaten in Tunesien sind mit Vorsicht aufzunehmen. Die Briefe und Telegramme der Korrespondenten werden von den Befehlshabern vor der Absendung censiert, und der Kriegsminister unterdrückt hier auch alle Telegramme, die ihm nicht angenehm sind, selbst solche, welche von der Militärbehörde in Afrika gebilligt wurden! Dies begegnete unter anderm dem Korrespondenten der France. Auch die von Paris abgesandten Depeschen werden einer strengen Durchsicht unterworfen. So wurden mir in einer Depesche an die Kölnische Zeitung auf Befehl des Kriegsministers 29 Worte gestrichen.«

Solche Bevormundung der Berichterstatter beschränkte sich aber nicht auf spezielle Kriegsoperationen oder kurze Zeit, sondern sie wird prinzipiell gehandhabt. Unter dem 29. Juni schreibt man demselben Blatte (1. Juli. Erstes Blatt.) aus Paris:

»Unter dem Kaisertum beschwerten sich die Republikaner sehr bitter über das Bestehen des »schwarzen Kabinets« für Briefe und Depeschen, und jetzt haben vermutlich die ernsten Ereignisse in Algerien die republikanischen Beamten veranlafst, die alte kaiserliche Mafsregel wieder in Kraft treten zu lassen. Depeschen aus Oran und Algier und Zeitungen an Privatpersonen in Paris und Lyon sind einfach unterdrückt worden. Briefe, die seit einigen Tagen daherkamen, melden die Absendung von Depeschen, die nicht an ihre Adresse gelangt. Da die telegraphische Verbindung zwischen Frankreich und Algerien ungestört ist, so mufs man annehmen, dafs Depeschen, die der Regierung unangenehm sind, auf höheren Befehl von den Telegraphen-Beamten beseitigt werden. Die reaktionären Blätter haben sich zuerst darüber beklagt, aber heute schliefsen sich ihnen auch die republikanischen an; der Korrespondent des Télégraphe schreibt aus Oran an dieses Blatt: »Ich habe es aufgeben müssen, Ihnen auf telegraphischem Wege Mitteilungen zu machen, weil die Depeschen systematisch zurückgehalten werden. So hat man mir eine Depesche unterdrückt, in der ich Ihnen vom 17. d. M.

meldete, dafs die Gesandtschaft in Marokko die französischen Behörden benachrichtigt habe, dafs Sin Sliman sich an die Spitze der Uled-Sidi-Scheik gesetzt habe.« Briefe und Zeitungen aus Algerien und Spanien haben endlich alle die Thatsachen ans Licht gebracht, welche die offiziöse Agentur Havas bisher verdunkelt hatte. Man hat betrübende Nachrichten erhalten über die Greuelthaten zu Saida und über die Unzulänglichkeit des Schutzes der französischen Behörden für die spanischen Ansiedler. . . . . . . Wie das immer zu gehen pflegt, haben die Mafsregeln der Regierung in Beziehung auf die Depeschen derselben mehr geschadet wie genützt, sie haben die öffentliche Meinung und die Beteiligten in ihren Befürchtungen nur noch mehr bestärkt; man sagt sich, die Lage müsse sehr schlimm sein, wenn die Regierung versuche, die rasche Verbindung zwischen der Kolonie und der Hauptstadt zu unterbrechen.«

Allein solche gewaltsame Unterdrückung des Nachrichtenwesens führt zu nichts Gutem. »Man kann die Entdeckung der Wahrheit wohl hinausschieben, aber heutzutage nicht mehr verhindern; man kann wohl alle Depeschen auffangen und unterdrücken, aber man kann diese Mafsregel nicht auf alle Briefe ausdehnen, die aus der Kolonie nach dem Mutterlande geschickt werden,« — so heifst es sehr richtig in einem Leitartikel der Kölnischen Zeitung vom 29. Juni, welcher die Lage in Algier beleuchtet. Je stärker der Druck ausgeübt wurde, desto schlimmer müssen nachher schlechte Nachrichten auf die öffentliche Meinung wirken, und gerade dasjenige, was man vermeiden wollte, tritt nur in noch stärkerem Grade zu Tage. »Keine Nachrichten, schlechte Nachrichten,« sagt ein Jeder; denn Gutes teilt jede Regierung und Heeresleitung gerne der Oeffentlichkeit mit. Jeder Mifserfolg, welcher verschwiegen wurde, wird nachher bei seinem Bekanntwerden in den schwärzesten Farben gemalt. So kam es auch in Frankreich über die Ereignisse in Algier. Sobald der schlechte Stand der Dinge bekannt wurde, geriet die Presse in einen Grad von Erregung, welcher niemals Platz gegriffen hätte, wenn die Nachrichten nicht vorher von der Regierung unterdrückt worden wären. Da schimpfte man laut über den Kriegsminister, Generale und Offiziere, über Alles, was man wufste und nicht wufste. Und wie die Presse in's Horn stiefs, so ertönte es wieder in der öffentlichen Meinung. Da war man gleich bei der Hand, die Civil- und Kriegs-Verwaltung von Algier als vollständig unfähig zu bezeichnen, ja man sprach von Verrat, wie s. Z. im Kriege 1870/71. Es ist eben heutzutage nicht mehr möglich ungestraft die Wahrheit der Oeffentlichkeit vorzuenthalten.

Aber nicht nur wegen der Unmöglichkeit, das Nachrichtenwesen längere Zeit zu unterdrücken, sollte man von einem solchen Vorhaben abstehen, sondern auch deshalb, weil man alle Ursache hat, sich mit der Presse nicht zu verfeinden.

Es ist heutzutage für kriegführende Staaten nicht gleichgültig, wie die Nachbarstaaten sich zum Kriege stellen, selbst dann nicht, wenn sie sich neutral erklärt haben. Die Begriffe der Neutralität sind bekanntlich sehr verschieden, und mancher kleine Dienst läfst sich hinter dem Deckmantel der Neutralität dem einen oder anderen Teile ungestraft erweisen. Man erinnere sich nur an die grofsartigen Lieferungen von Waffen, Munition, Lebensmitteln und Armee-Bedürfnissen jeder Art, welche neutrale Staaten der französischen Republik im Kriege 1870/71 zukommen liefsen. Solche Dienste sind nicht möglich, wenn die Presse mit aller Gewalt auf die öffentliche Meinung drückt und sie in feindseliger Richtung gegen den Dienste nachsuchenden Teil beeinflufst. Es ist aber ganz unausbleiblich, dafs die Presse denjenigen Personen oder Behörden unfreundschaftlich oder sogar feindlich gesinnt wird, welche ihren Berichterstattern nicht wohl wollen oder ihnen Schwierigkeiten bereiten bei Ausübung ihres Berufes. Ein Beweis dafür ist die Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch die Presse gegen die russische Heeresleitung im letzten russisch-türkischen Kriege. — Im Jahre 1870 ferner war das italienische Volk bei Ausbruch des Krieges den Deutschen freundschaftlich gesinnt; mit dem Momente aber, wo Garibaldi auf dem Kriegsschauplatze erschien, da war die Stimmung des italienischen Volkes wie mit einem Schlage verändert, vorzugsweise beeinflufst durch die Presse, welche für den Volkstribun auftrat. — Gut ist es jedenfalls immer, eine solche Macht, wie die Journalistik heutzutage bildet, nicht gegen sich zu haben, und klug ist es, mit ihr es nicht zu verderben. In England, wo die Macht der Presse am meisten ausgebildet ist, und wo dieselbe über die grofsartigsten Mittel gebietet, hat man dies wohl eingesehen. Die grofsen englischen Tagesblätter sind häufig besser bedient, als die Regierung selbst. Und wenn die Kriegskorrespondenten, welche sie in alle Weltteile entsenden, bei der Armee zurückgewiesen oder schlecht behandelt werden, so klagen sie lauter als irgendwo. In Afghanistan war dies der Fall und bald verwandelten sich die Klagen der Berichterstatter in Zweifel an der guten Heeresleitung, Vermutungen, Anschuldigungen u. s. w., die im englischen Volke und besonders im Parlamente leichten Eingang fanden und der Regierung Schwierigkeiten verursachten, den betreffenden Offizieren

aber, die im Felde standen, ihren guten Ruf nahmen. Vorsichtiger war man im Boerenkriege, wo auch die grofsen Tagesblätter schneller und sicherer mit Nachrichten bedient waren, als die Regierung selbst. Der Kölnischen Zeitung (9. März. Zweites Blatt) schreibt man darüber unter dem 8. März aus London:

». . . . . Die wahrhaft virtuosen Leistungen der Presse haben sogar dem Kriegsministerium Besorgnisse eingeflöfst und es zu einem Rundschreiben an alle Blätter veranlafst, in ihren militärischen Mitteilungen patriotisch-vorsichtig zu sein, um dem Feinde nicht unwissentlich zu dienen. Es ist dieses Rundschreiben in den höflichsten Formen abgefafst, enthält eine Lobes- und Dankesurkunde für den Journalistenstand, und sei deshalb hier jeder andern Regierung zur höflichen Nachahmung bestens empfohlen. Ich führe hier den betreffenden Satz wörtlich an. »Indem der Kriegsminister« — so heifst es darin — »dieses Gesuch stellt, will er sich keineswegs über die Berichte der militärischen Bewegungen in der Presse beklagen. Im Gegenteil, er ist der Ueberzeugung, dafs man den Redakteuren und Korrespondenten Dank schuldet für die Hülfe, welche sie sowohl Ihrer Majestät Regierung als dem Publikum durch die auffallend schnelle Beförderung und Veröffentlichung genauer und nützlicher Nachrichten leisteten.« «

Man sieht, wie vorsichtig der Kriegsminister verfährt, welcher die gewaltige Macht der Presse in England würdigt, vielleicht, dafs man vom afghanischen Kriege her gelernt hatte!?

Bei diesen Kriegen mit afrikanischen und asiatischen Völkerschaften wurde übrigens die Presse mehr den politischen als den militärischen Machthabern unbequem. Hier lagen die Schwierigkeiten, welche die Kriegskorrespondenten bereiteten, weniger auf dem Kriegsschauplatze, als in der Heimat, wo die Berichte der letzteren allenthalben laut erörtert wurden, wo die Parlamente sich derselben bemächtigten und sie zum Gegenstande von Interpellationen machten, die der Regierung Verlegenheiten bereiteten. Um wieviel unangenehmer sind aber solche Berichte in einem europäischen Kriege, wo sich Völker von gleicher Kulturstufe gegenüberstehen, wo jede Armee aus den Berichten über die andere Nachrichten schöpft, die ganz unmittelbar der Heeresleitung dienen, wie solches an Beispielen aus dem Kriege 1870/71 oben nachgewiesen wurde.

Man könnte noch zahllose Beispiele anführen, gerade aus den letzten Kriegen, wo die Berichte von Kriegskorrespondenten über die eigene Armee der letzteren direkt schädlich gewesen sind. Es bedarf aber weiterer Beispiele nicht, denn die oben angeführten

sprechen laut genug. Auch ist es Thatsache, dafs fast jeder Heerführer den Kriegskorrespondenten nicht sehr hold gesinnt ist. Aufser den oben erwähnten Klagen der Kriegskorrespondenten bemerken wir noch, dafs General Sherman dieselben direkt aus seinem Hauptquartier entfernte. Ein Korrespondent der Daily-News, welcher sich bei der Armee des Prinzen Friedrich Karl im Kriege 1870/71 aufhielt, schreibt: »Der Prinz ist kein besonderer Freund von Kriegskorrespondenten. Wer, wie ich, mit einem königlichen Erlaubnisschein versehen ist, hat natürlich keine Unannehmlichkeiten zu befürchten, wird vielmehr mit einer höflichen Aufmerksamkeit behandelt, die ihn jedoch immer in einer gemessenen Ferne zu halten weifs. Ein Geheimnis macht man keineswegs daraus, dafs man mich weit lieber gehen, als kommen sieht. Ich habe diese Idiosynkrasie des Prinzen Friedrich Karl gegen Korrespondenten schon in den Augusttagen kennen gelernt, wo ich noch nicht mit einem Pafs aus dem königlichen Hauptquartier versehen war und die Nacht vor der Schlacht bei Vionville im Gefängnis zubringen mufste. Ich fand heute meinen Freund, den Gensdarmerie-Major, der mich damals einschlofs, hier wieder, und er liefs mich gar nicht undeutlich merken, dafs er mir denselben Dienst gern noch einmal leisten und mich am liebsten nach einer gehörigen Entfernung von Corny eskortieren möchte.«

Auch W. Russel, der bekannte Times-Korrespondent, berichtet über eine Zurechtweisung, die ihm vom Grafen Bismarck zu Teil wurde, indem dieser sehr erregt von der Diskretion sprach, welche Männer zu beobachten hätten, die sich in der Nähe hoher Persönlichkeiten und Heerführer aufhalten. Rufsel hatte nämlich über ein Privatgespräch mit Bismarck an die Times berichtet.

Auch unsere deutschen Berichterstatter beim deutschen Heere, trotzdem sie im Allgemeinen keine schlechte Aufnahme fanden, klagen hier und da über das Mifstrauen, mit welchem man ihnen begegnete. H. Wachenhusen, der sich 1866 bei der preufsischen Armee aufhielt, schreibt, dafs der General Herwarth von Bittenfeld solche Privatunternehmungen nicht zu lieben scheine und ihm ein sehr düsteres Gesicht gemacht habe.

Kurz, überall, wo ein Krieg geführt wird, hört man die gleichen Klagen über die Heeresleitung, welche den Berichterstattern der Zeitungen im Allgemeinen nicht freundlich gesinnt sind.

Und könnte es wohl anders sein? (Schlufs folgt.)

VII.

Aus auswärtigen militärischen Zeitschriften.

Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genie-Wesens. Rückblick auf die französische Feld-Artillerie während der grofsen Herbstmanöver des 10. Armee-Corps im Jahre 1881. Der österreichische Major der Artillerie du Fresne giebt in diesem Artikel seine durch eigene Anschauung gewonnenen Beobachtungen wieder. Die vom 22. — 30. September zur Ausführung gelangten Manöver des 10. Corps, Hauptquartier Rennes, waren bis zum 27. September Divisions-, in den drei letzten Tagen Corps-Manöver gegen das 11. Corps, Hauptquartier Nantes. Bei diesen Manövern sollte jede Infanterie-Compagnie auf 180—190 Mann gebracht werden, allein durch den Abgang der vierten Bataillone nach Algier wurde nur eine Stärke von 120—130 Mann erreicht; die Kavallerieschwadronen waren je 120 Mann stark. Die Batterien hatten 4 sechsspännige Geschütze, und 2 vierspännige Munitionswagen, aufserdem hatte man die erste Staffel des Munitionsparkes mitgenommen, die aus 4 Artillerie- und 2 Infanterie-Munitionswagen bestand. Der Verfasser entwirft zunächst eine kurze Schilderung der Taktik, des Gefechts und der Organisation der französischen Artillerie und schildert dann das Auftreten während des Manövers. Die Stärke der Batterie beträgt 6 Geschütze, 9 Munitionswagen, 1 Batteriewagen, 1 Feldschmiede, 1 Fourage- und 3 Proviantwagen, 4 Offiziere, 23 Unteroffiziere, 157 Mann, 28 Reit- und 128 Zugpferde. Auf dem Marsche wird die Batterie in drei Gruppen eingeteilt, die erste ist die Gefechtsbatterie, 6 Geschütze, 6 Munitionswagen, die zweite bildet die Batteriereserve, 3 Munitionswagen, 1 Batteriewagen, die Feldschmiede und die Reserve-Mannschaft zu Fufs, die dritte besteht aus dem Verpflegungstrain. Die erste und zweite Gruppe sind während des Marsches stets vereinigt, während die dritte mit dem Train der übrigen Truppen marschiert. Eigentümlich ist hierbei, dafs jeder Munitionswagen seinem Geschütz direkt folgt, es geschieht dieses deshalb, weil auf den Geschützen nur 3 Mann gefahren werden können, die übrigen Nummern somit in der Nähe gehalten werden müssen. Nach den reglementarischen Vorschriften reitet bei Beginn des Feuergefechts der Batteriechef, von 2 Unteroffizieren, 1 Korporal, 2 Trompetern begleitet, zum Rekognoszieren voraus, läfst durch die ersteren mit Hülfe des Telemeter die Distance messen, und markiert durch die beiden Trompeter die Flügel der Batterie. In diese derart rekognoszierte Stellung führt denn der älteste Offizier die

Batterie hinein. Bei den Manövern soll diese Vorschrift nicht immer genau befolgt sein, auch sind die französischen Offiziere gegen das theoretische Abmessen der Distance mit dem Telemeter sehr eingenommen, sie ziehen das Ermitteln derselben durch Probeschüsse vor. Zur Beobachtung der Schüsse besitzt jede Batterie ein Fernrohr mit Stativ, das leicht transportabel und rasch aufzustellen ist. Gegenwärtig macht man Versuche damit, dieses zu Pferde zu transportieren, und den höheren Stäben ebenfalls zuzuteilen.

Der Gesamt-Eindruck, den die Feld-Artillerie auf den Verfasser machte, war durchweg ein günstiger. Ueber die Manövrierfähigkeit glaubt er jedoch sich kein Urteil anmafsen zu können, da die Pferde des 10. Corps vielfach an Influenza litten, und dadurch die Leistungen sehr herabgedrückt waren. Die Bewegungen geschahen meistens nur im Schritt, die Aufmärsche im kurzen Trab, einen Aufmarsch im Galopp kennt die französische fahrende Artillerie überhaupt nicht.

In Bezug auf die taktische Verwendung der Artillerie während der Manöver führt der Verfasser eine Reihe interessanter Beispiele an. Es herrschte stets das Prinzip, die Artillerie von Anfang an in Tätigkeit zu bringen. Man hatte deshalb der Avantgarde vier Batterien zugeteilt, und der Corps-Artillerie ihren Platz hinter dem ersten Regiment des Gros angewiesen. Diese Einleitung zeigte manchmal grofse Nachteile. An einem Gefechtstage war es vorgekommen, dafs die Corps-Artillerie entwickelt war, ehe die nötige Klarheit über die Stellung des Gegners vorhanden war, wodurch es nötig wurde, in einem wichtigen Gefechtsmomente den Platz zu wechseln. An einem der Tage der Corps-Manöver wollte der Kommandant 9 Batterien auf seinem linken Flügel vereinigen, um hier einen besonderen Druck auszuüben; es war jedoch versäumt, vorher genügend zu rekognoszieren, wodurch es möglich wurde, dafs die gesamte Corps-Artillerie in einem Hohlweg stecken blieb, aus dem sie sich erst nach $1\frac{1}{2}$ Stunden herausarbeiten konnte. Um die Feuerleitung gröfserer Geschützmassen zu üben, hatte man an einem Tage jedem Geschütz 75 Manöver-Kartuschen gegeben. Die Schwierigkeiten die eine solche Feuerleitung bietet, traten dabei recht klar zu Tage. Besondere Anerkennung läfst der Verfasser den Leistungen der reitenden Artillerie zu Teil werden. Eine reitende Batterie erhielt den Auftrag mit 3 Schwadronen Husaren eine Eisenbahn zu zerstören und dann in das Cantonnement zurückzukehren. Die Batterie legte diesen Weg, der hin und zurück 80 Kilometer betrug, zurück, und war am andern Morgen 8 Uhr beim Manöver wieder im Gefecht. So gut das Zugpferde-Material ist, so viel läfst das Reitpferd-Material zu wünschen übrig, nicht allein bei der Artillerie, sondern auch bei der Kavallerie, es herrscht zu wenig Sinn für den Reiterdienst in Frankreich. Das Schlufswort des Verfassers lautet dahin, dafs die französische Artillerie in ihrer gegenwärtigen Organisation und mit ihrer neuen Bewaffnung und Ausrüstung jedenfalls auf der Höhe der Zeit stehe, und dafs sie unbesorgt der Zukunft entgegensehen könne.

Journal des sciences militaires. Februar- und März-Heft 1882. Die französische Nordgrenze und die deutsche Invasion. Vom Capitän L. K. Schon seit einer Reihe von Jahren bringt das genannte Blatt eine Folge von strategischen Studien über die französische Nordostgrenze, die sich alle durch Gründlichkeit und eine sachliche Behandlung des Themas auszeichnen. Die bisherigen Artikel, die, nach ihrer Bedeutung, von den Jahrbüchern in Uebersetzungen oder in Auszügen mitgeteilt wurden, gingen sämtlich von der Hypothese aus, dafs die Neutralität Belgiens bei einem zukünftigen Kriege mit Deutschland respektiert werden würde, der gegenwärtige behandelt die strategischen Verhältnisse für den Fall, dafs dieses nicht der Fall. In der Einleitung tritt der Verfasser der politischen Seite des Themas näher unter Anführung einer Reihe von Angaben aus deutschen Journalen, Broschüren u. s. w., speziell des Militär-Wochenblattes, der neuen militärischen Blätter, sowie der bekannten Schrift des Hauptmann Hönig, und sucht die in diesen ausgesprochene Notwendigkeit der Achtung der Neutralität Belgiens zu widerlegen. Wir übergehen hier den mehr politischen wie militärischen Teil des Aufsatzes, sowie auch die Schilderung der geographischen Verhältnisse der in Frage kommenden Landesteile, die der „Militär-Geographie des Norddeutschen Bundes" entnommen sind, und gehen zu dem strategischen Aufmarsch der deutschen Heere über. Es kommen hierbei sechs Rheinbrücken, bezw. Trajekte in Betracht, und zwar die von Wesel, Ruhrort, Rheinhausen, Hamm, Köln und Oberkassel. Ueber diese führt als nördlichste Eisenbahnlinie die von Holstein über Hamburg durch Westfalen laufende, die den Bezirk des 9., 10. und 7. Armee-Corps durchschneidet. Eine etwas südlicher führende Linie ist die Berlin-Stendal-Hannover-Oberhausen u. s. w, die den Bezirk des 4., 10., 7. und 8. Corps durchmifst. Dieselben Bezirke liegen auch an der von Magdeburg-Höxter-Altenbeken-Dortmund nach Düsseldorf führenden Bahn. Die vierte Hauptlinie führt von Torgau-Nordhausen-Kassel direkt nach Köln, und berührt die Bezirke des 4., 11. und teilweise des 7. Corps. Der Verfasser berechnet nun die Truppen-Transporte, wie sie sich für jedes einzelne Corps und jede einzelne Linie gestalten würden, und kommt danach zu dem Ergebnis, dafs nach ausgesprochener Mobilmachung das 7. Armee-Corps am Abend des 11. Tages bei Lüttich, das 9. in der Nacht des 12. Tages ebendaselbst, das 10. am Abend des 11. Tages bei Verviers, und das 4. am Morgen des 12. Tages bei Düren stehen würde. Es ist hierbei jedoch von der Voraussetzung ausgegangen, dafs die belgische Armee vollständig unthätig gewesen, dafs die von Aachen nach Lüttich führende Bahn sofort in Besitz genommen, dafs keine Zerstörungen von Bahnen stattgefunden, dafs überhaupt bei dem ganzen Transport kein Zwischenfall irgend welcher Art störend eingetreten ist. Dieses Ergebnis veranlafst den Verfasser zu der Bemerkung, dafs dieselben eben genannten Corps zu gleicher Zeit, wenn sie auf einem anderen Kriegstheater zur Verwendung gebracht wären, bereits an der Einschliefsung von Toul, Verdun und Epinal hätten Teil nehmen können,

dafs sie bereits Nancy und vielleicht auch die Mosel-Uebergänge hätten besetzen können. Hiernach läfst sich die Frage beantworten, ob Deutschland wohl Interesse daran haben könnte, diese Art des strategischen Aufmarsches zu wählen. Hiermit schliefst der erste Teil des Aufsatzes.

Der im folgenden Hefte erschienene zweite Teil behandelt zunächst den weiteren Vormarsch der verschiedenen Corps. Die etwa 250 Kilometer lange französisch-belgische Grenze besitzt drei ausspringende Winkel, deren jeder durch einen festen Platz besetzt ist, und teilt somit die vormarschierenden Kolonnen naturgemäfs in vier Abteilungen. Die ausspringenden Winkel werden durch Lille, Maubeuge und Givet gebildet, und ergeben sich danach die vier Abschnitte, in denen der Vormarsch stattfinden mufs. Die Betrachtung dieses Vormarsches für jedes einzelne Corps führt den Verfasser zu dem Ergebnis, dafs, selbst unter den allergünstigsten Verhältnissen und bei denkbar raschestem Vormarschieren, die drei Corps des rechten Flügels, das 7. 9. und 10., nicht früher als 13—14 Tage nach ergangener Mobilmachungsordre am rechten Ufer der Maas vor den Brücken von Namur, Rivière, Yvoir und Houx stehen können. Diese drei Corps haben immer noch einen Vorsprung vor denen des linken Flügels, so dafs die Vereinigung der gesamten Armee an der Maas nicht vor dem 16. Tage hergestellt sein kann. Einem derartigen Vordringen gegenüber ist die französische Armee vollständig in der Lage, rechtzeitig entgegentreten zu können. Die vier Corps, das 2., 3., 4. und 10., können auf den vorhandenen 6 grofsen Bahnlinien des Nordens am Morgen des 12. Tages an der Maaslinie vereinigt stehen. Nachdem auch hier die strategischen Verhältnisse eingehend beleuchtet sind, stellt der Verfasser als Ergebnis seiner Studie folgendes auf:

1. Deutschland bedarf, um an der preufsisch-belgischen Grenze eine Armee aufzustellen, die stark genug ist, selbstständig vormarschieren zu können, eines Zeitaufwandes von 12—14 Tagen.

2. Um diese Armee bis an die Maaslinie zu führen, sind unter den denkbar günstigsten Verhältnissen 15—16 Tage erforderlich.

3. Gelingt es der deutschen Armee in das Thal der Oise vorzudringen, so stehen ihr hier gröfsere Schwierigkeiten bevor, wie bei einem auf die Mosellinie basierten Vormarsch.

Deutschland hat mit einem Worte kein Interesse daran, die belgische Neutralität zu verletzen, um in Frankreich einzudringen. Es folgt hieraus jedoch nicht, dafs Frankreich seine Nordgrenze als gesichert ansehen darf, nur durch Entschlossenheit und Wachsamkeit kann es hier seinen Gegnern zuvorkommen. Die Mobilmachung wie die Versammlung an der Nordgrenze müssen so sorgfältig vorbereitet sein, als ob wir mit Bestimmtheit wüfsten, dafs wir von hier angegriffen würden. Wir müssen uns der unnützen Festungen entledigen, die für den Staat im Frieden eine Last, und für den Feind im Kriege eine Trophäe bilden, und dafür die übrigen um so mehr verbessern und vervollkommnen. Nur hierdurch können wir unsere Nordgrenze verteidigen!

Journal des sciences militaires. April 1882. Instruktion für den deutschen Infanteristen von Dossow. Die 21. Auflage des allbekannten Instruktionsbuches ist von dem Lehrer der deutschen Sprache an der Kriegschule, Bernard, in das französische übersetzt. Die meisten der militärischen Blätter Frankreichs haben dem Erscheinen dieses Werkes eine mehr oder weniger eingehende Besprechung gewidmet und es zum Studium der inneren Dienstverhältnisse in der deutschen Armee empfohlen. Vorstehend erwähnter längerer Artikel hat es sich zur Aufgabe gestellt, diejenigen Punkte, in denen die deutschen Armee-Vorschriften und Verhältnisse wesentlich von den französischen abweichen, oder besonders charakteristisch erscheinen, in Form einzelner Paragraphen, im Ganzen 35, zusammenzustellen. Wir wiederholen hier einzelne derselben, die uns einen Blick in die Dienstverhältnisse der französischen Armee gestatten.

§ 2. Der Verfasser erklärt die deutsche Vorschrift, dafs bei Erteilung mehrerer Befehle, der zuletzt gegebene zu befolgen ist, für sehr zweckentsprechend. In der französischen Armee giebt es keine derartige Vorschrift, der Untergebene ist darauf angewiesen, selbst darüber zu entscheiden, wodurch meistens wohl der Fall eintritt, dafs der Untergebene den ihm am bequemsten scheinenden Befehl zur Ausführung bringen wird.

§ 3. Straf-Rapporte in einem bestimmten Anzuge kennt man in Frankreich nicht, es giebt nur eine inspection avec la garde. Der Verfasser hält die deutsche Strafe für wirksamer, weil sie als Strafe fühlbarer wirkt, und aufserdem dadurch dem Vorgesetzten Gelegenheit gegeben wird, durch eine Unterredung unter vier Augen auf das Gemüt des Mannes einwirken zu können.

§ 10 enthält eine Schilderung der dem Instruktionsbuche beigefügten kurzen Armee-Geschichte. In Bezug auf die Darstellung des Krieges 1870—71 gegen Frankreich bemerkt der Verfasser: „die Kriegsereignisse sind mit bemerkenswerter Einfachheit und ohne jede gehässige Bemerkung über die Besiegten geschrieben. Diese grofse Mäfsigung, in einem Buche, das sich in den Händen jedes einzelnen Soldaten befindet, verdient besonders anerkannt zu werden.“

§ 11 — 12 bespricht die peniblen Vorschriften für die Kasernen- und Stubenordnung und klagt dabei über die in französischen Kasernen herrschende Unordnung und Malpropretät und den Mangel an Vorschriften, wie solche in Deutschland gegeben.

§ 13. Dafs das Halten von Hunden in der Kaserne verboten, findet der Verfasser sehr vernünftig, aber, führt er fort „es ist unerklärlich, dafs auch Katzen verboten sind, denn diese kleinen zierlichen Thierchen sind zu verdienstvoll durch Vertreiben der Nagethiere, die doch allgemein in den Kasernen verbreitet sind. Vielleicht haben die Deutschen das Problem gelöst, sich dieser Thiere auf andere Weise zu entledigen.“

§ 18 wendet sich gegen die in Frankreich bestehende Corporal-Chargo und hält die Charge der Gefreiten in Deutschland für weit nützlicher. „Der französische Corporal steht dem gemeinen Manne zu nahe, er geniefst

keine Achtung und hat keine Autorität gegenüber den Soldaten, mit denen er zusammen schläft und ifst, seine Charge legt ihm Dienstverrichtungen auf, die besser den Untergebenen zukommen und die ihn aufserdem mehr in Anspruch nehmen und ermüden, ohne der Disziplin förderlich zu sein." Bei der gegenwärtigen kurzen Dienstzeit hat das Ansehen der Corporale noch mehr abgenommen, da es ihnen zu sehr an Dienstkenntnis und Erfahrung fehlt.

§ 22 und 23 behandelt die Leistungsfähigkeit des Gewehres im Tirailleurgefecht. Die Vorschrift, dafs über 250 m auf einen einzelnen Mann nicht mehr gezielt werden darf, steht der französischen nach, welche die Feuerwirkung auf weitere Entfernungen noch für wirksam hält. Der Verfasser hält jedoch die deutschen Vorschriften, als mehr dem Ernstfall entsprechend, für wichtiger.

§ 24—28 enthalten die verschiedenen Details des Garnison-Wachtdienstes, bei dem dem Verfasser das Abendgebet beim Zapfenstreich besonders imponiert, er bedauert, dafs in der französischen Armee der religiöse Sinn mehr und mehr schwinde.

§ 35 lautet: „Wir schliefsen unseren Aufsatz, indem wir noch erwähnen, dafs Dossow's Werk eine Reihe von hygienischen Vorschriften für alle Verhältnisse des Soldaten-Lebens enthält. Das Gesangbuch wendet sich der Moral des Soldaten zu, während erstere für sein körperliches Wohl sorgen. Der Ausspruch Juvenals: „Mens sana in corpore sano" findet in der deutschen Armee volle Würdigung, es wäre sehr zu wünschen, dafs dieses auch in der französischen Armee der Fall wäre."

Armée française. Mai 1882. Instruktion für die Festungs-Truppen. Der Kriegsminister hat eine Instruktion betreffs Einführung von Festungs-, Belagerungs- und Verteidigungs-Uebungen an die Corps-Kommandanten erlassen. Der erste Abschnitt dieser Instruktion enthält die Bestimmung, dafs die zur Verteidigung von Festungen designierten Truppen alljährlich in ihren Garnisonen eine spezielle Ausbildung in diesem Dienstzweige durchmachen sollen. Diese finden unter Leitung von Artillerie-Offizieren statt und umfassen die Ausführung von Fortifikations-Arbeiten. Die Offiziere erhalten hierbei besonderen Unterricht. Der zweite Abschnitt enthält die Bestimmung, dafs die zur Festungs-Verteidigung designierten Truppen während der Herbstmanöver in denjenigen Festungen auf die Dauer von 20 Tagen vereinigt werden sollen, zu deren Verteidigung sie im Falle des Krieges einberufen werden würden.

In diesem Abschnitt sind folgende Uebungen vorgeschrieben:

1. Rekognoszierung der verschiedenen Verteidigungsabschnitte der Festungswerke unter besonderer Berücksichtigung des Vorterrains.

2. Entwurf der verschiedenen inneren Verteidigungslinien, die in dem Falle zu errichten sind, dafs die erste Verteidigungslinie, Forts und Batterien vom Feinde genommen sind.

3. Einteilung der Verteidigungs-Truppen für die verschiedenen Ab-

schnitte, Vorposten, Piquets, Besatzung der Werke, Reserven dieser Abschnitte, Haupt-Reserve.

4. Manöver mit den zur Armierung der Werke bestimmten Geschützen.

5. Ausführung von Verteidigungs-Arbeiten behufs Verstärkung der Werke, Batterien u. s. w.

6. Rekognoszierung der wahrscheinlichen Einschliefsungslinie.

7. Ausführung der Verteidigungs-Operationen, wie sie sich im Laufe der Beschiefsung gestalten.

8. Abgabe von Feuer auf die voraussichtliche Stellung des Feindes, soweit es das Terrain gestattet.

In jedem einzelnen Verteidigungs-Abschnitt hat die Infanterie die fortifikatorischen Arbeiten, soweit sie sich auf die Verstärkung und Verbesserung der Verteidigungs-Linie erstrecken, auszuführen.

Die Rekognoszierung der voraussichtlichen Einschliefsungslinie hat durch Offiziere unter Leitung des Kommandanten stattzufinden. Es ist wichtig, die Richtung der Angriffslinien darzustellen, um die Verteidigungs-Operationen um so wirksamer zu gestalten. Die Artillerie, der diese Aufgabe zufällt, wird Gelegenheit finden, einige Batterien zu bauen und zu armieren. Indem man den Geschützen eine Anzahl Kartuschen gewährt, wird man zeigen können, wie diese Batterien dem Auge der Verteidiger erscheinen.

Mit jedem Festungs-Manöver ist ein Ausfall gegen die supponierten Angriffsarbeiten, bei Tage oder bei Nacht, zu verbinden. Der Haupt-Reserve wird hierbei die wichtigste Rolle zufallen. Soweit es die Terrain-Verhältnisse gestatten, haben die Infanterie-Truppen von den Werken oder den angebauten Trancheen aus direktes oder indirektes Feuer gegen die supponierten feindlichen Angriffsarbeiten abzugeben.

Während der Uebungszeit sind den Offizieren Versuche mit elektrischer Beleuchtung, Telegraphie und Telephonie vorzuführen.

Soweit die offizielle Instruktion. So anerkennend sich die Militär-Litteratur Frankreichs auch über diese bisher noch unbekannten Uebungen ausgesprochen, so sind doch schon verschiedene Stimmen laut geworden, die es für geradezu bedenklich halten, schon im Frieden den ganzen Verteidigungs-Apparat so öffentlich zu zeigen, und wollen darin eine Gefahr für den Ernstfall erblicken.

Spectateur militaire. Die Rekrutierung der afrikanischen Armee. Die im Kriege gegen Tunis gemachten Erfahrungen veranlafsten den Kriegsminister zu Anfang dieses Jahres in der Kammer die Erklärung abzugeben, dafs ein neues Gesetz über die Organisation und Rekrutierung der afrikanischen Armee zur Vorlage gelangen sollte. Der Verfasser genannten Artikels stellt die Grundsätze zusammen, die hierfür mafsgebend sein müssen. Es liegt auf der Hand, dafs diese anderer Art wie die für die Armee in Frankreich bestehenden sein müssen, indem prinzipiell die zu junge Mannschaft nicht in die afrikanische Armee eingestellt werden kann. Schon bei der ersten Eroberung Algeriens litten die von Frankreich

dorthin geschickten Truppen in schrecklicher Weise unter den Einflüssen des Klimas. Diejenigen, die nun diese Einflüsse überwanden, bildeten dann einen vortrefflichen Kern für die algerische Armee. Diese früheren Verhältnisse können aber für die Jetztzeit nicht mehr mafsgebend sein, da die allgemeine Wehrpflicht und die kurze Dienstzeit wesentliche Aenderungen herbeigeführt haben.

Es bestehen in der algerischen Armee drei verschiedene Arten von Truppen, erstens die Eingeborenen, zweiten die Fremden, d. h. Europäer jedoch nicht Franzosen, und drittens Franzosen. Es würde ein Leichtes sein die Cadres der Eingeborenen zwei oder dreimal so stark wie bisher zu machen, allein die Sache hat politische Bedenken gegen sich. Die eigentlichen französischen Cadres bestehen wieder aus zwei verschiedenen Arten von Truppen, solche die permanent in Algier stehen, (die Zuaven und Chasseurs) und solche, die nur zeitweise dorthin entsendet sind. Dieses gegenwärtig so bunt zusammengewürfelte Corps will der Verfasser in folgender Weise organisiert haben.

Die afrikanische Armee soll aus 5 Zuaven-Regimentern zu je 4 Bataillonen bestehen, eines für jede Provinz, das 4. und 5. für Tunis, 5 Regimenter Chasseurs zu je 2 Schwadronen, in gleicher Weise wie die Infanterie verteilt, 4 Batterien für jede Provinz und 6 für Tunis, 2 Compagnien Train, ebensoviele Genie-Truppen, Administrationsbehörden u. s. w., die Gesamtstärke dieser Truppen würde ungefähr 60000 Mann betragen.

Der Ersatz dieser Truppen kann zu einem Drittel aus Eingeborenen gedeckt werden, ferner aus solchen Franzosen, die im Lande geboren sind, es würden dann nach Ansicht des Verfassers noch etwa 24000 Mann aus Frankreich rekrutiert werden. Diese sollen aber nur aus ausgedienten Mannschaften bestehen, die von Jahr zu Jahr neu angeworben werden. Um die Neuanwerbung zu erleichtern sollen Geldprämien, bis zu jährlich 500 Francs gezahlt, und sollen nach 8jähriger Dienstzeit die Ausscheidenden zur Anstellung in den verschiedensten Zweigen des Civildienstes berechtigt sein. Trotz der grofsen dem Staate dadurch erwachsenden Kosten hält der Verfasser diese Art des Ersatzes für die afrikanische Armee für die Einzige, die Sicherheit gewährt, dafs sich diese Armee in einem brauchbaren Zustande befindet. Aufserdem empfiehlt er noch, das Depot eines der Marine-Infanterie-Regimenter nach Algier oder Tunis zu verlegen, um im Notfall sofort eine marschbereite Truppe zur Verfügung zu haben.

Army and Navy Gazette. April 1882. Die Institution of Naval Architects. In der letzten Sitzung dieser Gesellschaft, wurde der gegenwärtige Stand der Konstruktion der Kriegsfahrzeuge behandelt. Sowohl durch das Thema selbst, wie durch die Namen der bei den Verhandlungen aufgetretenen Persönlichkeiten, unter denen wir die Namen des Admiral de Horsey, Sir Armstrong finden, bietet der Bericht besonderes Interesse. Im Allgemeinen wurden nach stattgehabter Diskussion folgende Grundsätze aufgestellt.

Seit fast 20 Jahren ist der Kampf zwishhen Panzer und Geschütz ge-

führt, bald schien sich die Ueberlegenheit auf der einen, bald auf der andern Seite zu zeigen. Eine endgültige Entscheidung läfst sich nicht festhalten. Zu den Angriffswaffen traten noch zwei Faktoren hinzu, der Ramm und der Torpedo. Sir Armstrong will hieraus den Schlufs ziehen, dafs es überhaupt geboten sei, den Panzer aufzuheben, und nur noch ungepanzerte Fahrzeuge zu konstruieren und diese mit schweren Geschützen zu armieren. Dieser Ansicht traten die meisten Offiziere der Kriegsmarine entschieden entgegen. Zum Kampf in Schlachtlinie können nur Panzerschiffe verwandt werden, kein ungepanzertes Schiff kann gegen diese unter nur einigermafsen gleichen Verhältnissen auftreten. Es ist durchaus fehlerhaft die Widerstandsfähigkeit eines Panzers danach bemessen zu wollen, was ein rechtwinklig treffendes Geschofs dagegen ausrichtet. Die starken Maschienen und die daraus hervorgehende Manövrierfähigkeit der Panzerschiffe werden schon dafür sorgen, dafs solche Treffer unmöglich werden. Unter einem spitzen Winkel einschlagende Treffer werden an Panzern aber stets machtlos abprallen, wohingegen ein solcher Treffer bei ungepanzerten Schiffen immer von gewaltiger Wirkung sein wird.

Der zweite Gegenstand, der zur Diskussion gebracht wurde, war die Verwendung gröfserer Fahrzeuge der Handelsmarine zu Kriegszwecken, um als Kreuzer, Blokadebrecher u. s. w. zu dienen. Die Regierung kaufte zu diesem Zwecke 1878 den Dampfer Hecla, um festzustellen, ob derartige Schiffe auch fähig wären, mit 64 Pfündern ausgerüstet zu werden. Die gröfste Schwierigkeit war hierbei die Einteilung des Schiffes in wasserdichte Abteilungen, um es vor dem Sinken zu schützen. Wenngleich es nicht schwer sein würde, im Falle eines Krieges die nötige Zahl solcher Schiffe von genügendem Tonnen-Inhalt aufzutreiben, so ist doch auf keinen allzu grofsen Nutzen zu rechnen. Niemals wird man sie in der Reihe der Schlachtschiffe verwenden können, auch werden sie nie ein Handelsschiff da schützen können, wo feindliche Panzerschiffe zu erwarten sind. Sie können vielmehr nur dazu dienen, den Handelsverkehr des Gegners zu beunruhigen und vielleicht eine Blokade zu brechen. Die Admiralität kann nicht daran denken, derartige Schiffe überhaupt zur Kriegs-Marine zu zählen.

VIII.

Umschau in der Militär-Litteratur.

Der Angriff und die Verteidigung fester Plätze, an der Hand der Geschichte dargestellt für Offiziere aller Waffen von Freiherr v. Reitzenstein, Premier-Lieutenant im Garde-Fufs-Artillerie-Regiment.

Das vorliegende Buch entbehrt des Vorwortes, was wir sehr bedauern; denn ein solches ist keineswegs ein überflüssiges Ding. Indem es den Leser über die Absicht und den Plan des Verfassers orientiert, nötigt es den letzteren, sich selbst darüber völlig klar zu werden und sein Werk nochmals auf zweckentsprechende Ausführung zu prüfen!

Wäre dies hier geschehen, so würden sicherlich viele Inkonsequenzen in Ausführung des an sich wohl guten Grundgedankens von dem Verfasser vermieden, vor allem würden aber Umfang und Inhalt des Buches gewifs nach mehreren Seiten hin einschneidenden Modifikationen unterworfen worden sein. —

Der Grundgedanke des Buches, den Zusammenhang zwischen der geschichtlichen Entwicklung der Taktik des Festungskrieges und den gleichen Fortschritten in den Angriffs- und Verteidigungsmitteln, Waffen und Befestigungen, an der Hand der Geschichte des Festungskrieges in seinen Hauptmomenten darzustellen und sodann daraus das Material zur Kritik der gegenwärtig bestehenden Ansichten über den Festungskrieg der Zukunft zu entnehmen, ist durchaus zeitgemäfs. In der Ausführung aber tritt nicht selten Unklarheit über Grenzen und Ausdehnung dieses Planes, im Ganzen und im Einzelnen, störend hervor.

Der Verfasser, welcher, wie wir annehmen dürfen, den Kameraden aller Waffen etwas, sie in Kürze und in allgemein verständlicher Form über das Wesentliche der Taktik des Festungskrieges Orientierendes in die Hand geben wollte, hätte zunächst zu dem notwendigen Schlusse gelangen müssen, Alles spezifisch-technische, die Fufsartillerie und Ingenieure allein oder vorzugsweise interessierende, auszuscheiden, sodann, um sich in dem gewaltigen historischen Material nicht — zu verlieren, aus demselben lediglich Typisches, für die zu begründenden Anschauungen und Lehren Grundlegendes auszuwählen und endlich bezüglich der Taktik des zukünftigen Festungskrieges nur ein ganz allgemeines Bild unter Beschränkung der eingehenderen Untersuchung auf controverse, besonders wichtige und interessante Punkte zu entwerfen. Ähnliches hat der Verfasser auch wohl gefühlt, und ein ausgesprochenes Streben nach äufserster Kürze ist unverkennbar. Doch ist dasselbe nicht immer zum vollen Ausdruck gelangt, wie nachstehende, mit Rücksicht auf den uns zu Gebote gestellten Raum nur sehr eklektische, Ausführungen zeigen werden.

Der Verfasser, der die Ueberschriften der einzelnen Kapitel und §§. nur im „Inhalt“ giebt, später aber zur grofsen Unbequemlichkeit des Lesers letztere nur nummeriert, wendet sich zunächst gegen den Gedanken, dafs es „eine besondere Taktik des Festungskrieges“ gäbe. Das thut er, dessen Zweck doch ist, uns ein Bild eben dieser Taktik zu entwerfen. „Von einer besonderen Taktik des Festungskrieges zu sprechen,“ sagt er S. 2, „ist man daher auch nicht berechtigt, noch viel weniger von einem Artillerie- oder Ingenieur-Angriff, ohne dabei die Infanterie als Hauptwaffe zu berücksichtigen.“ Man spricht aber eben

nur von einem Artillerie- und Ingenieur-Angriff, wo und insofern eben diese Waffen in den Vordergrund treten, während die Infanterie wesentlich nur zu ihrem Schutze dient, daher als Hauptwaffe zurücktritt. Das hindert durchaus nicht, sich zu der unbestrittenen Wahrheit zu bekennen, dafs „der Erfolg von dem Zusammenwirken aller Waffen abhängig ist.“ Noch drastischer wirkt es, dafs der Verfasser, welcher auf S. 1 gegen jede „besondere Taktik des Festungskrieges“ sich erklärt und diese unter den, der französischen Phraseologie entnommenen Ausdruck der „grofsen Taktik“ (wir unterscheiden in der deutschen Litteratur nur „Strategie“ und „Taktik“) subsummieren will, sich schon im §. 2 (S. 3) genötigt sieht, zu erklären, „diejenigen Faktoren, welche den abweichenden Charakter des Festungskrieges vom Feldkriege bedingen, sind zunächst die Festung u. s. w. sowie die Kampfmittel“ und S. 4., „hierzu sind ganz andere Kampfmittel, als im Feldkriege, erforderlich.“

So absolute Aussprüche wie „Eine nach diesen Gesichtspunkten angelegte Befestigung giebt dem gewaltsamen Angriff keine Aussicht auf Erfolg“ und den gegen das Bombardement gerichteten Schlufs S. 4 alin. 3· „dafs dem Angreifer nur noch die Wegnahme durch den förmlichen Angriff übrig bleibt“ mufsten vermieden werden.

In der „historischen Uebersicht und Betrachtung wichtiger Begebenheiten auf dem Gebiete des Festungskrieges“ vermissen wir, wie schon angedeutet, ein konsequent durchgeführtes und sich auf kurze Darlegung typischer Verhältnisse beschränkendes System. Der Verfasser, welcher von den ältesten Zeiten seit Belagerung Troja's ausgeht, versucht von den Kampfmitteln, wie von den Befestigungssystemen ein Bild zu geben, aber in solcher Kürze, dafs höchstens diejenigen, welchen die geschilderten Dinge sehr genau bekannt sind, verstehen werden, was Verfasser meint. Um nur 2 Beispiele anzuführen, charakterisiert er die „Balliste“ (S. 8.) als bestehend aus einem „Klotzgestell, mit einem durch eine Winde zurückgehaltenen Balken, in welchem ein Lager zur Aufnahme grofser Steine und Brandkugeln war, die, wenn der losgelassene Balken gegen den galgenartig errichteten Querriegel schnellte, im hohen Bogenwurf fortgeschleudert wurden“ und sagt ebendort (S. 8.) „die römischen Katapulte waren armbrustartig.“ In ähnlicher Weise werden auch Trébuchet, Schutzdächer (vineae), Wandeltürme (turres) u. s. w vorgeführt. Wäre es nicht weit einfacher und richtiger gewesen, alle diese aus Illustrationen zum Cäsar, Modellen in Zeughäusern und Museen, bekannte Waffen u. s. w. auch als „bekannt“ vorauszusetzen? Wer sie nicht kennt, lernt sie auch nicht mittelbar durch die Beschreibung des Verfassers kennen, da derselbe die Anführung von Quellen sorgfältig vermeidet.

Auf S. 14 und 18 werden das mittelalterliche Kanonensystem nach modernen Centimeterangaben der Kaliber und S. 30. das österreichische System (Lichtenstein) wieder nach Pfundbenennung des Geschofsgewichts aufgeführt, S. 22 spezielle Definitionen der allgemeinen (soll heifsen „ge-

meinen"), der flüchtigen und völligen Sappe gegeben (wobei der „Wälzkorb", den wir später unter dieser, seiner technischen Benennung S. 192 wiederfinden, als „grofser Schanzkorb" bezeichnet wird) dagegen (S. 15, 34 und 35 u. a.) die weit weniger bekannten „Circum- und Contravallationslinien" nicht definiert, letztere sogar (S. 34 und 35) in ganz verschiedenem Sinne aufgefafst.

Interessant sind die Auszüge aus den Schriften Friedrichs des Grofsen, Napoleons I. und Jominis, doch wird im II. Teil des Buches, da, wo es oft so nahe liegt, nirgends auf die Konsequenzen dieser Aussprüche zurückgegriffen.

Es ist wohl leicht erklärlich, dafs, wenn altitalienische Befestigung und die Systeme Dürer's und Speckle's S. 14 und 15 in 14 Zeilen abgethan werden, auch nicht einmal das hervorragend charakteristische derselben Erwähnung finden konnte. Aehnlich werden die Systeme der Schule von Mézières, Vauban, Rimpler, Coehorn u. s. w. im Fluge vorgeführt. Etwas mehr erfahren wir von Vauban's Angriff. Wenn aber diese epochemachende Artillerieverwendung des grofsen Ingenieurs schliefslich S. 27 mit den Worten „das Charakteristische des alten methodischen Angriffs war demnach durch Vauban nicht geändert worden; nach, wie vor bestand dasselbe darin, dafs man durch die Angriffsmittel die des Verteidigers zerstörte und sich während dessen der Festung möglichst gedeckt näherte, die zerstörten Deckungs- und Hindernismittel überschritt und schliefslich in die Festung eindrang, um sich derselben zu bemächtigen" erledigt wird, so ist gegen ein solches Urteil einzuwenden, dafs Vauban nicht das „Wesen des Festungskrieges" ändern konnte noch wollte, wie es auch wohl kaum einem Andern gelingen wird, wohl aber hat er die Art und Weise desselben in so genialer Weise systematisiert, dafs auch in den neuesten Methoden sein Einflufs nicht zu verkennen ist, vielmehr um so stärker hervortritt, je durchdachter und durchgearbeiteter dieselben sind. —

Die historischen Beispiele dieses Teils von Belagerungen, Verteidigungen, gewaltsamen und förmlichen Angriffen u. s. w. sind zum Teil recht gut ausgewählt. So werden die „Leiterersteigung von Schweidnitz" durch die Oesterreicher, der Entsatz von Prag und Olmütz im 7jährigen Kriege, der Durchbruch der Besatzung von Menin unter General Hammerstein (1794) die Belagerungen von Danzig und Colberg (1806—7) von Saragossa (1808—9) Sebastopol (1854—55) kurz vorgeführt und daran meist treffende Bemerkungen geknüpft.

Der Verfasser hat seinen Beispielen keinerlei Plan-Skizzen beigegeben und setzt sie doch andrerseits nicht als in ihren Details bekannt voraus, insofern er sich auf Beschreibungen des Terrains und der Festungswerke, spezielle Aufzählung der Truppen u. s. w. einläfst, alles Details, welche ohne beigegebenen Plan nicht recht verständlich. Dadurch, dafs er die benutzten Werke (ob Originalwerke, wie die von Hoepfner, Jones, Scharnhorst, Todleben u. s. w. oder Sammelwerke, wie die Geschichte des Festungskrieges von Müller u. s. w.) als Quellen grundsätzlich nicht anführt, wird

die Kontrolle seiner Daten und eine gründlichere Information des Lesers erschwert.

Was sollen ferner die ausführlichen Dispositionen, wie z. B. die österreichische für den Sturm auf Schweidnitz, die Hammerstein's für den Durchbruch aus Menin u. s. w. nützen, wenn wir über die Ausführung nichts weiter vernehmen, als dafs sie gelang?

Die Belagerung von Sebastopol, der Sturm auf die Befestigung von Düppel sind ausführlicher behandelt, und manche kritische Bemerkung wird daran geknüpft. Richtig beurteilt sind im Allg. die aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 gewählten Beispiele, die Cernierung von Metz, die Belagerungen von Strafsburg, Belfort und Paris. Der Einflufs des Generalstabswerks ist unverkennbar. Nur Toul finden wir als Beispiel einer Belagerung wenig glücklich gewählt, da es doch nur als ein solches für einen unter nicht zutreffenden Voraussetzungen unternommenen gewaltsamen Angriff gelten kann. Der schliefsliche Fall der Festung war das Resultat zusammenhangloser und nicht gerade glanzvoller Versuche. Die Lehre, welche Verfasser daraus zieht, dafs man auch bei einer beabsichtigten blofsen Beschiefsung mit Artillerie in der Front nahe an die Werke herangehen müsse, ist durchaus verfehlt. —

Aus der Belagerung von Paris hätten wohl bezüglich des Angriffs, wie der Verteidigung reichlichere und wichtigere Lehren gezogen werden können, als dies S. 156—159 geschehen ist. Wir wollen hier nur andeutungsweise die geniale Herrichtung des Vorterrains Seitens der Verteidigung, die Vermehrung der Kampfmittel selbst durch Erzeugung neuer Geschützsysteme innerhalb der Festung, die kolossalen Vorbereitungen zu dem Ausfall, welcher zu der Schlacht bei Villiers führte, durch Anlage zahlreicher verdeckter und indirekt feuernder unter sich telegraphisch verbundener Batterien u. s. w. erwähnen.

Auf S. 126 heifst es: „gegen jedes Fort (von Paris) waren mindestens 100 Geschütze nötig.“ Dagegen sagt S. 135 und 136, dafs „durchschlagende Resultate bei der Beschiefsung der Nordfront erreicht wurden“ unter Verwendung von in Summa nur 83 Geschützen gegen 3 Forts. Es wäre wohl angezeigt gewesen, auf die Gründe einzugehen, welche den Unterschied zwischen den hier erreichten und den mit weit zahlreicherem Material herbeigeführten weniger, durchschlagenden Resultaten gegen die Südfront beeinflufsten. —

In summarischer Weise werden schliefslich die Einflüsse geschildert, welche der Festungskrieg von 1870/71 auf die fernere Gestaltung der Landesverteidigungssysteme in Deutschland, Frankreich, Italien, Oesterreich und Rufsland hervorrief (S. 159—164), und in Bezug auf letzteres noch die beim Sturm von Kars und bei der belagerungähnlichen Einnahme der befestigten Position von Plewna gemachten Erfahrungen berührt.

Vollständig beistimmen mufs man dem Schlufs dieses historischen Teils, dafs „von einem Normalangriff oder von einer Normalverteidigung fester Plätze unmöglich noch die Rede sein kann“ u. s. w. (S. 169); dafs

auch im Festungskriege Alles von dem Charakter des Führers, dem Geist der Initiative, von den moralischen Faktoren, Ausbildung und Ausrüstung der gegenüberstehenden Truppen, und von tausend anderen Umständen abhängt, welche bewirken, dafs sich die kriegerischen Handlungen niemals gleich gestalten.

Wir schliefsen unsere Kritik dieses I. Teils, indem wir bedauern, dafs das Werk von Blois über die Belagerungen älterer Zeit nicht benutzt worden, sowie dafs keine der durch ihre glanzvolle, das Resultat von vorn herein sichernde, Anlage bemerkenswerthen Belagerungen der 14. Division (Thionville, Montmédy, Mézières) aus dem Kriege 1870 71 als Muster von Bombardements Erwähnung gefunden hat. Das Generalstabswerk über 1870 71, sowie die Originalwerke von Froese und Heyde, von Castenholz, Müller u. s. w. als Quellen vielfach benutzt, hätten als solche auch genannt werden müssen.

Der II. Teil des in Rede stehenden Werks „Angriff und Verteidigung fester Plätze bei der modernen Kriegführung“ auf nur 92 Seiten behandelt, ist in seiner Ausführung planmäfsiger, konsequenter durchgeführt und enthält viele richtige Ansichten. Bei unserer Kritik können wir uns im Einzelnen um so kürzer fassen, als der Verfasser die bei uns bis jetzt mafsgebenden offiziellen Vorschriften über Angriff und Verteidigung zu Grunde gelegt hat und sich meist im Einklang mit denselben befindet, während er da, wo er abweichende Ansichten oder Vorschläge sich erlaubt dieselben in mafsvoller Form und meist auch zutreffend begründet.

Beim Angriff wie bei der Verteidigung werden Ueberfall, gewaltsamer Angriff, Blokade, Bombardement und förmlicher Angriff, letzterer, wie natürlich, am ausführlichsten behandelt.

Die scharfe Trennung von „Ueberfall“ und „gewaltsamer Angriff“ scheint uns nicht gerechtfertigt. Ersterer ist nur eine bestimmte Art des letzteren. Was der Verfasser über die Nothwendigkeit der Einübung der Infanterie auf den Festungskrieg schon während des Friedens, namentlich im Hinblick auf gewaltsame Unternehmungen, sei es ohne oder nach voraufgegangener Beschiefsung, vorbringt, (S. 175—180) und was er demgemäfs für die Anordnung von „Festungsmanövern“ an Gründen anführt, dem können wir nur durchaus beistimmen. Dafs die „Armierungsübungen“ der Fufsartillerie bis jetzt von a—z planmäfsig mit Ausschlufs der Mitwirkung von Infanterie und Ingenieurcorps von statten gehen, ist, was man auch immer dafür geltend macht, im Grunde nur einer krankhaften Besorgnis der Fufsartillerie selbst vor Einmischung höherer Gesichtspunkte und Kritik zuzuschreiben.

Mit den Drahthindernissen (S. 179) scheint uns der Verfasser etwas zu leicht fertig zu werden. Sie werden, richtig und am richtigen Ort angelegt, sich als schwer wiegende Verteidigungsmittel geltend machen.

Ebenso wird die ohnehin recht zweifelvolle Lehre vom „Berennungscorps“ und seiner „Aufgabe“ bei der Einschliefsung etwas zu positiv behandelt. Eine sog. Berennung wird immer nur unter für den Angreifer

besonders günstigen Umständen zweckmäfsig und rathsam sein, andernfalls kann sie leicht zu Unfällen der dazu verwendeten Truppen führen.

Die befürwortete „flügelweise“ Besetzung der Abschnitte bei Einschliefsung einer Festung, möchten wir bis zur Brigade abwärts als Norm aufstellen, während die Regimenter sich am zweckmäfsigsten treffenweise gliedern, dabei aber immer nur 1 Bataillon in die erste Linie nehmen, damit durch die beiden andern mindestens eine 3tägige Ablösung garantiert ist.

Die Unterscheidung zwischen „reinem“ und „vorbereitendem“ Bombardement (S. 187) ist zu theoretisch. In Wirklichkeit mufs jedes Bombardement auch mit Rücksicht auf einen demnächst notwendigen weitern Angriff erfolgen, ohne dafs dies indessen zu einer schwächlichen oder unzweckmäfsigen Anlage des erstern führen darf.

Wenn der Verfasser, vom förmlichen Angriff sprechend, den Ausspruch thut: „die systematische Belagerung führt nur langsam, dafür freilich aber auch am sichersten und mit den geringsten Verlusten zum Ziel,“ so müssen wir dem doch widersprechen. Der „förmliche“ Angriff ist nur das Resultat der dira necessitas, die keine andre Wahl übrig läfst, sei es wegen der Stärke der Festung, des Mifsverhältnisses von Kräften zwischen Belagerer und Verteidiger oder in Folge der Energie und Geschicklichkeit des Verteidigers. Die Kriegsgeschichte zeigt denn auch, dafs derartige Belagerungen meist für beide Teile — und nicht selten ganz besonders für den Angreifer — in hohem Grade verlustvoll (z. B.. Montmédy 1657, Sebastopol 1854—55 u. s. w.) verlaufen und dafs das Resultat nichts weniger als sicher ist. Beispiele von aufgehobenen Belagerungen dieser Art sind gar nicht selten (Prag, Olmütz, Silistria u. a. m.), wie denn schon der langsame Verlauf derselben die Möglichkeit eines Umschwunges der Dinge, Entsatz u. dgl. in den Vordergrund treten läfst. Für das Belagerungscorps (S. 174) $^1/_3$ der Infanteriestärke an Kavallerie zu fordern, beruht wohl auf Druckfehler (statt $^1/_8$).

Was über Demontir- und Wurffeuer S. 201—204 gesagt wird, entspricht Ansichten, die wir seit 15 Jahren vertreten und wird mit schlagenden Gründen belegt. — Bezüglich des mehrfach empfohlenen indirekten Infanterie-Massenfeuers, dessen Beliebtheit in der russischen Armee uns nicht im mindesten imponiert, verweisen wir auf den Aufsatz im Beiheft 10 zum M. W. Bl. 1881 „Ueber den wahrscheinlichen Verbrauch an Infanterie-Munition im Festungskriege der Zukunft“, die vom Verfasser S. 249 gestellte Anforderung: „die Infanterie mufs in der Lage sein, aus gedeckter Aufstellung das Kampffeld mit Feuer vollständig zu überschütten, ohne dabei in's Blaue zu schiefsen“ ist dort als völlig illusorisch und lediglich zu grofsen Verlusten für eine derartig agierende Infanterie führend nachgewiesen. —

Was sonst noch über „Verteidigung“ Seitens des Verfassers gesagt wird, müssen wir im Allg. als das Beste im Buche bezeichnen und wird durchgängig gut motiviert. Dies gilt besonders von dem, S. 252—254

über die Verwendung der Festungsgeschütze in Zwischenbatterien und die dabei hervortretenden Schwierigkeiten, letztere ausreichend zu decken, Gesagten, wenn damit auch dieser schwierige Gegenstand keineswegs erschöpft wird.

Fassen wir unser Urteil über den II. Teil des Werkes zusammen, so erkennen wir gerne an, das derselbe das, was es giebt, in vollendeterer Form, wie sie der I. Teil zeigt, in logischer Ordnung und unter Berührung, wenn auch nicht endgültiger Lösung, manch' wichtiger controverser Fragen vorführt. Gewünscht hätten wir allerdings, dafs letzteren eine gründlichere und ausführlichere Behandlung zu Teil geworden und Verfasser das Buch auf alle wichtigeren derselben ausgedehnt, dafür aber das conventionell anerkannte reguläre Verfahren nur ganz cursorisch im Zusammenhange erwähnt, in seinem Detail aber als bekannt vorausgesetzt hätte.

Von den wichtigern Fragen, die noch keineswegs als erledigt gelten können, hier aber nicht erwähnt sind, mögen nur folgende angedeutet werden: Eindringen in die Angriffsfront und Erweiterung des Angriffs nach den Flügeln nach Eindringen in die Fortlinie (deutsches Verfahren) oder umfassender Angriff eines gröfseren Frontabschnitts (5—7 Forts) unter Vorbehalt der ernstlichen Durchführung gegen 1 oder 2 Unterabschnitte desselben (französisches Verfahren); Rolle des Bombardements als Zwischenakt oder Schlufsakt des förmlichen Angriffs gegen die Kernfestung; koncentrierter Belagerungspark oder Teilung desselben in Abschnittsparks; gewaltsame Angriffe in spätern Perioden gegen bis dahin nicht artilleristisch angegriffene Teile der Festung u. s. w.

Wenn es dem Verfasser nach unserer Ansicht nicht vollständig gelungen ist, seiner durchaus zeitgemäfsen Grundidee eine entsprechend plan- und lichtvolle Ausführung zu geben, so wollen wir andrerseits die grofsen Schwierigkeiten, welche sowohl in dem ungeheuren geschichtlichen Material, wie in dem vielfach noch ungelösten Prinzipienfragen liegen, zu seinen Gunsten in Anschlag bringen und ihm zum Troste zurufen: „in magnis et voluisse sat est!“ Sp.

Essay über Befehlsführung im Bereiche der Infanterie-Division. Von F. v. Jagwitz, Premierlieutenant à la suite des Königs-Grenadier-Regiments, Adjutant der 20. Inf. Brigade. Mit einem Plane.

Zwei zu Posen gehaltene Vorträge werden in vorliegender Broschüre dem Druck übergeben. Im ersten Vortrag wurde das Wesen der Offensive und der Defensive einer Betrachtung unterzogen, im zweiten wurde im Anschlufs an das Gefecht bei Nuits in applikatorischer Weise die vorausgeschickte theoretische Beleuchtung in die Praxis zu übertragen versucht, und schliefslich ventiliert der Herr Verfasser die Frage: durch welche Mittel kann eine gute Handhabung der Befehlsführung bis zu den untersten Führern herab bei unserer Friedens-Ausbildung erreicht werden.

Die erstere, theoretische Betrachtung gewinnt dadurch an

Interesse, dafs sie sich auf thatsächliche Verhältnisse gründet und nie unterläfst einen Blick auf unsere kriegerische Thätigkeit im Frieden — auf unsere Manöver zu werfen. Dem Herrn Verfasser ist dieser Teil seiner Aufgabe nach unserer Ansicht sehr wohl gelungen: er entwickelt eine Fülle von Gedanken, welchen man grofsenteils aus voller Seele zustimmen kann. Zum Teil, wie es ja selbstverständlich ist, reizen dagegen manche seiner Ansichten zum Widerspruch, doch wollen wir diesem Reiz an dieser Stelle widerstehen, um unserer durchaus wohlwollenden Kritik ihre Wärme zu erhalten.

Weniger gelungen erscheint uns der zweite Teil der Aufgabe. Wir erwarteten mehr Nutzanwendung der entwickelten Theorie inmitten des Gefechts durch Erteilen zahlreicher Befehle auf beiden Seiten, welche zum allergröfsten Teil allerdings supponiert sein mufsten. Wir können der Betrachtung keinen eingehend applikatorischen Charakter zusprechen und bezweifeln daher, dafs sie in dem Grad belehrend wirkt, wie dies der Herr Verfasser wohl erhoffte. Viel wertvoller wie derartige kurze Betrachtungen, zu deren Durchlesen man etwa einer Stunde bedarf, ist ein richtig geleitetes Kriegsspiel während derselben Zeit, wenn von Allen bis zum Hauptmann und Rittmeister herab nur Befehle und Kommando's geduldet werden. Da nun nicht jeder in der Lage ist Kriegsspiel betreiben zu können, so ist ein Ersatz wie der vorliegend Versuchte, sehr wünschenswert; er mufs aber durch eingehendes Hineinleben in die beiderseitigen Verhältnisse wirklichen Ersatz bieten.

Mit den Schlufsfolgerungen, am Ende des zweiten Vortrags, sind wir dagegen wieder sehr einverstanden. Der Herr Verfasser rekapituliert die bei der Befehlsführung zu beobachtenden Grundsätze in Folgendem:

1) Weitgehende, vom Führer selbst zu befehlende Aufklärung.

2) Anordnung, um jederzeit von Meldungen ohne Aufenthalt erreicht zu werden.

3) Wahl möglichst konstanter Aufstellungspunkte, von welcher Uebersicht und Leitung begünstigt wird.

4) Weitgehende Befehle, welche nicht nur eine geringe Zeitdauer vorhalten und nicht so bald durch den raschen Lauf der Ereignisse überholt werden.

5) Verkehr zwischen Führer und Truppe, auch von letzterer ausgehend, wogegen häufig gesündigt wird.

6) Etappenweises Vorgehen während der Aktion, wodurch Gefechtspausen entstehen, welche der Führung die Möglichkeit zum Befehlen und Eingreifen geben.

7) Prinzipielles Festhalten an den Befehlsinstanzen; Abweichungen hiervon sind den übergangenen Instanzen sofort mitzuteilen.

8) Bei der Infanterie Ueben in der Verstärkung durch Eindoublieren, weil flügelweise Verwendung der Regimenter nicht immer durchführbar ist.

Schliefslich entwickelt der Herr Verfasser die Vorteile, welche die möglichst ausgedehnte Anwendung der schriftlichen Befehle vor den mündlichen hat und bespricht das Verhältnis zwischen dem Generalstabs-

Offizier und Adjutanten, sowie dasjenige zwischen dem Brigade-Commandeur resp. Obersten und seinem Adjutanten, welch' letzterer auch manchmal in die Lage kommt ein kleiner Generalstabsoffizier sein zu müssen.

Die Ausbildung unserer Unterführer für den Kriegsbedarf. Von Otto von Trotha, Hauptmann und Compagnie-Chef im Inf.-Reg. No. 71. Mit Abbildungen im Text und einer lithographierten Karte.

Der Herr Verfasser geht von der unumstöfslich richtigen Ansicht aus, dafs wir verpflichtet sind den Bedarf an Unterführern für den Kriegsfall in qualitativer und quantitativer Beziehung zu decken. Gewifs hat er Recht, wenn er sagt, dafs der Compagnie-Chef gewissermafsen umsonst gearbeitet hat, welcher am Mobilmachungstage nicht ein zahlreiches Unterführerpersonal aus seiner Friedensthätigkeit liefert. Wir finden es in neuester Zeit mehr wie je betont, dafs an der Ausbildung der Mannschaften im Verhältnis mehr und eingehender gearbeitet wird, wie an derjenigen der Unteroffiziere. Dieser Idee huldigt mit uns auch der Verfasser der vorliegenden Broschüre; er packt das Uebel an der Wurzel an und beginnt mit der frühzeitigen Ausbildung der Gefreiten, in der Annahme, dafs dieselben bei der Mobilmachung das Hauptkontingent der Unteroffiziere bilden. Wenn er demnach sich scheinbar über den Horizont des Hauptmanns einer Friedens-Compagnie erhebt, welcher denken mag, ich will vor Allem für das mir zunächst Liegende arbeiten, so versteht er es gleichzeitig darzuthun, dafs es recht wohl möglich ist, beide Zwecke zu vereinigen.

Vielleicht ist der Herr Verfasser manchmal in den Fehler verfallen, die Friktionen des Dienstes, ungünstige Garnison-Verhältnisse und schwerfälliges Menschen-Material zu gering anzuschlagen. Nach den persönlichen Erfahrungen des Referenten Dieses kann indefs nach seiner Methode mit Erfolg gearbeitet werden — wenn der Compagnie-Chef sich dafür begeistert und rastlos thätig ist. Zweifellos findet man deren in recht grofser Anzahl, — ob aber durchgängig?

Die Broschüre wird gewifs Manchen anregen und wäre wohl hiermit der Zweck des Herrn Verfassers erfüllt. Wir unsererseits wären indefs schon zufrieden, wenn einesteils das Lösen von Felddienstaufgaben und sofortiger schriftlicher Meldung mit Croquis Seitens der Unteroffiziere allgemeiner üblich würde und wenn andrerseits unseren ganz jungen Offizieren öfter Aufgaben gestellt würden, welche nur der Kritik des Compagnie-Chefs unterliegen dürften. Unsere Compagnie-Chefs wären alsdann gezwungen rationeller zu arbeiten, ihre Felddienstübungen stets durchdacht anzulegen, und gleichzeitig würde die lähmende Angst vor der Kritik schwinden, wenn die Fehler der Lieutenants zunächst nur innerhalb der Compagnie besprochen werden.

Es hat uns besonders gefreut, dafs der Herr Verfasser stricte auf dem Boden des grünen Buchs steht und von diesem Standpunkt aus uns seine Felddienst-Uebungen in Beispielen aus der Nähe von Sondershausen

vorführt. Er will damit keineswegs Schemas geben, die ja selbstverständlich zu verwerfen wären. Er nimmt eine einzige Kriegslage an den verschiedenen Uebungstagen an, giebt alle möglichen Befehle vom Detachementsführer herab und läfst sich Meldungen bis zum Führer eines Unteroffizier-Postens herab erstatten, an deren zahlreichen Fehlern er seine Belehrungen anknüpft.

Hätte indefs der Herr Verfasser uns etwas weniger Uebungstage vorgeführt und hätte er die an die Uebungen anknüpfenden applikatorischen Instruktionen weniger eingehend — d. h. nur in der Broschüre — besprochen, so würde die Lektüre anregender sein ohne an Werth zu verlieren.

IX.

Verzeichnis der bedeutenderen Aufsätze aus anderen militärischen Zeitschriften.

(15. Mai bis 15. Juni 1882.)

Militär-Wochenblatt (No. 40—46): Befehlen und Gehorchen im Kriege. — Ein Ritt von Strafsburg nach Granada. — Die Motive zu den Gesetzentwürfen, die Abänderung des französischen Rekrutierungsgesetzes vom 27. Juli 1872 betreffend. — Ueber selbstbewirthschaftete Kantinen. — Trains und Administrationen eines franz. Armeecorps. — Einige Betrachtungen über die verschiedenen Ziele uud Richtungen in der Ausbildung und Führung der Infanterie. — Noch ein Wort über Schonung des Pferde-Materials. — Befehlen und Gehorchen im Frieden. — Die britisch-indische Armee. —

Neue militärische Blätter, (Juni-Heft): Steht das russische Infanterie-Reglement vom Jahre 1881 auf der Höhe der Zeit? — Der Soldat im Felde gegenüber dem Eigentum.

Allgemeine Militär-Zeitung (No. 37—43): Die französische Nordgrenze und eine deutsche Invasion. — Das neue Gesetz über die Militär-Verwaltung in der französischen Armee. — Briefe vom dalmatinisch-herzegowinischen Kriegsschauplatz. — Der Gotthard-Tunnel und seine militärische Bedeutung. — Die Leistungen des Gewehr-Systems Hebler. — Zur Historiographie des siebenjährigen Krieges. — Das Magazin-Gewehr der Gebr. Magot und der gegenwärtige Stand der Repetiergewehre in Frankreich. —

Deutsche Heeres-Zeitung (No. 40—48): Die Luftschifffahrt und ihre militärische Verwendung. — Wie ist es unter den bestehenden Verhältnissen möglich, dafs die Kavallerie den Anforderungen der neuesten Taktik nachkommt, ohne ihr Pferde-Material zu Grunde zu richten? — Die Verteidigung der westlichen Schweiz. — Ueber die Verteilung des Ersatzes nach der Gröfse im Infanterie-Regiment. — Die taktische Ausbildung der russischen Infanterie. — England's Flotte und nationale Verteidigung. —

Militär-Zeitung für die Reserve- und Landwehr-Offiziere des Deutschen Heeres. (No. 21—24): Das Treffen bei Nachod. — Ueber Matratzenstreu. — Die Offizier-Patrouillen der Kavallerie. — Die Vorbereitung zu den Uebungen der Offiziere des Beurlaubtenstandes.

Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie. (Heft V): Die physikalischen Verhältnisse des Atlantischen Oceans. — Aus den Reiseberichten S. M. S. „Hertha". — Aus den Reiseberichten S. M. S. „Carola".

Streffleurs Oesterr. Militär-Zeitschrift. (V. Heft): Taktische Bemerkungen. — Reglements und Instruktionen für die Ausbildung der Truppe und ihrer Führer, von der Beendigung des ersten Feldzuges gegen das französische Kaiserreich im Jahre 1805 bis zum Kriege 1866. — Die Arbeiten und Leistungen des k. k. militär-geographischen Institutes zu Wien im Jahre 1881. — Die Magazin-Gewehre und ihr taktischer Wert. — Einige Behelfe zur richtigen Lösung taktischer Aufgaben. — Zur Selbstverstümmlung im k. k. Heere. — Amerikanischer Patronenblock. —

Organ der militär-wissenschaftlichen Vereine (4. u. 5. Heft): Die Expedition Frankreichs gegen Tunesien 1881. — Beziehungen zwischen den Operationen und dem Verpflegungswesen in den Feldzügen 1848 und 1859 in Italien. — Wahrnehmungen und Erfahrungen der k. k. Truppen bei der Occupation Bosniens und der Herzegowina im Jahre 1878. — XV. Briefe über den Orientkrieg 1877—78. — Das neue französische Heeres-Administrationsgesetz. — Das blutigste Stück Erde in Europa. — Vergleich der Feldgeschütz-Systeme der europäischen Grofsmächte. —

Oesterr. ung. Wehr-Zeitung „Der Kamerad" (No. 37—46): Ein Infanterie-Inspektor. — Die militärische Aufgabe des französischen Parlaments. — Der Mangel an Militärärzten in unserer Armee. — Die Reorganisation der Infanterie und das bosnische Corps. — Ausbildung und Führung der Infanterie. — Reformgedanken. —

Oesterreichische Militär-Zeitung (No. 40—47:) Die persische Armee und die österr. ung. Instruktions-Mission 1878—1881. — Unsere Reserve-Offiziere in der jüngsten Campagne. — Das Heerwesen Egyptens. — Der Militär-Telegraph und die Militärpost in den occupierten Provinzen. — Die inneren Verhältnisse der deutschen Heeresmacht. —

Oesterreichisches Armeeblatt (No. 10—11): Ueber Kriegstüchtigkeit und Truppen-Ausbildung. — Die Erziehung des Soldaten. — Ueber die Reorganisation der Armee. — Eine Studie über Feuer-Disziplin. —

Journal des sciences militaires (Mai 1882): Die Taktik des Auf-

klärungsdienstes. — Die Cadres und das Avancement. — Deutschland gegenüber Rufsland. — Betrachtungen über das Feuer der Infanterie bei Angriff oder Verteidigung von Höhen. — Betrachtungen über den Etappendienst. —

Le Progrès militaire (No. 161—168): Die militärische Erziehung auf der Schule von Fontainebleau. — Das Kriegsbudget. — Die Remonte der Infanterie-Hauptleute. — Der Militärdienst in Frankreich und in den Kolonien. — Der Generalstab der Divisionen. — Die Taktik im Aufklärungsdienst des General Lewal. — Der höhere Unterricht. — Der Mifsbrauch der Centralisation. — Die Rekrutierung der Intendanz. — Die gemischten Compagnien. —

L'Armée française (No. 123—129): Die militärische Erziehung. — Die sachgemäfseste Marschordnung und Gefechtsstellung eines Expeditionscorps in der Sahara. — Instruktion der Festungstruppen. — Die wirkliche Stärke bei dreijährigem Dienste. —

La France militaire (No. 123—130): Die Rekrutierung nach Regionen. — Die Marine-Infanterie. — Die Fremden-Legion. — Pontonniere und Sappeurs. — Der Lehrplan der Kriegsschule. — Die Festungs-Artillerie. — Der Sanitätsdienst. — Die Festungsmanöver. — Die Remonte der Infanterie-Hauptleute. — Die freien Compagnien. — Die Schiefsschulen. — Die Manöver des 10. Corps. — Die Festungstruppen. — Das neue Kavallerie-Reglement. —

Revue d'Artillerie (Mai 1882): Historische Notiz über den Dienst der Schmiede. — Apparat zum Zielen für den indirekten Schufs und das Mitteilungszeichen bei Belagerungs- und Festungs-Geschützen. — Der Bedeckungsdienst bei der Artillerie. —

Revue maritime et coloniale (Mai 1882): Vergleich zwischen den Marine-Budgets England's und Frankreich's für das Jahr 1882. — Studie über die combinirten Operationen. — Die kgl. Marine-Akademie von 1784 bis 1793. —

Russischer Invalide (No. 86—111): Die Umformung der Lehr-Truppenteile zu Offizierfachschulen. — Ueber die Kommandierung deutscher Offiziere nach der Türkei. — Die militärischen Verhältnisse Egyptens. — Ueber die hygienischen Bedingungen der Kasernements. — Das Militäringenieurwesen in Westeuropa.

Wajenny Sbornik (Mai-Heft): Alexei Petrowitsch Jermolow im Kaukasus. — Der Felddienst nach den neuen Reglements. — Die Einwirkung der Festungen auf die kriegerischen Operationen. — Ueber die Unterstützung der Offiziere bei ihrer Selbstausbildung. — Militärisch-statistische Uebersicht des Fürstentum's Bulgarien. —

Artillerie-Journal (Mai-Heft): Die Feldgeschütze, Modell 77. — Das Schiefsen der Feldartillerie. — Das praktische Schiefsen der Warschauer Festungsartillerie 1881. —

Ingenieur-Journal (April-Heft): Einige Worte über wünschenswerte Ver-

änderungen bei der praktischen Ausbildung, Organisation und Mobilisierung unserer Pontonnierbataillone. — Ingenieursanitätische Skizzen. —

Morskoi Sbornik (Mai-Heft): Der Drehungsanzeiger und der Kontrollapparat. — Von Kronstadt nach Wyburg. — Unsere Torpedoboote. — (Als Ergänzung zu dem in den Jahrbüchern veröffentlichten Aufsatz über die russischen Torpedoboote von hohem Werth.)

L'Exercito italiano (No. 54—63): Die Pontonniere. — Das italienische rote Kreuz. — Das Pensionsgesetz. — Die Ausgleichung des Avancements. —

L'Italia militare (No. 59—65): Die Ordnung des Heeres. — Das neue Pensionsgesetz. — Die Compagnien zu 250 Mann. — Die Rekrutierung der Armee. —

Giornale di Artiglieria e genio. (April-Heft:) Die neuen gezogenen Haubitzen und Mörser. — Militärische Anwendung der photo-elektrischen Apparate. — Ueber die Verwendung der berittenen Artillerie. —

Rivista marittima (Mai-Heft): Das italienische Marine-Budget. — Die elektrische Lampen und ihre Anwendung bei der Kriegsmarine. — Studien in Betreff der besten Zusammenstellung einer Flotte. — Kanonen und Panzer. —

Army and Navy Gazette (No. 1165—1168): Unsere Marine-Vereinigung. — Die militärische Frage der Gegenwart. — Die egyptische Frage. — Die Freiwilligen im Territorial-System. —

Army and Navy Journal (No. 978): Die Armee vom Tennessee. — Die Französische Kavallerie-Schule. —

The United Service (Juni-Heft): Ueber Blokade-Berennung. — Ein schwedischer Soldat. — Die italienische Artillerie. —

Allgemeine Schweizerische Militär-Zeitung (No. 21—24): Deutschlands Ostgrenze und Rufslands Wehrkraft. — Unsere Kavallerie. —

Revue militaire suisse (No. 5): Die Schlacht von Dreux und die Taktik der Schweizer-Regimenter im französischen Dienste. — Die Befestigung des Schlachtfeldes. — Die Militär-Haartracht. — Die Revue der englischen Freiwilligen in Portsmouth am Ostermontag. — Die Herbstmanöver in Frankreich 1882. — Schweizerische Positions-Artillerie. —

De militaire Spectator (No. 6): Tragbare Eisenbahnen. — Die Leitung des Granatfeuers aus stählernen Feldgeschützen. — Eine Unteroffizierschule als Mittel zur Cadrebildung bei der Festungsartillerie. — Ueber die autographische Presse, über die Einrichtung der Militärküchen und über die Wäsche der Soldaten in Belgien und Deutschland. — Ueber das Reglement der Festungsartillerie. —

Norsk Militaert Tidsskrift (45. Bd. 5. Heft): Militärische Uebersicht für das Jahr 1881. — Die militärischen Schiefsübungen in der deutschen Armee. —

Konigl. Kriegsvetenskaps-Academiens Handlingar (8. und 9. Heft): Ueber die Ausnutzung der schwedischen Eisenbahnen im Kriege. — Die schwe-

dischen Eisenbahnen bei einem Verteidigungskrieg. — Ueber Salvenfeuer. —

Revista cientifico militar (Heft 7—9): Der comprimierte Stahl. — Gibraltar. — Die Befestigungssysteme der Hauptmächte Europas. — Die Verwendung der Photographie bei militär. Aufnahmen. — Gezogene Haubitzen und Mörser. — Das Infanteriefeuer und dessen Einflufs auf die Verwendung der Artillerie. — Kriegselephanten. — Studien über die Kriegskunst. — Die berittene Infanterie in England. —

La ilustracion militar (No. 20 und 21): Der Aufklärungsdienst in den modernen Kriegen. — Der Aufstand in Puerto-Principe. —

Memorial de Ingenieros (No. 10 und 11): Betrachtungen über die Organisation des Eisenbahndienstes im Felde. — Praktische Einzelheiten über Verschanzungsarbeiten. — Die Hygiene und die Einrichtung der Kasernen. — Die Explosivstoffe. — Die Eisenbahnen im russisch-türkischen Kriege 1876—78. — Die Militärstrafse aus der Provinz von Abra nach Cagayan. —

Revista militar (No. 9 und 10): Die Taktik der Kavallerie. — Die grofsen Manöver des 6. französ. Corps 1880. — Die neuen Festungswerke von Strafsburg. — Militär. organisatorische Fragen. — Die Pulver-Fabrik zu Barcarena. — Der Transport der Kranken. —

X.

Verzeichnis der bei der Redaktion eingegangenen neu erschienenen Bücher etc.

(15. Mai bis 15. Juni 1882.)

Austerlitz, Leopold, phil. kand. in Prag, k. k. Artillerie-Lieutenant der Res.: Beitrag zum ballistischen Problem. (Aus dem LXXXIV. Band der Sitzb. der k. Akademie der Wissensch. II. Abt. Okt.-Heft. — Jahrgang 1881.) 8°. — 16 S. —

Beer, Ad.: Aus Wilhelm von Tegetthoff's Nachlafs. Wien 1882, C. Gerold's Sohn. — 8°. — 371 S. —

Dabovich, P. E., k. k. Schiffbau-Techniker: Nautisch-technisches Wörterbuch der Marine. Deutsch, italienisch, französisch und englisch. — Elfte Lieferung. — Pola 1882. — Verlag der Redaktion der Mitteilungen aus dem Gebiete des Seewesens. — 8°. — 96 S.

Kemper, Prem.-Lieut., und **Heine,** Dr. phil., Dirigenten des Militär-Pädagogiums zu Charlottenburg: Repertorium für das Fähnrichs-Examen in der deutschen Armee. — Charlottenburg 1882, A. Fritze. — 8°. — 608 S. — Preis broch. 9 Mk.

Koblinski, v., Rittmeister und Eskadronchef im Altmärkischen Ulanen-Regiment No. 16: Aufzeichnungen aus der Geschichte des Altmärkischen Ulanen-Regiments No. 16. — Berlin 1882, E. S. Mittler u. Sohn. — 8°. — 252 S. — Preis 6 Mk.

Löbell, H. v., Oberst z. D.: Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. VIII. Jahrgang 1881. — Berlin 1882, E. S. Mittler u. Sohn. — gr. 8°. — 633 S. — Preis 10 Mk.

Nachtrag zur Rang- und Quartierliste der kaiserlichen Marine für das Jahr 1882. (Abgeschlossen am 3. Mai 1882.) Redaktion: Die Kaiserliche Admiralität. — Berlin 1882, E. S. Mittler u. Sohn. — 8°. — 29 S. —

Natzmer, v., Rittmeister und Eskadronchef im 3. Garde-Ulanen-Regiment: Die Ausbildung einer Eskadron im Felddienst. Berlin 1882, E. S. Mittler u. Sohn. — 8°. — 78 S. — Preis 1,50 Mk.

Registrande der geographisch-statistischen Abteilung des Grofsen Generalstabs. — Neues aus der Geographie, Kartographie und Statistik Europa's und seiner Kolonien. Zwölfter Jahrgang. — Quellennachweise, Auszüge und Besprechungen zur laufenden Orientierung, bearbeitet vom Grofsen Generalstab, geographisch-statistische Abteilung. Berlin 1882, E. S. Mittler u. Sohn. — 8°. — 647 S. — Preis 13 Mk.

Rohne, H., Major und Abteilungskommandeur im 2. Brandenb. Feld-Art.-Regt. No. 18 (General-Feldzeugmeister): Beispiele und Erläuterungen zu dem Entwurf der Schiefsregeln für die Feld-Artillerie 1882. — Berlin 1882, E. S. Mittler u. Sohn. — 8°. — 26 S. — Preis 0,50 Mk.

Schemfil, H., Ingenieur: Die neuesten Kanal- und Hafen-Werkzeuge in Frankreich und England. — Mit IX Tafeln und 15 Figuren im Text. — Wien 1882, C. Gerold's Sohn. — 8°. — 64 S. —

Ténot, Eugen: Les nouvelles défenses de la France. — La Frontière. 1870—1882. — Avec carte générale et croquis de détail. — Paris 1882, Germer Baillière et Cp. — gr. 8°. — 450 S. — Preis 8 frcs.

Trotha, Otto v., Hauptmann und Compagnie-Chef im 3. Thüringischen Infanterie-Regiment No. 71: Die Ausbildung unserer Unterführer für den Kriegsbedarf. — Mit Abbildungen im Text und einer lithographierten Karte. — Berlin 1882, E. S. Mittler u. Sohn. — 8°. — 109 S. — Preis 2,80 Mk.

Druck von A. Haack in Berlin, NW. Dorotheenstr. 55.

XI.

Der Feldzug der Zehntausend.

von

Ebeling,
Oberst z. D.

(Schlufs.)

Der Arkadier Nikarchos war dem Blutbade im persischen Lager glücklich entronnen. Er brachte den griechischen Truppen die Nachricht von dem schändlichen Verrat, welche allgemeines Entsetzen erregte. Aber bald ermannten sich die tapferen Krieger zu dem Entschlufs, wenigstens ihr Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Die Perser dagegen wagten es nicht, den ersten Schrecken auszunutzen, sie versäumten es, die ihrer Führer beraubten griechischen Truppen anzugreifen. Dafs ihr völliges Verderben von dem Grofskönig beschlossen sei, war jetzt einem jeden derselben klar geworden. Sie befanden sich viele hundert Meilen von der jonischen Küste; ihnen gegenüber standen ungeheure feindliche Truppenmassen mit einer zahlreichen Reiterei; ohne Wegweiser sollten sie ganz unbekannte Länder mit grofsen Gebirgen und Strömen durchziehen. Ihre Bundesgenossen hatten sie verraten; ihres erprobten Feldherrn, dem sie mit vollem Vertrauen gefolgt waren, und andrer tüchtiger Führer waren sie beraubt worden; unter den übrig gebliebenen Strategen war keiner, welcher den gewaltigen Klearchos auch nur annähernd ersetzen konnte. — — — In dumpfer Trauer verbrachten sie die Nacht. Aber in dieser Nacht erstand ihnen auch der Retter: — ein genialer Feldherr, wie er für die eigentümlichen Verhältnisse des griechischen Heeres gar nicht besser gedacht werden konnte, im vollen Sinne des Worts, der rechte Mann für den rechten Platz.

Wie Xenophon selbst erzählt, erwachte er mitten in der Nacht nach einem Traume von guter Vorbedeutung und berief dann seine nächsten Kameraden, die Lochagen vom Contingent des Proxenos.

Seine eindringlichen Vorstellungen, dafs sofort energische Mafsregeln zum äufsersten Kampf gegen die falschen Perser getroffen werden müfsten, fanden vollen Beifall. Die Lochagen des Proxenos riefen darauf sämtliche Strategen und Lochagen des Heeres zusammen, etwa 200 an der Zahl. Auch in dieser Versammlung wurde der Grundsatz der äufsersten Verteidigung angenommen. Dann kam man auf Xenophon's Vorschlag überein, für die gefangenen Strategen und ermordeten Lochagen neue Offiziere zu wählen und Alles zu thun, um den Mut der Truppen aufzurichten.

Bei Tagesanbruch wurden alle Truppen versammelt und ihnen durch den Strategen Cheirisophos die neugewählten Führer vorgestellt. Nachdem die Wahlen beifällig aufgenommen waren, trat der neue Stratege Xenophon im vollen Waffenschmuck vor, in seiner glänzenden Erscheinung das wahre Vorbild eines griechischen Kriegers, und hielt seine berühmte Ansprache an das Heer, welche mit Begeisterung aufgenommen wurde. Mit Bezug auf die augenblickliche Situation schlug er vor, um der drohenden Gefahr feindlicher Angriffe von allen Seiten zu begegnen, statt der bisherigen Marschkolonne die Bildung eines hohlen Carrés anzuwenden, welches den ganzen Train in die Mitte nehmen solle. — Der Vorrang unter den Strategen gebühre dem Cheirisophos wegen seiner Kriegserfahrung und weil er ein Spartaner sei, er möge deshalb die Tête, die nach ihm ältesten Strategen die Flanken und die beiden jüngsten, Timasion und Xenophon, die Queue des Carrées führen. —

Es zeugt von Xenophon's weiser Einsicht, dafs er zum ersten Führer den Spartaner Cheirisophos empfahl, aber der eigentliche Leiter blieb er selbst, der bis dahin ziemlich unbekannte Freiwillige, welcher sich von andern Kriegern wohl nur dadurch unterschieden hatte, dafs er nicht mit in Reih und Glied stand, sondern beritten war. Das schnell erworbene Vertrauen seiner bedrängten Landsleute hat er während des ganzen Rückzugs unter den schwierigsten Umständen auf glänzende Weise gerechtfertigt.

Cheirisophos war zwar ohne höhere Begabung, aber ein sehr tüchtiger, erfahrener Soldat der alten Schule und, wie es scheint, ohne den spartanischen Hochmuth und die Schroffheit im Verkehr, besonders den Untergebenen gegenüber, welche den anderen griechischen Stämmen so widerwärtig waren; im Gegenteil besafs er einen gewissen derben Humor. Jedenfalls hatte er Einsicht genug, die glänzende Befähigung seines jüngeren Kameraden zu erkennen, dessen Ratschlägen willig zu folgen und ihn mit seiner Autorität zu unter-

stützen*). Beide standen auf durchaus freundschaftlichem Fuſs zu einander, nur ein einziges Mal kam es zu einem Konflikt zwischen ihnen, der indessen bald ausgeglichen wurde.

Der Marsch vom Zabatos bis an das Karduchen-Land.

Die Versammlung war beendet, die Truppen gingen in ihre Quartiere und machten sich sofort daran, die Maſsregeln in Bezug auf den Train auszuführen.

Im Laufe des Morgens erschien, vom Tissaphernes gesandt, ein den Griechen wohlbekannter früherer Offizier des Kyros, Namens Mithridates, mit 400 Reitern im Lager. Er sollte erforschen, was die Griechen in ihrer schlimmen Lage zu thun beabsichtigten, und trat deshalb in der Maske eines Freundes auf. Da er aber die von den Griechen so oft abgewiesene Unterwerfung unter den Groſskönig als einziges Rettungsmittel empfahl, man auch in seiner Umgebung einen Vertrauten des Tissaphernes entdeckte, seine Begleiter sich sogar unter die Truppen mischten, sie zu entmutigen und zur Desertion**) zu verleiten suchten, wurde er kurz abgewiesen.

Das griechische Heer ging noch an demselben Tage, dem 23. Oktober, (auf welche Weise sagt Xenophon nicht) über den 400 Fuſs breiten Zabatos und rückte dann in dem von Xenophon vorgeschlagenen, übrigens den Griechen schon bekannten Carrée weiter. In dasselbe wurde der ganze Troſs, sämmtliche leichte Truppen, Reserve-Abteilungen von Hopliten und später auch noch die kleine Reiterschaar aufgenommen. Nach Rüstow's Berechnung, wobei er 8000 Hopliten annimmt, 250 Rotten mit einer Tiefe von 8 Gliedern für jede Seite, betrug die Seitenlänge dieses Carrée's 250 Schritt, welche sich jedoch im Marsch, falls der Boden nicht ganz eben war, für die mit Rechts- und Linksum marschierenden Flanken leicht auf das Doppelte verlängerte. Indessen war das noch kein wesentlicher Uebelstand für die Verteidigungsfähigkeit des Carrées, denn da die Lochen, wie früher erwähnt, in Halbzugs-Kolonnen neben einander standen, so brauchten auf Halt! — Front! die zweiten Glieder nur in der ersten einzudoublieren, um die Lücken zu schlieſsen. Freilich hatten die Flanken dann nur 4 Glieder Tiefe, aber das erschien den Barbaren gegenüber nicht bedenklich. Auſserdem konnten auch noch die Hopliten-Reserven, welche hinter den Flanken marschierten, zur Aushülfe verwendet werden. Andrerseits

*) Schlosser's abfälliges Urteil über diesen Mann scheint wenig begründet zu sein.

**) Wirklich desertierte in der folgenden Nacht der Lochage Nikarchos mit 20 Mann.

sieht man ohne Weiteres, wie schwerfällig diese Formation war, da sie nur in ganz ebenem Terrain angewendet werden konnte.

Zunächst freilich hatte man solches, sonst aber war dieser erste Marsch wenig glücklich. — Bald nämlich erschien jener Mithridates mit 200 Reitern, 400 Bogenschützen und Schleuderern. Er näherte sich den Griechen in anscheinend freundlicher Weise, liefs sie dann aber plötzlich beschiefsen und zwar mit viel Erfolg. Die kretischen Gymneten, die einzigen wirklichen Schützen, welche die Griechen hatten — denn die Speerwerfer oder Akontiaten unter den Peltasten konnte man kaum als solche rechnen — schossen lange nicht so weit wie die Perser und mufsten sich, da sie ohne Rüstung waren, sehr bald hinter die Hopliten der Queue zurückziehen. Wohl führte Xenophon diese zum Angriff vor, aber weit durfte er sich nicht entfernen, um die Queue nicht bloszustellen, die Perser dagegen konnten leicht ausweichen, verwundeten noch im Fliehen einige Griechen und folgten den Hopliten wieder, sobald diese zurückgingen. Glücklicherweise gelangten die Griechen bald, kaum eine Meile vom Zabatos, an wohlhabende Dörfer, wo sie keinen unmittelbaren Angriff zu fürchten hatten und sich erholen konnten. Doch waren sie durch diesen ersten Mifserfolg sehr entmuthigt, nur Xenophon nicht. Es war ihm klar geworden, dafs zwei wesentlichen Mängeln abgeholfen werden müfste, dem Mangel an guten Schützen und an Kavallerie. — Nun waren unter den griechischen Volksstämmen die Rhodier von jeher als Schleuderer berühmt. Sie warfen mit sechslöthigen Bleikugeln, welche viel gefährlicher waren, als die faustgrofsen Steine der Perser, und trafen noch dazu auf weiteren Entfernungen, als die besten Bogenschützen damals erreichen konnten, nämlich über 100 Schritt. Auf Xenophon's Vorschlag wurden noch an demselben Abend aus dem versammelten Heer die anwesenden Rhodier aufgerufen, aus ihnen unter Zusicherung besseren Soldes eine Schaar von 200 Schleuderern gebildet und mit Munition reichlich versehen. Ferner wurden am folgenden Tage, einem Ruhetage, die besten Pferde ausgesucht und 50 Mann beritten gemacht, über welche der Athener Lykios den Oberbefehl erhielt.

Am 25. Oktober wurde der Marsch fortgesetzt. Bald kam das Heer an einen Hohlweg, bei dessen Durchzug ein Angriff sehr gefährlich werden konnte. Seltsamerweise aber erfolgte dieser Angriff erst, als die Griechen das Defilée bereits passiert hatten. Mithridates griff wieder die Queue an und zwar mit bedeutenderen Streitkräften als früher, mit 1000 Reitern und 4000 Schützen. Aber diesmal konnten die Perser, welche das Defilée im Rücken hatten,

dem energischen Angriff Xenophon's nicht ausweichen und hatten sehr bedeutenden Verlust. Die neuen Einrichtungen der Griechen, besonders die Kavallerie, bewährten sich dabei vortrefflich.

Ungehindert erreichte das Heer am Abend die Ruinen von Larissa*) am Tigris und am folgenden Tage die Trümmer von Niniveh**). — Hier erschien Tissaphernes selbst mit den vereinigten persischen Heeren, also mit ungeheurer Uebermacht. Doch wagte er keinen Sturm auf das festgeschlossene Carrée, sondern liefs dasselbe nur von allen Seiten beschiefsen. Aber die rhodischen Schleuderer und auch die kretischen Gymneten, welche als Schützen vorgenommen waren, kamen zur vollen Geltung, jedes ihrer Geschosse traf bei der dichten Masse der Feinde, und diese zogen sich bald aufser Schufsweite zurück. Das Carrée setzte seinen Marsch fort, von den Persern gefolgt, aber nicht mehr angegriffen, und erreichte am Abend des 28. Oktober reiche Dörfer,***) wo wieder ein Ruhetag gehalten wurde. Derselbe wurde benutzt, um die Bogenschützen im Weitschiefsen zu üben und die Munition zu ergänzen.

Von jetzt an wurde das Terrain ungünstiger; es gab Brücken, Hohlwege und andre Defiléen zu durchziehen. Da zeigte sich bald die gänzliche Unbrauchbarkeit des gleichseitigen Carrées, und man mufste sich entschliefsen, die Flanken sehr zu verlängern. Für die Tête und für Queue wurden je 3 Lochen ausgewählter Hopliten bestimmt, welche stets vollzählig erhalten werden sollten. Kam man an ein Defilée, so gingen die Lochen der Tête schnell hindurch, besetzten den Ausgang und schlossen, sobald die Spitzen der Flanken herangekommen waren, die Tête des Carrées. Umgekehrt hielten die Lochen der Queue den Eingang des Defilées so lange besetzt, bis dasselbe von der Kolonne passiert war, zogen schnell nach und schlossen die Queue. In dieser Weise wurde der mühselige Marsch 5 Tage fortgesetzt unter beständigen Kämpfen mit dem Feinde, dessen zahlreiche Reiterei dabei sehr lästig wurde. Glücklicherweise hatten die Griechen wenigstens in der Nacht Ruhe, da die Perser ihre Nachtquartiere immer 60 Stadien (etwa $1^1/_2$ Meilen) vom Feinde entfernt bezogen, wie Xenophon behauptet, aus Furcht vor Ueberfällen, welche sie wegen der dabei entstehenden Verwirrung besonders für ihre Reiterei sehr gefährlich hielten — ein Beweis, wie wenig gewandt diese war.

---

*) Heute Nimrud.
**) Heute Mespila.
***) Gegend des Tell-Keif.

Am 3. November hatten die Griechen beim Uebergang über eine dreifache Hügelreihe*) einen sehr ernsten verlustreichen Kampf zu bestehen. Wegen der vielen Verwundeten blieben sie in guten Quartieren, welche sie getroffen hatten, 3 Tage liegen. Während des Weitermarsches am 4. Tage wurden sie wieder so heftig bedrängt, dafs sie es vorzogen, sich in einem Dorfe festzusetzen, von wo sie die ungeschickten Angriffe der Perser leicht abschlugen. Als diese wie gewöhnlich am Abend abgezogen waren, brachen auch die Griechen auf und gewannen dadurch einen solchen Vorsprung, dafs sie 3 Tage vom Feinde unbelästigt blieben. Am 4. Tage jedoch war dieser ihnen zuvorgekommen und hatte eine wichtige Höhe, den Pafs von Dergula, stark besetzt, während Tissaphernes selbst mit der Hauptmacht die griechische Nachhut bedrohte.

Wieder war es Xenophon, welcher in dieser schwierigen Lage das Richtige fand. Er war auf den Ruf des Cheirisophos von der Nachhut herbeigeeilt und bemerkte sofort, dafs ein zur Seite gelegener Berggipfel die Stellung des Feindes überrage und dafs es nur darauf ankomme, diesen Gipfel schnell zu besetzen. Mit den 3 Elite-Lochen der Tête und einer Schaar Peltasten stürmte er den Berg hinan, jedoch nicht unbemerkt von den Persern, welche die Gefahr sehr wohl erkannten. Es fand nun im Angesicht der beiden Heere ein förmlicher Wettlauf statt, bei welchem die Griechen, diese ausgezeichneten Gymnastiker, den Sieg errangen. — Als Xenophon bei diesem Lauf seine Mannschaft zur äufsersten Anstrengung anfeuerte, rief ihm der Hoplit Soteridas aus Sikyon zu: »Du hast gut reden, denn Du sitzest zu Pferde, ich aber erliege fast unter meinem Schilde!« Sofort sprang Xenophon ab, stiefs jenen aus dem Gliede, entrifs ihm den Schild und eilte trotz seines schweren Reiterpanzers rüstig vorwärts. Die Kameraden aber schimpften und prügelten den Soteridas, bis er seinen Schild wieder nahm. — Sobald die Perser sahen, dafs die Griechen die beherrschende Höhe erreicht hatten, wandten sie sich zur Flucht und liefsen den Pafs frei.

Doch bald kamen unsere Griechen in eine noch bedenklichere Lage. Am 10. November erreichten sie den Tigris an einer Stelle**), wo das schroff abfallende Karduchen Gebirge (Dschebel-Dschudi) den Weg am linken Ufer vollständig absperrte. Der Flufs war hier so tief, dafs ein Durchwaten unmöglich war und der sinnreiche Plan

*) Wahrscheinlich die Kette des Tscha-Spi oder weifsen Gebirges.

**) Gegend des Finek.

eines Rhodiers, welcher sich anheischig machte, das ganze Heer (4000 Hopliten auf einmal) auf geschickt zusammengebundenen, mit Luft angefüllten Schläuchen*) überzusetzen, konnte nicht ausgeführt werden, weil das feindliche Hauptheer das gegenüberliegende Ufer besetzt hatte. Die Lage wurde um so kritischer, als die Perser in den letzten Tagen die Dörfer am linken Tigrisufer verbrannt hatten. Rathlos kehrten die Griechen in ihr letztes noch unversehrtes Quartier zurück. Es schien kein anderes Mittel zu geben, um das jenseits des Tigris gelegene fruchtbare Armenien zu erreichen, als durch das Land der Karduchen zu ziehen. Sehr ungern entschlofs man sich dazu, denn alle Nachrichten über dasselbe lauteten sehr ungünstig. Das Land war von unwegsamen hohen Gebirgen eingefafst und durchzogen, die Karduchen selbst galten für ein wildes, von den Persern sehr gefürchtetes Räubervolk, welches bisher allen Angriffen siegreich getrotzt, schon grofsen persischen Heeren vollständigen Untergang bereitet hatte.

Der Marsch bis zum Meere.

Auch für die Griechen war die Hoffnung auf einen friedlichen Durchmarsch nur gering, er mufste jedoch gewagt werden. Der Anfang war auch nicht ungünstig. Am 12. November in aller Frühe wurde aufgebrochen und noch vor Tagesanbruch das Gebirge erreicht; eine Verfolgung seitens der Perser fand nicht statt. — Die Carréeformation mufste jetzt des Terrains wegen ganz aufgegeben werden. Wir erfahren nur, dafs Cheirisophos die Vorhut, bei welcher sich alle leichten Truppen befanden, Xenophon die Hopliten der Nachhut führte; sonst scheint es keine bestimmte Formation gegeben zu haben. —

Noch am Morgen gelang es, die Höhe des ersten Gebirgszuges zu gewinnen. Bald traf man auch wohlangebaute Dörfer, deren überraschte Bewohner entflohen. Die Griechen nahmen nur die notwendigsten Lebensmittel und enthielten sich sonst jeder Plünderung, doch waren alle Versuche vergeblich, eine freundliche Verständigung mit den Karduchen herbeizuführen. Schon am Abend hatten einzelne Abteilungen ernste Angriffe abzuwehren, und in der Nacht sah man auf den Bergen Allarmfeuer emporlodern, Alles deutete auf ernsten Kampf. Um einem solchen besser begegnen zu können, liefsen die Griechen alle Gefangenen frei, beschränkten den Train

*) Noch jetzt werden in jenen Gegenden aufgeblasene Schläuche angewendet, um die Tragbarkeit von Flöfsen zu verstärken. Moltke, Briefe über Zustände und Begebenheiten aus der Türkei.

auf das Notwendigste und behielten für denselben nur die stärksten Lastthiere.

Die Karduchen, die Vorfahren der heutigen Kurden, zeigten sich ihrem Rufe gemäfs als gefährliche Feinde. Sie waren kräftig und gewandt und wufsten besonders ihre grofsen, armbrustartigen Bogen vortrefflich zu gebrauchen. Gegen ihre Pfeile schützte sogar die Rüstung der Hopliten nicht immer. Diese Pfeile waren 5 Fufs lang und so stark, dafs die Peltasten sie als Wurfspiefse benutzen konnten. — Zum Glück für die Griechen fehlte es den Karduchenstämmen an einer einheitlichen Organisation und Führung. Wenn auch grofse Schaaren zum Kampfe herbeieilten, so kam es doch zu keinem gemeinsamen, planmäfsigen Angriff, welcher den Eindringlingen leicht sehr verderblich hätte werden können. Die Griechen durchzogen in 7tägigem Marsch übrigens nur den südwestlichsten Teil des Landes (nach Ainsworth längs des Tigris).

Besonders gefährlich waren der 2. und 3. Marschtag. Am 2. Tage, der schon durch schlechtes Wetter sehr beschwerlich war, wurde Xenophon durch heftige Angriffe auf die Nachhut wiederholt gezwungen, Halt zu machen, während Cheirisophos grofse feindliche Haufen einer Höhe zueilen sah, welche die Griechen passieren mufsten. Vergeblich suchte er jenen zuvorzukommen, die Beschleunigung seines Marsches hatte nur die üble Folge, dafs auch die Nachhut, welche abgeschnitten zu werden fürchtete, ihr Zurückgehen so übereilte, dafs es fast in Flucht ausartete. Das kostete mehreren Leuten, darunter zwei tüchtigen Lochagen das Leben. — Die vorliegende Höhe, zu welcher nur ein einziger schmaler und sehr steiler Weg führte, zu erstürmen, schien unmöglich, es mufste eine Umgehung versucht werden. Nun hatte Xenophon kurz vorher zwei Gefangene gemacht, von denen der eine allerdings jede Auskunft verweigerte. Als derselbe jedoch vor den Augen des andern in Stücke gehauen wurde, erklärte dieser, dafs er einen besseren Weg wisse, auf welchem auch der Train fortkommen könne. — Vier Lochagen, Aristonymos, Agasias und Kallimachos von den Hopliten, Aristeas von den Peltasten, erklärten sich sofort bereit, eine Schaar von 2000 Mann, ebenfalls Freiwillige, auf jenem Wege an den Feind zu führen.

Durch die Dunkelheit der Nacht und strömenden Regen begünstigt, hatte der kühne Zug vollständigen Erfolg. Die Karduchen, deren Aufmerksamkeit Xenophon durch Scheinangriffe in der Front auf sich gezogen hatte, wurden am folgenden Morgen überrascht und auseinandergesprengt. — Cheirisophos rückte darauf mit der Vorhut auf dem direckten Wege über den Pafs, ohne sich weiter

um die Nachhut zu bekümmern, wohl in der Voraussetzung, dafs diese ihm folgen würde. Xenophon dagegen, welcher wegen des Trains den Umgehungsweg benutzen mufste, hatte noch schwere Kämpfe zu bestehen. Mehrere Höhen, welche der Feind wieder besetzt hatte, mufsten erstürmt werden, wobei der griechische Feldherr zum ersten Mal statt der Linie auseinandergezogene Lochen-Kolonnen mit dem besten Erfolg anwendete. Von der eroberten Höhe herab wälzten dann die Feinde Felsmassen auf den Train und die vorüberziehenden Truppen hinab, wodurch auch Xenophon, welcher herbeigeeilt war, in grofse Lebensgefahr gerieth. Den Marsch dauernd aufzuhalten, gelang indessen den Karduchen nicht.

Da es für die Griechen eine gebieterische religiöse Pflicht war, ihre Todten feierlich zu beerdigen, knüpfte Xenophon wegen Auslieferung der Leichen Unterhandlungen an, welche jedoch von den Barbaren treuloser Weise zu neuen Angriffen benutzt wurden. Erst die Auslieferung des gefangenen Wegweisers führte zum Ziel. Gegen diesen wurden die Leichen herausgegeben, und die Ehrenpflicht konnte erfüllt werden.

Am Abend jenes Tages, des 15. November, konnten sich die griechischen Abteilungen endlich wieder vereinigen, wenn auch nach erheblichen Verlusten. Sie fanden übrigens gute Quartiere, in denen besonders der Wein so reichlich vorhanden war, dafs die Einwohner ihn »in ausgetünchten Gruben« aufbewahrten.*)

Unter viel günstigeren Terrainverhältnissen, wenn auch unter beständigen Kämpfen, wurde der Marsch die nächsten 3 Tage fortgesetzt. Cheirisophos und Xenophon unterstützten sich dabei gegenseitig auf zweckmäfsige Weise, besonders durch die Besetzung dominierender Höhen. Auch die kretischen Bogenschützen unter ihrem tüchtigen Führer Stratokles zeigten sich sehr brauchbar.

Am 18. November zog das Heer in die Ebene hinab und lagerte vor dem Kentrites,**) dem Grenzflufs zwischen dem Karduchenland und dem östlichen Armenien. Dieser nur 200 Fufs breite, aber reifsende Nebenflufs des Tigris ist vom Karduchen-Gebirge etwa 1,500 Schritt entfernt; am jenseitigen Ufer in Entfernung von 150 Schritt zieht sich eine Hügelreihe hin.

Die Hoffnung der Griechen, die gröfste Gefahr jetzt überstanden zu haben, wurde bitter getäuscht. Zu ihrem Schrecken sahen sie am andren Morgen, dafs die jenseitigen Anhöhen von

*) Nach Koch findet man im Orient noch jetzt diese Aufbewahrungsweise des Weins.

**) Nach Koch der heutige Böhtantschai.

Fufsvolk stark besetzt waren, während davor in der Ebene grofse Reiterscharen hielten. Es waren armenische, mardonische und chaldäische Söldner, welche der Satrap von Ostarmenien, der bereits früher erwähnte Schwiegersohn des Artaxerxes, Orontes, beordert hatte. Er selbst war übrigens nicht zugegen.

Der Kentrites war an dieser Stelle so tief und hatte eine so starke Strömung, dafs er nicht durchschritten werden konnte, vom Gebirge aber rückten zahlreiche Karduchenschaaren herab. So erschien die Lage der Griechen noch viel kritischer als am 10. November; ratlos verbrachten sie den Tag und die folgende Nacht. In derselben hatte Xenophon wieder einen günstigen Traum, welcher auch schnelle Erfüllung fand. Denn früh am andren Morgen meldeten zwei griechische Krieger unseren Helden, dafs sie flufsaufwärts in der Entfernung von 1,000 Schritt eine vortreffliche Furt durch den Kentrites entdeckt hätten, deren jenseitiger Ausgangspunkt noch dazu wegen verbergender Felsen von Reiterei gar nicht angegriffen werden könne. — Es wurde nun sogleich den Göttern geopfert, und da die Opfer günstig ausfielen, beschlossen, den Uebergang zu wagen.

Interessant sind die taktischen Mafsregeln, welche hier von den Griechen getroffen wurden, um den schwierigen Uebergang über einen Flufs, im Angesicht feindlicher Heere auf beiden Ufern, auszuführen. Zunächst marschierte Cheirisophos mit der Hälfte der Truppen nach der Furt ab. Die feindlichen Reiter am andren Ufer folgten dieser Bewegung und beschossen die Griechen, als diese in die Furt rückten, aber ohne jeden Erfolg. Einen direkten Angriff gestattete, wie schon erwähnt, das Terrain der Reiterei nicht. Der Uebergang wurde dann von Cheirisophos möglichst rasch in Lochen-Kolonnen, die leichten Truppen vorauf, unter Absingung eines Schlachtgesanges (des Paian) und mit Eleleu ausgeführt. Zu gleicher Zeit machte Xenophon in demonstrativer Weise Anstalt, von dem Lagerplatz aus überzugehen. Als die armenischen Reiter sahen, dafs Cheirisophos ohne Aufenthalt den reifsenden Flufs durchzog, glaubten sie, dafs dies auch dem Xenophon gelingen würde, und zogen sich, um nicht abgeschnitten zu werden, in eiliger Flucht zurück. Sie wurden von Lykios mit der kleinen Reiterschar, welche mit Cheirisophos durch die Furt gegangen war, eine kurze Strecke verfolgt und hatten erheblichen Verlust an Menschen und Beute. Cheirisophos selbst rückte nun sofort gegen das feindliche Fufsvolk auf den Anhöhen vor, aber dieses, welches so eben die eigene Reiterei

hatte fliehen sehen, hielt dem Angriff der gefürchteten Hopliten nicht Stand, sondern wandte sich ebenfalls zur Flucht.

Sobald Xenophon die Erfolge am andren Ufer bemerkte, rückte auch er mit dem Rest des Heeres nach der Furt ab, liefs zunächst den Train hinübergehen und warf durch einen energischen Vorstofs, wobei er seine Lochen-Kolonnen deployieren liefs, die jetzt herangekommenen Karduchen in die Flucht. Dann eilte er mit wiederformierten Kolonnen in die Furt. Zu seiner Aufnahme hatte Cheirisophos bereits sämtliche Schützen und Schleuderer nach dem rechten Ufer zurückgeschickt. Xenophon befahl denselben in der Furt bis zur Mitte des Flusses vorzugehen und, während er mit seinen schmalen Kolonnen zwischen ihnen hindurchzog, den Feind am linken Ufer unaufhörlich zu beschiefsen. Der Uebergang glückte durchaus und kostete geringe Opfer; nur einige Gymneten, welche sich zuweit vorgewagt hatten, wurden von den Karduchen verwundet. Wieder hatte sich die Ueberlegenheit der Griechen und die Intelligenz der Führung glänzend bewährt.

Der Grenzstrich von Ostarmenien war damals wegen der häufigen räuberischen Einfälle der Karduchen unbewohnt und unbebaut. Deshalb mufsten die Griechen noch an demselben Tage einen Marsch von 5 Parasangen*) oder 27 Klmtr machen, bevor sie gute Quartiere fanden, nämlich grofse Dörfer mit einem Schlofs des Statthalters und reichen Vorräten. Zwei Tage darauf wurden nach Xenophon's Bericht die Quellen des Tigris (nach neueren Forschungen wohl nur ein Nebenflufs desselben, der Bitlis-Su) überschritten und nach 3 weiteren Märschen der Teleboas erreicht, ein Nebenflufs des östlichen Euphrat oder Murad. Der 6 tägige Marsch war wenig beschwerlich gewesen, Feinde hatten sich in der ganzen Zeit nicht blicken lassen.

Der Teleboas**) bildete die Grenze zwischen Ost- und Westarmenien. Letzteres war die Satrapie des Tiribazos, eines ergebenen

*) Nach Xenophon waren 5 Parasangen die gewöhnliche Länge eines Tagemarsches. Wenn er aber auch später bei dem furchtbaren Marsch über die Hochebene, wo nach seiner eigenen Erzählung der Schnee 6 Fufs hoch lag, immer dieselbe Länge der Tagemärsche angibt, so mufs uns das sehr übertrieben, wenn nicht geradezu unglaublich erscheinen. Auch stimmt es durchaus nicht mit den sorgfältigen Berechnungen neuerer Forscher, wie Koch und Ainsworth, überein. Dafselbe gilt häufig von Xenophons Ortsbestimmungen, die auch gar nicht genau sein konnten.

Verfasser ist bei Angabe der heutigen Namen durchweg dem Professor Koch gefolgt.

**) Der heutige Karassu.

Anhängers des Grofskönigs, welcher den Griechen schon bei Kunaxa gegenübergestanden und auch jetzt zahlreiche Truppen gesammelt hatte. Bald erschien er mit einer Reiterschar vor dem griechischen Lager, jedoch nur um gegen Schonung seines Gebiets freien Durchzug und Lebensmittel anzubieten, was die Griechen gern annahmen. Wirklich marschierten sie ungestört 3 Tage in nördlicher Richtung durch die Hochebene von Musch (4,000 Fufs hoch über dem Meer). Doch erregte es ihr Mifstrauen, dafs ihnen Tiribazos mit seinen Truppen beständig in der Entfernung von 10 Stadien (2500 Schritt) folgte. Deshalb zogen die Strategen es vor, am 28. November auf freiem Felde zu lagern, statt die Truppen in die zerstreut liegenden nahen Dörfer zu führen. In dieser Nacht wurden die Griechen durch starken Schneefall sehr unangenehm überrascht, den Vorboten des armenischen Winters, der auch von neueren Reisenden als sehr rauh geschildert wird. Zwar rückten sie am andren Tage in die Quartiere, erhielten dort aber die Nachricht, dafs ein bedeutendes feindliches Heer in der Nähe lagere, was sie veranlafste, wieder zu biwakieren. Ein feindlicher Angriff fand nicht statt, dagegen fiel in dieser Nacht noch viel mehr Schnee, welcher Menschen und Thiere förmlich begrub. Um der verdrossenen Stimmung der Truppen aufzuhelfen, machte am andren Morgen Xenophon sich selbst daran Holz zu spalten. Das fand schnelle Nachahmung, grofse Feuer loderten empor, Wein und Lebensmittel waren reichlich vorhanden, sogar an wohlriechenden Salben, welche als ein gutes Mittel gegen erfrorene Glieder galten, war kein Mangel. Die üble Stimmung wich vollends, als die Truppen, da ein Ueberfall nicht mehr zu befürchten war, in die Quartiere geschickt wurden.

Um endlich sichere Nachrichten über den Feind zu erhalten, wurde am folgenden Abend ein gewandter Kundschafter ausgesandt. Diesem gelang es auch, einen persischen Krieger gefangen zu nehmen. Derselbe sagte aus, Tiribazos habe sein Heer bedeutend verstärkt und beabsichtige, einen nahe gelegenen Gebirgspafs, welchen die Griechen am folgenden Tage durchziehen mufsten, zu besetzen. Sofort wurde aufgebrochen und der Gefangene gezwungen, den Weg nach dem persischen Lager zu zeigen. Als die vorausgeeilten Peltasten dasselbe in einem Thal erblickten, stürmten sie, ohne die Hopliten abzuwarten, mit furchtbarem Geschrei darauf los. Die überraschten Barbaren entflohen nach allen Richtungen, hatten dabei allerdings nur wenig Verlust, aber das Lager mit reicher Beute, darunter das kostbare Zelt des Satrapen, fiel in die Hände der Griechen. — Diese zogen darauf am nächsten Tage, dem 2. De-

zember, ungehindert durch jenen Paſs, überschritten 2 Tage darauf den seichten Fluſs Murad und stiegen in nordwestlicher Richtung auf eine Ebene hinauf, welche noch höher gelegen war, als die von Musch.

Unterdessen war der Winter mit aller Strenge eingetreten, ein furchtbarer Feind für die Griechen, welche an Kälte durchaus nicht gewöhnt waren und deren Kleidung nur wenig Schutz dagegen bot. — 5 Tage lang hatten sie die äuſsersten Beschwerden zu erdulden, es war wohl die schlimmste Zeit des ganzen Zuges; Manches erinnert an Suwarows Alpenzug. — Ueberall weite Schneefelder ohne Weg und Steg, über welche ein eisiger Nordwind tobte; nirgends Quartiere und dabei Mangel an Lebensmitteln. Der blendende Schnee erzeugte Augenkrankheiten; die ungewohnten Bauernschuhe aus ungegerbter Ochsenhaut, sogenannte Karbatinen, welche man statt der ganz ungeeigneten Sandalen angelegt hatte, froren an den Füſsen fest, die Riemen schnitten tief in's Fleisch ein; überall gab es erfrorene Glieder, viele Krieger wurden vor Heiſshunger ohnmächtig. Zuerst erlagen die Thiere, dann die Menschen; an einem Tage erfroren auſser vielen Sklaven 30 Soldaten. Dazu hatte man noch den Feind auf den Fersen, Scharen abgehärteter Gebirgsvölker aus dem Heere des Tiribazos. — Es ist zu bewundern, daſs unter solchen Verhältnissen bei dieser Soldaten-Republik die Disziplin nicht mehr litt, als es wirklich der Fall war. Wohl gaben sich viele einer stumpfen Apathie hin und gehorchten nur lässig, andere zeigten sich als schlechte Kameraden oder suchten sich den notwendigen Dienstleistungen zu entziehen, aber zu eigentlichen Excessen kam es doch nicht.

Ganz besonders schlimm gestaltete sich natürlich die Lage der Nachhut, und hier hatte Xenophon volle Gelegenheit, seine glänzenden Eigenschaften als Heerführer zu zeigen — unerschütterliche Energie, hohe Selbstverleugnung und unermüdliche Fürsorge für die Truppen.

Am 8. Dezember erreichte die Not ihren Gipfel. Die Kolonne hatte sich in sehr bedenklicher Weise verlängert, ganze Scharen blieben vor Hunger und Erschöpfung liegen, besonders an einer heiſsen Quelle, und waren weder durch Zureden noch durch Drohungen fortzubringen. Dabei erfolgte noch ein Angriff des Feindes, welcher indessen von Xenophon vollständig abgeschlagen wurde. Zum Glück traf am andren Morgen die Meldung des Cheirisophos ein, daſs er endlich gute und für das ganze Heer ausreichende Quartiere gefunden habe. Das ermutigte die Verzweifelnden wieder; die Nach-

zügler wurden herangeholt, die Schwachen und Kranken auf alle Weise unterstützt und nach kurzem Marsch die ersehnten Dörfer erreicht. — Wie viel Opfer dieser Zug über die Hochebene gekostet hat, erwähnt Xenophon nicht, sie müssen aber sehr bedeutend gewesen sein.

Die Griechen gaben sich nun einer 8 tägigen, wohlverdienten Ruhe hin. Die Ortschaften, welche sie bezogen hatten, waren armenische Dörfer in der wohlangebauten Ebene von Chnus oder Chynys. Wegen der gewöhnlich sehr harten Winter waren die Wohnungen, wie es auch heute noch der Fall ist, in die Erde hineingebaut; durch Schachte auf Leitern stieg man hinein. Die Quartiere waren übrigens sonst vortrefflich und mit Lebensmitteln aller Art reichlich versehen. Xenophon erwähnt besonders eines Gerstenweines, also einer Art Bier, welches durch Strohhalme getrunken wurde. Hier gab es auch kleine, aber sehr kräftige Pferde, durch welche die eingegangenen ersetzt, auch einige Offiziere beritten gemacht wurden.

Xenophon gewann durch gütige Behandlung — damals Barbaren gegenüber etwas sehr Seltenes — die Freundschaft eines Ortsvorstehers, von dem er sehr schätzenswerte Auskunft über den ferner einzuschlagenden Weg und verständige Ratschläge, wie man sich am besten gegen die Kälte schützen könne, erhielt.

Am 16. Dezember wurde wieder aufgebrochen. Der Marsch ging in nördlicher Richtung und zwar auch jetzt über weite Schneefelder, doch schienen die Truppen nicht sehr durch Kälte gelitten zu haben, wenigstens erwähnt Xenophon dessen nicht mehr. — Jener Dorfschulze zog als Wegweiser mit. Er wurde jedoch am 3. Marschtage dem Cheirisophos verdächtig, weil er behauptete, dafs es in der Gegend, welche sie durchzogen, keine Dörfer gebe. Der derbe alte Kriegsmann liefs sich hinreifsen, den Armenier zu prügeln, worauf dieser, da er nicht bewacht wurde, noch in derselben Nacht entfloh. Das führte zu dem bereits erwähnten Konflikt zwischen Cheirisophos und Xenophon, welcher jenem mit Recht seine Heftigkeit und spätere Nachlässigkeit vorwarf. — Für die Griechen war der Verlust des gewandten Wegweisers und Ratgebers recht schlimm. Wahrscheinlich sind sie jetzt längere Zeit in der Irre herumgezogen, jedenfalls verfehlten sie die grofse Handelsstrafse, welche von Erzerum nach Trapezus führte, ein Zeitverlust von mehr als 30 Tagen. Nach Xenophon zogen sie, fast ohne Kämpfe, 9 Tage durch das Land der Phasianer zum Teil an dem Flufs Phasis oder Araxes entlang und erreichten am 28. Dezember das Gebiet der Taocher.

Hier trafen sie wieder auf zahlreiche Feinde. Grofse Schaaren von Phasianern, besonders aber von den kriegerischen Taochern und Chalyben hatten einen wichtigen Pafs des Grenzgebirges (des heutigen Kiretschlu-Dagh) besetzt. — In der Berathung, zu welcher die Strategen zusammen traten, fand zunächst eine Aussöhnung zwischen Xenophon und Cheirisophos mittelst einiger derber Witze statt. Dann schlug der Stratege Kleanor einen sofortigen direkten Sturm vor. Ein solcher aber erschien bei dem ungünstigen Terrain unserm Xenophon gewifs mit Recht sehr mifslich. Er rieth deshalb dringend zu einer Umgehung, welche auch vom Kriegsrat genehmigt und wie diejenige am 14. November, in der Nacht glücklich ausgeführt wurde. Feuersignale auf den Bergen zeigten dem griechischen Heere an, dafs das Unternehmen gelungen sei. — Nachdem die Feinde am andern Morgen vergeblich versucht hatten, das Umgehungscorps zurückzuwerfen, räumten sie den Pafs, ohne den direkten Angriff des Gros abzuwarten.

Die Griechen konnten jetzt ungehindert in das Land der Taocher einrücken, aber das tapfere Bergvolk machte ihnen bei dem 5 tägigen*) Durchmarsch noch viel zu schaffen. — Da die Taocher ihre Schätze und sämmtliche Vorräthe auf steile Berghöhen geflüchtet hatten, so trat bei den Griechen bald ein sehr empfindlicher Mangel an Lebensmitteln ein. Sie mufsten sich deshalb entschliefsen, eine dieser Festen, welche auf ihrem Wege lag, zu erstürmen. Doch scheiterten alle Versuche, die Cheirisophos mit der Vorhut machte, gänzlich. Die Verhältnisse waren sehr ungünstig. Ein umfassender Angriff war unmöglich, weil ein Flufs (nach Koch der Olti-Su) den Fufs des Berges umflofs und nur auf einer Seite einen schmalen Zugang freiliefs. Dieser Zugang aber war den Felsmassen ausgesetzt, welche die Verteidiger, gröfstenteils Weiber und Kinder, von einem hervorragenden Felsen hinabschleuderten. Da kam Xenophon mit der Nachhut heran und erkannte mit seinem scharfen Blick, dafs ein kleines Gehölz von starken Fichtenbäumen, welches zur Seite jenes freien Raumes lag und sich bis auf 50 Fufs an den Berggipfel heranzog, den Angreifern einigen Schutz bieten könne. Sofort eilte er mit Cheirisophos, einigen Lochagen und 70 Mann dort hin. Alle verteilten sich hinter die einzelnen Bäume und verleiteten dann auf Xenophons Anweisung durch häufiges Hervorspringen aus

*) Nach Xenophons Angabe hatten die Griechen in diesen 5 Tagen 30 Parasangen = 162 klm oder $21\frac{3}{5}$ Meilen zurückgelegt — auf unbekannten Gebirgswegen und unter steter Beunruhigung des Feindes gewifs eine aufserordentliche Marschleistung.

der Deckung, die Taocher zu einem furchtbaren Steinhagel, welcher indessen den Angreifern, die sich immer rechtzeitig hinter die Bäume zurückzogen, nur wenig Schaden that, dagegen die Munition der Verteidiger bald vollständig erschöpfte. Sobald diese erkannten, dafs sie den Angriff nicht mehr abwehren konnten, beschlossen sie zu sterben. Eine entsetzliche Scene folgte; die Mütter warfen ihre Kinder in den Abgrund und stürzten sich selbst ihnen nach, ebenso die wenigen Männer. Auch ein griechischer Lochage, welcher einen vornehmen Taocher retten wollte, wurde mit hinabgerissen. — So machten die Sieger nur wenig Gefangene, wohl aber reiche Beute besonders an Lebensmitteln.

Am 3. Januar des Jahres 400 v. Chr. G. rückte das griechische Heer in das Land der Chalyben ein und durchzog dasselbe in 7 Tagen Die Chalyben — ein unabhängiges Alpenvolk, welches sich seit den ältesten Zeiten mit Bergbau und demgemäfs mit der Bearbeitung von Eisen und Stahl*) beschäftigt hatte — waren noch viel streitbarer, als die Taocher und die Karduchen. Xenophon nennt sie die tapfersten von allen Asiaten, die einzigen, welche auch vor einem Handgemenge mit den Hopliten nicht zurückschreckten. — Die Chalyben waren gut gerüstet und bewaffnet, sie trugen einen starken leinenen Panzer, Helm und Beinschienen und führten 15 Ellen**) (fast 7 Meter) lange Lanzen nebst einem sehr scharfen Säbel. Mit diesem schnitten sie den Gefallenen die Köpfe ab und tanzten mit denselben unter Triumphgesängen vor den Augen der Griechen umher.

Wie die Taocher hatten auch die Chalyben ihre Vorräthe in befestigte Plätze gebracht. Da es den Griechen nicht gelang, einen einzigen derselben zu erobern, blieben sie ganz auf die bei den Taochern gemachte Beute angewiesen. Aufserdem aber griffen die Chalyben von jenen Bergfesten aus beständig die griechische Nachhut an, welche mit ihnen harte und verlustreiche Kämpfe zu bestehen hatte. Um so unwahrscheinlicher klingt Xenophon's Angabe, dafs die Griechen in den 7 Tagen des Durchmarsches 50 Parasangen (270 klm oder 36 Meilen) zurückgelegt hätten.

Am 11. Januar wurde der 400 Fufs breite Akampsis, (der heutige Tschoruk) überschritten und damit das Gebiet der Skythinen, eines grusischen Voltsstammes, betreten. Hier scheinen die Griechen keinen Widerstand gefunden zu haben. Nach 4 Tagemärschen trafen

---

*) Die griechische Bezeichnung *χάλυψ* für Stahl ist dem Namen Chalyben entnommen.

**) Die griechische Elle (*πῆχυς*) wurde vom Ellbogen bis zur Spitze des Mittelfingers gerechnet und war etwa 45 cm lang.

sie auf wohlhabende Dörfer, wo sie ausruhen und sich erholen konnten. 4 weitere Marschtage brachten sie, und zwar zum ersten Male auf dem ganzen Zuge seit Opis in die Nähe einer grofsen Stadt, Namens Gymnias*). Der Eintritt in dieselbe wurde ihnen allerdings verweigert, doch kam es zu einer Art von Vertrag. Der Herrscher des Landes wollte nämlich die kriegerischen Eindringlinge benutzen, um rebellische Skythinenstämme zu züchtigen. So erhielten die Griechen einen Wegweiser, der versprach, sie in 5 Tagen an einen Ort zu führen, von wo sie das Meer erblicken würden, und der sie zugleich im Namen seines Herrn anwies, das Land, welches sie durchzogen, zu plündern. Das wurde denn auch von den beutegierigen Söldnern recht gründlich ausgeführt.

Dann kamen sie, sagt Xenophon, am 5. Tage (es war der 27. Januar) an den heiligen Berg Theches. — Wahrscheinlich war es der heutige Khaschkar-Dagh oder Heldenberg.

Sobald die Spitzen der Vorhut den Gipfel erstiegen hatten, erhoben sie ein grofses Geschrei, in welches alle Nachfolgenden einstimmten. Als Xenophon grofse Schaaren unter wildem Rufen nach vorn stürmen sah, glaubte er, dafs ein gefährlicher Angriff der geplünderten Skythinen drohe, und eilte mit der Reiterschaar des Lykios ebenfalls dem Berggipfel zu. Bald erkannte er den Sachverhalt. Die Truppen hatten von der Höhe aus das so lange ersehnte Meer erblickt und machten ihrer ungemessenen Freude in dem immer wiederholten Jubelrufe Luft: Thalatta! Thalatta! Es war eine erhebende Scene unbeschreiblicher Rührung. Alles umarmte sich unter Thränen der Freude und heifsem Danke gegen die Götter. Alles Ungemach, alle Entbehrungen, alle die furchtbaren Strapatzen waren jetzt über der Hoffnung vergessen, endlich Stammesgenossen zu finden und damit die Aussicht zur Rückkehr in die theure Heimat. Sofort wurden von allen Seiten Steine, rohe Häute, erbeutete Waffen u. dgl. m. zusammengeschleppt, daraus nach griechischer Sitte ein hoher Hügel zur Erinnerung an das freudige Ereignis errichtet und die früheren Gelübde erneuert. — Der Wegweiser wurde reich beschenkt entlassen, nachdem er noch den Weg in das Land der Makronen beschrieben hatte.

Die Makronen, ebenfalls ein rüstiges Bergvolk, wollten sich anfangs dem Einmarsch der Griechen widersetzen und hatten sich deshalb in grofser Zahl und wohlbewaffnet jenseits eines kleinen aber

*) Wahrscheinlich das heutige Artanudsch, die Hauptstadt des südwestlichen Grusiens.

reifsenden Grenzflufses aufgestellt. Da meldete sich bei Xenophon ein Peltast, der ein geborener Makrone, vor Jahren geraubt und als Sklave nach Athen gebracht worden war. Durch diesen Mann, der seiner Muttersprache noch kundig war, wurde ein feierlicher Vertrag vermittelt, nach welchem die Griechen gegen Bezahlung Lebensmittel erhielten und von den Makronen sicher durch das waldreiche, zu Ueberfällen sehr geeignete Land geleitet wurden. Sie durchzogen dasselbe in 3 Tagen und kamen dann an das Land der Kolcher.

Das kolchische Volk bestand aus vielen Stämmen, von denen einige mit den griechischen Pflanzstädten am schwarzen Meer in friedlichem Verkehr oder auch in einer gewissen Abhängigkeit lebten. Das war aber bei dem Stamm, auf welchen unsre Griechen jetzt trafen, nicht der Fall. Diese Kolcher hatten, wie Xenophon sagt, »auf einem hohen Berge,« wahrscheinlich dem Höhenzuge von Sürmoneh 4 Meilen von Trapezunt, ein den Griechen an Zahl sehr überlegenes Heer aufgestellt, und so kam es hier noch zu einer förmlichen rangierten Schlacht (den 3. Februar). — Anfangs sollte der Berg mit der Phalanx erstürmt werden; aber Xenophon machte darauf aufmerksam, dafs diese Formation für das vorliegende coupierte Terrain ganz ungeeignet sei, dafs die Phalanx beim Hinaufstürmen unbedingt auseinander kommen würde und dann leicht in Verwirrung gerathen könne. Auf seinen Rath wurde diesmal das ganze Heer in auseinandergezogenen Lochen-Kolonnen zum Angriff aufgestellt.

Bei dieser Gelegenheit erhalten wir nach langer Zeit wieder Angaben über die Stärke der Truppen. Es waren noch 80 Lochen Hopliten zu 100 Mann und 3 Haufen oder Taxen Leichtbewaffneter zu 600 Mann, also 8000 Hopliten, 1800 Peltasten und Gymneten, vorhanden. Demnach betrug der Verlust seit Kunaxa 2400 Hopliten und 700 Leichtbewaffnete, wobei indessen anzunehmen ist, dafs während des Zuges viele Hopliten in die Reihen der Peltasten übergetreten waren. Der Verlust erscheint in Rücksicht auf die vielen Gefechte und die furchtbaren Strapatzen in den 5 Monaten verhältnismäfsig sehr gering.

In der Schlachtordnung, welche jetzt formiert wurde, standen die 80 Lochen Hopliten auseinandergezogen in der Mitte, eine Taxis Leichtbewaffneter auf jedem Flügel und die 3. Taxis vor der Front der Hopliten. Die ganze Aufstellung war so ausgedehnt, dafs sie die des Feindes überragte.

Nachdem Xenophon die Front abgeritten und in feuriger Ansprache die Waffengefährten ermahnt hatte, das letzte Hindernis, welches sie noch von den Stammesgenossen am Meer trenne, mit

der so oft erprobten Tapferkeit aus dem Wege zu räumen, begann der Angriff. — Zunächst gingen die beiden Taxen der Flügel vor, von Xenophon und Cheirisophos selbst geführt. Die veranlafste die Kolcher, welche dadurch überflügelt zu werden fürchteten, grofse Scharen aus ihrer Mitte zur Verstärkung der bedrohten Flügel abzuschicken. So entstand in der Mitte selbst eine Lücke, welche von der 3. Taxis unter Befehl des Akarnianers Aeschines und den Hopliten-Lochen des Strategen Kleanor sofort zu einem glänzenden Angriff benutzt wurde. Der Erfolg war ein vollständiger. Die überraschten Kolcher hielten dem gewaltigen Ansturm nicht stand, sondern zerstreuten sich in wilder Flucht.

Die Griechen quartierten sich darauf in wohlhabende, reich mit Lebensmitteln versehene Dörfer ein. Hier hatten sie noch einen seltsamen Unfall. Viele wurden nämlich durch Honig (vielleicht durch ein daraus bereitetes Getränk) vergiftet oder doch so berauscht, dafs sie bis zum nächsten Tage die Besinnung verloren. Dieser sonderbare Rausch hatte übrigens, da ein Angriff der Kolcher nicht stattfand, keine andere üble Folge, als dafs die Griechen dadurch einen Tag aufgehalten wurden.

Nach 2 Tagemärschen erreichten sie am 8. Februar endlich Trapezus, das heutige Trebisond, eine damals noch kleine Kolonie der grofsen und reichen Handelsstadt Sinope in Paphlagonien. — Die tapferen, schwer geprüften Männer wurden von den Stammesgenossen sehr freundlich aufgenommen, erhielten Gastgeschenke und Nahrungsmittel, besonders Vieh in Ueberflufs. Dadurch wurden sie in den Stand gesetzt, die unterwegs den Göttern gelobten Opfer, vor Allem dem Zeus für die Rettung und dem Herakles für die gnädige Führung, darzubringen. Dem feierlichen Akt folgten dann die bei den Griechen so beliebten und bei solchen Gelegenheiten seit den ältesten Zeiten üblichen Wettspiele aller Art.

Mit der Ankunft der Griechen am Meer hat »der ruhmvolle Zug der Zehntausend« als solcher gewissermafsen sein Ende erreicht. Wenn auch die weiteren Erlebnisse und Abenteuer der tapferen Schar, welche Xenophon ausführlich beschrieben hat, in mancher Beziehung sehr interessant sind, so können doch die vielen Raubzüge, die Excesse der verwilderten Soldateska, die Konflikte mit den kleinasiatischen Griechen und den Spartanern, unsere Bewunderung — die Person des Führers allerdings ausgenommen — nicht mehr erregen. Aufserdem würde eine irgend eingehende Beschreibung über die engen Grenzen dieses Aufsatzes hinausgehen. Deshalb

kann nur noch eine kurze Angabe der hauptsächlichsten Ereignisse folgen.

Die Hoffnung der Truppen auf eine schnelle Rückkehr in die Heimat konnte nicht erfüllt werden, weil es in dem kleinen Trapezus an Schiffen fehlte. Um solche herbeizuschaffen, reiste Cheirisophos zu dem spartanischen Nauarchen Anaxibios, dem Höchstkommandierenden im Bosporus und an der europäischen Küste, kehrte aber unverrichteter Sache nach längerer Zeit zurück, als das Heer bereits in Sinope war. Auch die Versuche, Handelsschiffe anzuhalten und für die Ueberfahrt zu dingen, hatten nur geringen Erfolg, zumal der damit beauftragte Spartaner Daxippos, ein persönlicher Feind Xenophon's, mit seinem Schiffe nach Byzanz entfloh.

Die Truppen blieben noch 30 Tage bei Trapezus, von wo aus sie mehrere Raubzüge gegen einige Kolcherstämme und gegen die tapferen Driler machten. Es kam dabei zu erbitterten Kämpfen, bei denen Xenophon's Führerschaft sich wieder glänzend bewährte. — Am 10. März wurde von Trapezus aufgebrochen und nach 3 Tagen die sinopäische Stadt Kerasus erreicht, wo das Heer 10 Tage blieb. Eine Musterung ergab noch 8,600 M. — Die Disciplin hatte schon vor Trapezus sehr gelitten, jetzt kam es zu ganz groben Excessen gegen die Kerasunter und gegen die eigenen Offiziere, von denen mehrere gesteinigt wurden, ohne dafs die Meuterer bestraft werden konnten.

Am 24. März wurde der Marsch an der Küste fortgesetzt und zunächst das Land der Mossynöken, eines Volkes von den rohesten Sitten, unter beständigen Kämpfen durchzogen, bei welchen die Griechen indessen durch einen Stamm desfelben Volkes unterstützt wurden. Dann ging es ohne feindlichen Widerstand durch die Gebiete eines Chalybenstammes und der Tibarener nach der griechischen Stadt Kotyora, ebenfalls einer Kolonie von Sinope, welche am 4. April erreicht wurde. Da der sinopäische Charmost,*) wohl in Rücksicht auf die Excesse in Kerasus, den Eintritt in Kotyora verweigerte, drangen die Truppen mit Gewalt in die Stadt ein, brachten aber nur ihre Kranken dort unter. Sie selbst bezogen in der Nähe ein Lager, worin sie 45 Tage blieben. — Einzelne Abteilungen machten von dort aus Raubzüge gegen die benachbarten Paphlagonier, ein mächtiges Volk unter dem König Korylas. Diese Züge hatten zwar nur wenig Erfolg, führten aber zu einem günstigen Vertrag mit den Paphlagoniern, welche eine Gesandtschaft mit Ge-

*) Statthalter, Kommandant.

schenken in's Lager schickten. Dieselbe wurde von den Griechen festlich aufgenommen und bewirtet. — Auch von Sinope kamen bald Gesandte, welche sich über die Gewaltthätigkeiten gegen Kerasus und Kotyora bitter beschwerten; schliefslich aber doch, um die unbequemen Landsleute nur los zu werden, Gastgeschenke bewilligten und eine genügende Anzahl Schiffe für die Ueberfahrt nach der bithynischen Küste zu liefern versprachen. — Das hatte lange Verhandlungen unter den Söldnern zur Folge, bei denen es sehr stürmisch herging. Es zeigte sich die Eifersucht einiger Führer gegen Xenophon, und es kam zu hämischen Anklagen von Offizieren und Mannschaften gegen unsren Helden. Doch gelang es ihm nicht nur, in einer glänzenden Rede alle diese Anklagen zurückzuweisen, sondern auch das Vertrauen der Truppen in dem Mafse wieder zu gewinnen, dafs sie sich feierlich zu voller Aufrechthaltung der früheren Disziplin verflichteten — ein Versprechen, welches freilich nicht lange vorhielt.

Sinope und auch Herakleia, welche beiden Städte fürchten mochten, dafs die Söldner vielleicht eine neue Kolonie*) an der Küste gründen würden, beeilten sich die versprochenen Schiffe zu schicken. Am 19. Mai fand die Abfahrt statt. — Damit hatte der Landmarsch sein Ende erreicht. Er hatte von Kunaxa bis Kotyora 256 Tage gedauert, die zurückgelegte Strecke betrug 620 Parasangen oder 450 Meilen.

Die Flotte erreichte in 2 Tagen Harmene, den Hafen von Sinope, wo ein 5tägiger Aufenthalt stattfand, und nach 2 weiteren Tagen die reiche Handelsstadt Herakleia in Bithynien. — Bereits in Sinope war Cheirisophos eingetroffen, wie schon erwähnt, ohne Schiffe, aber mit dem Versprechen des Anaxibios, dafs die Truppen in spartanischen Sold treten sollten. In Rücksicht auf diese Zusage schlug Xenophon die ihm jetzt von dem Heere angebotene Oberbefehlshaberstelle aus und lenkte die Wahl wieder auf den Spartaner Cheirisophos, welcher sie auch annahm. Aber schon in Herakleia brachen erbitterte Streitigkeiten zwischen den Landsmannschaften aus, in Folge deren die Arkadier und Achaier den Gehorsam aufkündigten, sich eigene Führer wählten und, 4500 M. stark, nach dem Hafenplatz Kolpa absegelten. Cheirisophos und Xenophon, jeder mit etwas über 2000 M., zogen zu Lande ebenfalls dorthin. Die erste Schar, die eigentlichen Meuterer, kam bald bei einem Raubzuge gegen die Bithynier in grofse Gefahr, aus der sie nur durch

*) Xenophon selbst scheint einen solchen Plan in Erwägung gezogen zu haben.

Xenophon's rechtzeitige Hülfe gerettet wurde. Darauf vereinigten sich die drei Abteilungen wieder und gelobten künftig treu zusammenzuhalten. — Nach einigen Tagen starb Cheirisophos; ein neuer Oberbefehlshaber wurde zwar nicht wieder gewählt, doch fiel die Leitung selbstverständlich unsrem Helden zu.

Unterdessen hatte Pharnabazes, Satrap von Phrygien, den Bithyniern zahlreiche Hülfstruppen geschickt, durch welche eine Abteilung von 2000 Mann unter dem Strategen Neon eine schwere Niederlage erlitt. Diese wurde indessen bald darauf durch einen glänzenden Sieg Xenophons gerächt, wobei er seine ganze taktische Meisterschaft zeigte.

Wahrscheinlich auf Veranlassung der Anaxibios kam ein hoher spartanischer Offizier, Kleandros, Charmost von Byzanz, nach Kolpe. Sein Begleiter, der Deserteur Dexippos, hatte ihn sehr übel gegen die früheren Waffengenossen gestimmt, aber bald gelang es Xenophon durch besonnenes Benehmen das Wohlwollen des spartanischen Generals zu gewinnen, dessen Gastfreund er sogar wurde. Zwar lehnte Kleandros den Oberbefehl über die Truppen ab, lud sie aber ein, nach Byzanz zu kommen, und versprach, sich für ihren Eintritt in spartanischen Dienst verwenden zu wollen. — So brachen denn unsere Griechen, nicht ganz 7000 M. stark, von Kolpe auf und gelangten in 6 Tagen, wahrscheinlich Ende September, nach Chrysopolis, dem heutigen Skutari. 7 Tage darauf wurden sie auch wirklich nach Byzanz übergesetzt, in ihren Hoffnungen aber bitter getäuscht und zwar nicht durch Kleandros, wohl aber auf Betrieb des mächtigen Anaxibios, eines Mannes von schlimmem Charakter.

Es mufs hier erwähnt werden, dafs die Regierung von Sparta sich damals den Persern mehr freundlich als feindlich zu zeigen wünschte, um die mittelbare Teilnahme an dem Unternehmen des Kyros in Vergessenheit zu bringen. Dieser Politik gemäfs liefs sich der habgierige Anaxibios durch glänzende Versprechungen des Pharnabazes leicht bewegen, die früheren Söldner des Kyros nicht nur aus Kleinasien zu entfernen, sondern sie auch für die Zukunft ganz unschädlich zu machen. Deshalb erhielten sie statt des Soldes in Byzanz nur leere Versprechungen, aufserdem den Befehl die Stadt sofort zu räumen und zu dem spartanischen Feldherrn Kyniskos im thrakischen Chersones zu ziehen. Nur mit äufserster Mühe gelang es Xenophon, die Truppen zu beschwichtigen und sie abzuhalten, Byzanz zu zerstören.

Nun wurde aber bald darauf Anaxibios durch den Nauarchen Aristippos abgelöst, und Pharnabazes hielt es in echt persischer

Weise jetzt für überflüssig, jenem die früher gemachten Versprechungen zu halten, sondern erneute dieselben dem Aristippos. Darüber im höchsten Grade erbittert, knüpfte Anaxibios wieder mit Xenophon an und forderte ihn auf, mit den Truppen bei Peirinthos nach Asien überzusetzen. Xenophon ging im Interesse seiner Waffengefährten darauf ein, und gern folgte ihm der noch übrige Rest des Heeres, von dem sich ein Teil bereits zerstreut hatte; es waren noch etwa 6,000 M. — Aber Aristippos verhinderte nicht nur die Ueberfahrt, sondern zeigte sich auch gegen die Söldner noch viel feindseliger, als früher Anaxibios. So liefs er schändlicher Weise 400 in Byzanz zurückgebliebene Kranke als Sklaven verkaufen und suchte Xenophon selbst gefangen zu nehmen, um ihn nach Persien auszuliefern, was indessen an der Vorsicht unsres Helden scheiterte.

Durch diese Verhältnisse war die Lage der Truppen sehr mifslich geworden. Da bot sich eine Auskunft durch den Thrakerkönig Seuthos, welcher schon früher lockende Anerbieten gemacht hatte, in seine Dienste zu treten, und dieselben jetzt wiederholte. Auf Wunsch der Truppen führte Xenophon sie dem König zu, welcher dann mit ihrer Hülfe während des Winters einige abgefallene Völkerschaften unterwarf und seine Herrschaft befestigte. Aber auch hier wurden die tapferen Abenteurer um einen grofsen Teil des ausbedungenen Lohnes betrogen.

Unterdessen hatte sich die spartanische Politik gänzlich geändert. Auf den Hülferuf der kleinasiatischen Griechenstädte, welche von ihrem früheren Bedrücker Tissaphernes schwer bedrängt wurden, hatten die Spartaner Persien den Krieg erklärt und forderten unsere Söldner endlich offiziell auf, in ihre Dienste zu treten. Freudig wurde diesem Rufe zum Kampf gegen den alten Feind Folge geleistet. Xenophon führte die Truppen, etwa 5—6000 Mann, noch bis Pergamon, welches sie im März 399 erreichten, nachdem sie kurz vorher einen glänzenden Beutezug gemacht hatten. Dort verliefs er seine Waffengefährten, von ihnen aus der Beute reich beschenkt und von ihren Segenswünschen begleitet, und ging über Ephesus nach Athen.

So war ein Teil der Söldner des Kyros wieder in die Nähe der Orte gekommen, von denen sie vor 2 Jahren ausgezogen waren, nachdem sie einen Weg von 840 Meilen zurückgelegt hatten.

Zum Schlufs noch ein paar Worte über die ferneren Schicksale unseres Helden.

In seiner Vaterstadt, welche sich kurz vorher durch die Hinrichtung seines Freundes Sokrates geschändet hatte, blieb er nur

einige Monate. Er kehrte nach Asien zurück, erhielt dort wieder das Kommando über seine alten Waffengenossen und focht mit Auszeichnung zuerst unter Darkyllidas, später unter Agesilaos (unter diesem wahrscheinlich auch als Reiterführer). — Im Jahr 395 wurde er wegen seiner Freundschaft mit den Spartanern aus seiner Vaterstadt, welche damals ein Bündnis mit den Persern geschlossen hatte, verbannt. — In der Schlacht von Koroneia (394) focht er dann gegen die Athener. — Bald darauf erhielt er auf Verwendung seines Freundes, des Königs Agesilaos, von den Spartanern ein Landgut bei Skillus im südlichen Elis zum Geschenk. Hier baute er von Geldern, welche ihm schon in Kerasus von seinen Waffengefährten anvertraut waren, der Artemis einen kleinen Tempel, eine Nachbildung des berühmten ephesischen (im Jahr 356 von Herostrat zerstörten). —

Auf seinem Landgut lebte Xenophon mit seiner Frau, der Jonierin Philesia und zwei Söhnen viele Jahre in behaglicher Mufse, beschäftigte sich mit Landbau und Jagd, besonders auch mit literarischen Arbeiten. Von dieser seien erwähnt: die Kyropädie, eine romanhafte und didaktische Verherrlichung des älteren Kyros; die Hellenika, eine etwas schwache und sehr parteiische Fortsetzung von Thukydides' vortrefflicher Geschichte; die Apologie und die Memorabilien, Rechtfertigungen seines Freundes Sokrates; Agesilaos, eine Lobrede; Hipparchikos, eine kleine Schrift über Führung der Reiterei; und schliefslich sein wertvollstes Werk, die Anabasis.

Nach der Schlacht bei Leuktra 371 wurde er von den Eleern aus seinem Landgut vertrieben und zog nach Korinth. Nach Athen kehrte er nicht wieder zurück, auch als der Verbannungsbefehl aufgehoben war, schickte aber seine Söhne, Diodoros und Gryllos, dorthin. Gryllos fiel in der Schlacht bei Mantinea 355, in welcher er Epaminondas tödtlich verwundet haben soll.

Xenophon selbst starb wahrscheinlich 355, fast 90 Jahre alt.

XII.

Der Übergang der Russen über die Donau im Sommer 1877.*)

Eine kriegsgeschichtliche Studie

von

Thilo von Trotha,

Hauptmann und Compagnie-Chef im 8. westphälischen Infanterie-Regiment No. 57.

(Schlufs.)

4. Der Donau-Uebergang bei Galaz-Braila.

General Zimmermann, welcher am 2. Juni zum Oberbefehlshaber der aus seinem 14. Corps und einem Detachement des 7. Corps bestehenden »Armee der Unteren Donau« ernannt worden war, hatte bei Galaz und Braila alle zu einem Uebergange nötigen Mafsregeln treffen lassen; aufser dem bei Galaz bereits seit längerer Zeit in Vorbereitung begriffenem Material zu einer Flofs-Brücke wurden einige Dampfer, ferner eine Anzahl grofser Flufsbarken, welche von den Dampfern geschleppt werden sollten, sowie Ruderboote und Flöfse gesammelt.

Vermittelst mehrerer persönlich ausgeführter Rekognoszierungen überzeugte sich General Zimmermann von dem ganz ungewöhnlich hohen Wasserstande der Donau (5 m höher als gewöhnlich), welche das rechte Ufer weithin überschwemmt hatte.

Als er aber in einem bezüglichen Bericht dem Grofsfürst-Generalissimus die grofsen Schwierigkeiten eines unter diesen Umständen zu unternehmenden Ueberganges auseinandersetzte, erhielt er nichts destoweniger den gemessenen Befehl, den Uebergang unbedingt am 22. Juni auszuführen.

Die Operation des Ueberganges zerfiel in zwei Teile und der wirkliche Brückenbau sollte dicht unterhalb Braila bei Getschet (Podbaschi) vorgenommen werden und dort den Anschlufs an den jetzt allerdings überschwemmten Weg nach Matschin erreichen, das

*) Im ersten Teile dieses Aufsatzes, veröffentlicht im Juli-Heft, ist zu lesen:
S. 24. Z. 10. v. u. „Popowken“ anstatt „Popanken“.
„ 28. „ 12. „ „ „vom linken Ufer „ „am linken Ufer“.
„ 29. „ 10. „ o. „Flofsbrücke „ „Flufsbrücke“.
„ 32. „ 9. „ u. „Wasserfront“ „ „Waffenfront“.

erste Uebersetzen der Truppen aber von Galaz aus stattfinden, um die beherrschenden Höhen von Budschak in Besitz zu nehmen.

Am 21. Juni wurde unter dem Schutz eines vorher auf das rechte Ufer übergesetzten Detachements und ohne jeden Widerstand von Seiten der Türken bei Getschet die in ihren Teilen bereits völlig fertig gestellte Flofsbrücke aufgestellt, welche vorläufig allerdings zum wirklichen Uebergange nicht benutzt werden konnte, da der Zugang zu ihr auf beiden Ufern durch die Ueberschwemmung abgeschnitten war.

Zu dem am 22. Juni von Galaz aus zu unternehmenden Uebergang war die 1. Brigade der 18. Infanterie-Division unter General Schukow bestimmt nebst 4 Geschützen.

Um 3 Uhr Morgens landete die aus zehn Compagnien bestehende erste Staffel auf der Höhe von Budschak und geriet hier sehr bald in ein hartnäckiges Gefecht mit herbeieilenden türkischen Abteilungen. Erst als um 11 Uhr Vormittags die zweite Staffel der Landungstruppen mit 2 Geschützen eintraf, wurden die Türken endgültig zum Rückzug genötigt.

Am 23. wurde von einem von Braila aus im Matschin-Kanal stromauf beförderten Landungsdetachement das von den Türken geräumte Matschin ohne Schufs besetzt.

Der Uebergang über die Unter-Donau war gelungen.

a. Rekognoszierungen.

General Zimmermann unternahm persönlich am 1. und 3. Juni mittelst Kahn Rekognoszierungen von Galaz aus gegen Budschak.

Diese Rekognoszierungen ergaben, dafs bei dem gegenwärtigen hohen Wasserstande die ganze Niederung des rechten Ufers überschwemmt war, und dafs fast auf der ganzen Ueberschwemmung soweit sie nicht von Schilf bedeckt war, flachgehende Flöfse und Kähne bis zu dem nordöstlichen und westlichen Hang der Höhen von Budschak gelangen konnten, welche landzungenartig etwa 10 k lang und 2—3 k breit nach Norden zu in die Ueberschwemmung hineinreichten.

Aufserdem ergaben diese Rekognoszierungen eine grofse Wachsamkeit des Gegners, der jedesmal auf die sich nähernden Kähne Gewehrfeuer eröffnet hatte.

Die Gangbarkeit des von Getschet nach Matschin (12 k Entfernung) führenden Weges rekognoszierte General Zimmermann ebenfalls persönlich zu Pferde in Begleitung von 15 Kosaken und 100 Infanteristen. Ein Kilometer vom Ufer entfernt wurde die Ueberschwemmung so tief, dafs die Infanterie umkehren mufste, und

um 2 k weiter traf die Reiter dasselbe Schicksal. Es scheint, dafs die Türken durch umfassende Abgrabungen der Ungangbarkeit des Weges nachgeholfen hatten.

Am 16. Juni begann das Wasser langsam zu fallen, aufangs nur einige Centimeter in 24 Stunden.

b. Vorbereitungen.

In Galaz wurden zwei rumänische Regierungsdampfer und ein Privatdampfer mit Beschlag belegt; dieselben sollten zum Transport des Brückenmaterials von Galaz nach Braila, zum Auffahren der Brücke und zum Schleppen der acht ebenfalls mit Beschlag belegten grofsen Flufsbarken dienen, welche die Truppen an das rechte Ufer schaffen sollten.

Aufserdem waren 80 Ruderboote und eine Anzahl Flöfse bereit gestellt.

Aus Kosaken war in Galaz ein Ruder-Kommando von 160 Mann, in Braila ein solches von 200 Mann formiert; dazu traten noch 60 Freiwillige von der Infanterie und 72 gemietete Schiffer.

c. Der Uebergang bei Galaz.

Zum Uebergang waren bestimmt die Regimenter Rjäsan No. 69 und Rschask No. 70 der 18. Infant.-Division und vier Geschütze der 4./18. Batterie. Die Truppen sollten auf den von Dampfern geschleppten Barken auf das rechte Donau-Ufer nach Sachtü (Sator) geschafft werden; hier sollten sie zum Uebersetzen der Ueberschwemmung die Ruderboote besteigen, welche zunächst über die seichten Stellen dicht am rechten Ufer hinüber zuschaffen und jenseits derselben in dem tieferen Wasser fahrbereit zu machen waren, der Transport der Geschütze sollte auf Flöfsen erfolgen.

Die erste Staffel, aus je fünf Compagnien der beiden genannten Regimenter bestehend, erreichte die Höhen von Budschak gegen 3 Uhr Morgens. Zuerst landeten die fünf Compagnien Rjäsan am nordöstlichen Abhang der Höhen, wurden von den in Schützengräben liegenden Türken auf 150 Schritt mit Feuer empfangen und geriethen mit ihnen in ein erbittertes Handgemenge. Bald folgten nun aber auch die fünf Compagnien Rschask am westlichen Abhang und nahmen die Türken in Flanke und Rücken, worauf diese nach den Höhen von Garwan zurückgingen.

Als gegen 7 Uhr Morgens bei den Türken Verstärkungen eintrafen, gingen diese, nunmehr etwa 3000 Mann Infanterie, 300 Reiter nebst 2 Geschützen, zum Angriff über und versuchten besonders die rechte Flanke der Russen zu umgehen. Hier wurde die 11. Linien- und 2. Schützen-Compagnie des Regiments Rschask in der Front

von Infanterie, in der Flanke von 300 Reitern heftig angegriffen; der Angriff wurde aber abgewiesen.

Das mit grofser Erbitterung geführte Gefecht schwankte nun eine Zeit lang hin und her, bis gegen 11 Uhr die zweite Staffel der Landungstruppen eintraf und dabei zwei Geschütze. Bei dem Herannahen dieser Verstärkung traten die Türken den Rückzug in der Richtung auf Matschin an; General Schukow nahm die Höhen von Garwan in Besitz.

Der russische Verlust belief sich auf 3 Offiziere, 43 Mann todt, 2 Offiziere 72 Mann verwundet, 1 Offizier 3 Mann kontusioniert.

d. Die Brücke bei Braila.

Die unterhalb Braila bei Getschet geschlagene Brücke bestand nach vollständiger Fertigstellung aus drei Teilen.

Am rumänischen Ufer vermittelte ein 600 m langer Pfahlbau die Verbindung vom festen Uferrand durch die sumpfige Niederung bis zum eigentlichen Strom; über diesen selbst führte eine 900 m lange Flofsbrücke; am türkischen Ufer führt ein 1000 m langer Pfahlbau durch die sumpfige Niederung nach dem bei gewöhnlichem Wasserstande trockenen Uferrand, der jetzt allerdings ebenfalls überschwemmt war.

Die eigentliche Brücke ruhte auf gewaltigen Flöfsen, welche aus runden fest verbundenen Balken und einer Plankenschicht bestanden. Auf diesen Flöfsen standen Holzböcke, welche die eigentliche, sechs Mann in Front breite Fahrbahn trugen.

Zum Schutz der Brückenarbeiten war bereits am 19. Juni ein Detachement nach Getschet übergesetzt; am 21. wurde die Brücke auf 600 m Länge aufgestellt; vom 24. an scheint sie von den Truppen wirklich zum Uebergang benutzt worden zu sein. Die Instandsetzung, zum Theil Herstellung eines brauchbaren Weges durch die Ueberschwemmung bis Matschin verzögerte sich bis zum 4. Juli.

e. Der Uebergang bei Braila und die Besetzung von Matschin.

Von Braila aus sollte am 22. nur demonstriert werden, zu welchem Zweck ein mit einigen Geschützen armierter Dampfer gegen Matschin eine kurze Kanonade unterhielt. Am Abend des 23. sollte sich dann das Regiment Borodino No. 68 der bei Braila stehenden 17. Inf.-Div. auf bereit gestellten Fahrzeugen einschiffen, in der Nacht bis in die Nähe von Matschin herangehen und am 24. früh die Landung versuchen.

Bereits am Abend des 22. traf in Braila die Nachricht ein, dafs Matschin von den Türken geräumt sei, worauf Zimmermann

mit dem Regiment Borodino am 23. Nachmittags nach bewerkstelligter Landung den Ort in Besitz nahm.

An demselben Tage gelangte eine Sotnie Kosaken unter Führung des Generalstabs-Oberst Schurupow von Getschet her durch die überschwemmte Niederung nach Matschin, wobei mehrere Stellen schwimmend passiert werden mufsten. In der Nacht vom 23./24. traf auch das Detachement des Generals Schukow von Garwan über Zigila bei Matschin ein.

Am 24. überschritt die 1. Brigade der 1. Kosaken-Division — 15. u. 16. Don.-Regiment — die Brücke bei Braila und gelangte auf dem von den Kosaken des Oberst Schurupow zurückgelegten Wege, ebenfalls stellenweise schwimmend, nach Matschin; auf demselben Wege folgte am 25. und 26. die zweite Brigade der Kosaken-Division nebst Artillerie. Nur die Geschütze und Wagen wurden mit Kähnen und Flöfsen übergesetzt. Das Schwimmen kostete der Division im Ganzen zehn ertrunkene Pferde.

5. Der Donau-Uebergang bei Simniza.

Die Gegend von Sistowo war türkischerseits ursprünglich nur ganz schwach besetzt. Bis zum 27. April befanden sich in dem Ort aufser einer kleinen Abteilung Baschibozuks zwei Redif-Bataillone, von denen am genannten Tage eins nach Nikopolis abrückte. Ende Mai wurde in Rustschuk ein besonderes Beobachtungs-Corps für die Donaustrecke Rustschuk-Nikopolis gebildet aus 6 Bataillonen und einer Batterie unter dem Liwa Hamdi Achmet Pascha. Anfang Juni rückte dieses Detachement von Rustschuk über Sistowa nach Nikopolis; am 20. Juni traf es wieder bei Sistowo ein, liefs ein Bataillon in der (wie schon gesagt von einem Redif-Bataillon und und einer Abteilung Baschibozuks besetzten) Stadt, und bezog mit seinem Gros etwa 9 k unterhalb der Stadt bei dem Dorfe Wardin ein Lager. Von einem hier bevorstehenden Uebergangsversuch der Russen hatte man türkischerseits durchaus keine Kenntnis.

Russischerseits war allen bei Simniza versammelten Truppen gegenüber das Geheimnis in Betreff des hier beabsichtigten Ueberganges vollständig gewahrt; selbst die Pontonnier-Offiziere, welche am 25. Juni als Vorbereitung des Ueberganges eine Brücke über den Donau-Arm nach der Insel Fisetek schlugen, hielten dies Manöver für eine Demonstration und glaubten, sie würden am nächsten Tage nach Turnu-Flamunda abrücken.

Am 26. Juni früh berief General Dragomirow den General Jolschin, Kommandeur der 1. Brigade der 14. Inf.-Div., sowie die

Stabsoffiziere und Compagnie-Commandeure des Regiments Wolhynien No. 53 und den Commandeur der 2. Gebirgs-Batterie zu sich und teilte ihnen mit, dafs in der bevorstehenden Nacht der Uebergang hier stattfinden und das Regiment Wolhynien nebst der genannten Batterie die erste Staffel bilden solle.

Gleichzeitig erteilte General Richter den Pontonnier-Offizieren die bezüglichen besonderen Befehle.

Die allgemeine Disposition für den Uebergang war folgende:

Die Truppen setzen in sechs Staffeln über; jede Staffel besteht aus zwölf Compagnien und 60 berittenen Kosaken; den beiden ersten Staffeln sind je acht Gebirgs-Geschütze, den vier folgenden Staffeln je sechs Feldgeschütze (die drei vierpfündigen Batterien der 14. Artillerie- Brigade) zuzuteilen.

Das 3. 4. und 5. Pontonnier-Bataillon, — unterstützt von Seeleuten, Fufskosaken und Rudermannschaften der Infanterie — haben auf einzelnen Pontons das Uebersetzen der Infanterie, das 6. Pontonnier-Bataillon hat auf gekoppelten Pontons das Uebersetzen der Artillerie und Kosaken und der Pferde der Infanterie-Kommandeure zu bewirken.

Von den sechs neunpfündigen Batterien des 8. Corps fahren die drei Batterien der 14. Artillerie-Brigade östlich des Zollhauses zwischen diesem und dem Gebüsch auf (c,c); die 2. und 3. Batterie der 9. Artillerie-Brigade auf dem äufsersten linken Flügel östlich des Gebüsches (d,d). Die 1./9. Batterie wurde später noch westlich des Zollhauses auf dem äufsersten rechten Flügel vorgezogen (e). Die Deckung der Artillerie-Aufstellung war dem — bereits seit dem 17. Juni bei Simniza stehenden — Regiment Briansk No. 35 der 9. Inf.-Div. übertragen.

In dem Gebüsch zwischen den Batterien der 9. und 14. Artillerie-Brigade war der Verbandplatz aufgeschlagen (f).

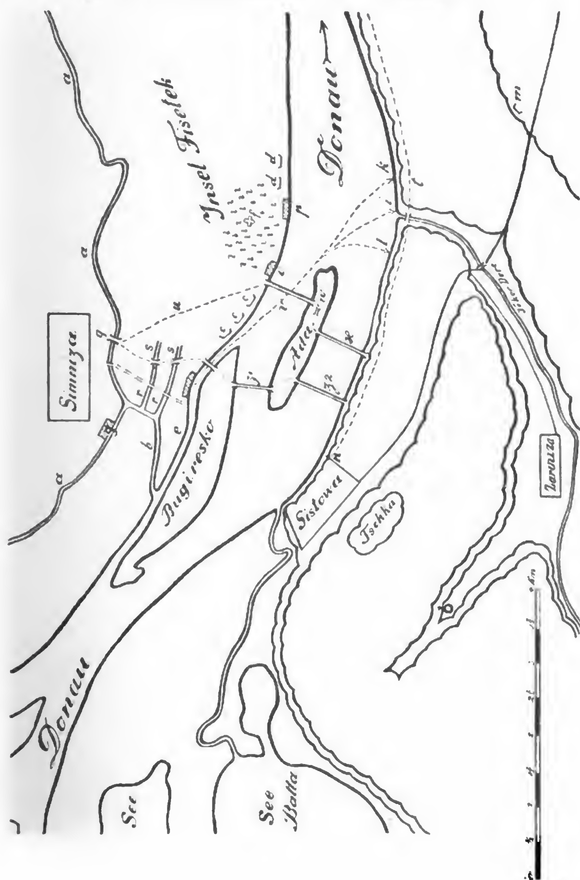
Um 9 Uhr Abends begann in aller Stille und von den Türken gänzlich unbemerkt das Einbringen der Pontons in's Wasser (g); gleichzeitig fuhr die Artillerie in die angewiesenen Stellungen auf der Fisetek-Insel, welche durch eine in der vorhergehenden Nacht geschlagene Brücke mit dem rumänischen Ufer verbunden war.

Um Mitternacht formierte sich auf dem westlichen Ende dieser Insel die erste Staffel unter General Jolschin: elf Compagnien Wolhynien, eine Compagnie Plastunen, 60 berittene Kosaken des 23. Don.-Regiments und die 2. Gebirgs-Batterie.

Nachdem die Pontons am Südufer der Insel von den Truppen bestiegen (h), erfolgte um $2^1/_2$ Uhr Morgens die Abfahrt der aus

68 Pontons und 6 Maschinen zu je 2 Pontons bestehenden Geschwaders.

Ohne auf die Schicksale der Truppen bei und nach dem Uebersetzen vorläufig näher einzugehen, betrachten wir jetzt nur die Reihenfolge und die Zeitverhältnisse des Ueberganges.



Die einzelnen Fahrten einschliefslich Rückfahrt dauerten $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ Stunde.

Von einer regelrechten Beförderung ganzer Staffeln war übrigens nach der ersten Fahrt nicht mehr die Rede. Zwar war befohlen worden, dafs mindestens ganze Compagnien — 4 bis 6 Pontons — zusammen abfahren sollten, aber auch dieser Befehl scheint meist nicht innegehalten worden zu sein: jedes zurückkehrende leere Ponton wurde nach Ablösung der doppelt vorhandenen Rudermannschaft sofort mit Truppen beladen und stiefs wieder ab.

Nachdem mit der ersten Staffel, wie gesagt, eine Gebirgs-Batterie und 60 berittene Kosaken übergegangen, wurde nachher ausschliefslich Infanterie befördert, da die rückkehrenden Boote die Nachricht brachten, Artillerie sei am rechten Ufer gar nicht zu verwenden.

Auf die 1. Brigade Jolschin folgte die 2. Brigade Petruschewski, dann die 4. Schützen-Brigade, General Zwiätinski; der Transport der letzteren Truppe wurde schon durch die Mitwirkung des Dampfers Anneta beschleunigt, der gegen 11 Uhr Vormittags mit zwei Flufs-Barken im Schlepptau von Nikopolis her eintraf und bei jeder Fahrt etwa anderthalb Bataillon übersetzte.

Etwa um 2 Uhr Nachmittags war die ganze 14. Division (ohne ihre Artillerie) und die 4. Schützen-Brigade am rechten Ufer; inzwischen war die 9. Division von Piatra, die 35. Division von Frumosa und die kaukasische Kosaken-Division von Beju her nach Simniza herangezogen.

Um 3 Uhr Nachmittags begann der Transport der 9. Division mit dem Regiment Sewsk No. 34, dann folgten (bei diesen Truppen auch General Radezki, Kommandeur des 8. Corps) die Regimenter Jelez No. 33 und Orel No. 36, zuletzt das Regiment Briansk No. 35, welches in der Bedeckung der Artillerie inzwischen von der Tête der 35. Division abgelöst worden.

Um 9 Uhr Abends befand sich die ganze Infanterie der 9. Division auf dem rechten Ufer, worauf das Uebersetzen zunächst aufhörte, um am 28. um 2 Uhr Morgens wieder zu beginnen.

Wir wenden uns nunmehr zur wirklichen Ausführung des Ueberganges.

Die erste Staffel hatte den Befehl, auf die Mündung des Tekir Dere loszusteuern und dort in Masse die Landung zu bewirken; die Dunkelheit und die starke Strömung waren Schuld, dafs diese Anordnung nicht durchgeführt wurde. Nur einige Pontons erreichten die angegebene Stelle, wo ein verhältnifsmäfsig bequemes Anlanden

möglich war (i); eine grofse Anzahl der Pontons stiefs bereits oberhalb (k), ein anderer weiter unterhalb (l) au das zum Teil ganz steil abfallende Ufer.

Der erste Gewehrschufs wurde türkischerseits abgefeuert, als die vordersten Pontons sich etwa auf 100—150 m dem Ufer genähert hatten; einige Zeit hindurch fielen dann noch einzelne Flintenschüsse, wahrscheinlich von den Uferposten; sehr schnell aber erschienen dann stärkere Abteilungen türkischer Infanterie am Ufer und eröffneten ein lebhaftes Feuer.

Um 4 Uhr Morgens begannen auch einige türkische Geschütze sich am Kampfe zu beteiligen. Die Russen erlitten bedeutende Verluste; mehrere Pontons und auch eine der gekoppelten Maschinen kamen zum Sinken; mit letzterer versanken zwei Gebirgsgeschütze mit Pferden und Zubehör, 3 Offiziere und 19 Artilleristen fanden hierbei den Tod.

Der Untergang des Prahms mit den beiden Gebirgs-Geschützen vollzog sich in folgender Art: Bereits waren mehrere Flintenkugeln in die Pontons eingeschlagen, als ein von einer Kugel verwundetes Pferd die andern Pferde derartig unruhig machte; dafs durch ihre wilden Bewegungen einerseits der den Boden bildende Bretterbelag zum Teil zertrümmert, andrerseits der Prahm in derartiges Schwanken versetzt wurde, dafs dadurch in Verbindung mit den durch die Kugeln entstandenen Lecks die Pontons sich mit Wasser zu füllen begannen. Der den Prahm kommandierende Pontonnier-Offizier wollte nun die Pferde über Bord werfen lassen, in der Hoffnung, dieselben würden am Zügel gehalten, nebenher schwimmen; der auf dem Prahm befindliche Kommandeur der Batterie, Oberst Streljbitzki, verbot aber die Ausführung dieser Mafsregel.

Trotz aller Anstrengungen der Pontonniere legte sich der Prahm immer mehr auf die Seite; mit heftigem Krach brach ein Teil des Holzwerkes zusammen und Alles versank in die Tiefe unter dem Jubelgeschrei der am Ufer befindlichen Türken. Zwei herbeieilenden Sanitäts-Pontons gelang es unter heftigem auf diese Stelle gerichteten Gewehrfeuer im Ganzen 33 Mann zu retten.

Etwa um 4 Uhr Morgens scheint das Gros der türkischen Brigade aus dem Lager von Wardin am Uebergangspunkt eingetroffen zu sein.

Einige Geschütze setzten sich auf der Höhe östlich des Tekir Dere in's Feuer (m), bald darauf begann auch Geschützfeuer von Sistowa her (n); im Ganzen verfügten die Türken aber nur über 5 oder 6 Feldgeschütze.

Gegen die türkische Artillerie bei Sistowa eröffneten nun die 24 Neunpfünder der 14. Artillerie-Brigade ihr Feuer, bald weiter rechts unterstützt durch 8 Neunpfünder der 9. Brigade; das Feuer der östlich des Tekir Dere aufgefahrenen Geschütze wurde durch 16 Neunpfünder der 9. Brigade beantwortet. Trotz der grofsen Ueberlegenheit der Russen an Artillerie hielt die türkische Artillerie mit grofser Standhaftigkeit und Geschicklichkeit aus und stellte erst nach mehrstündigem hartnäckigem Geschützkampf ihr Feuer ein — mehr wohl der allgemeinen aussichtslosen Gefechtslage wegen, als infolge des russischen Feuers.

Wir wenden uns nunmehr zu dem Verlauf des auf dem rechten Ufer sich entwickelnden Gefechtes.

Die Landung der ersten Staffel geschah wesentlich in drei Gruppen, von denen die beiden äufsersten etwa 2 k von einander entfernt waren. Die gelandeten Mannschaften, zunächst ohne regelrechte Formation — kaum ganze Züge waren zusammen — vertrieben nach hartnäckigem Gefecht die Türken mit dem Bajonett aus den Ufergebüschen und bemächtigten sich eines hier gelegenen türkischen Wachthauses, der Brücke über den Tekir Dere und einer am letzteren liegenden Wassermühle.

Nachdem einige Verstärkungen eingetroffen — Rest des Regiments Wolhynien, einige Compagnien Minsk und die kombinierte Garde-Compagnie — wurden gegen 5 Uhr Morgens von dem russischen linken Flügel die Höhen östlich des Tekir Dere erstürmt; die Gefechtslinie hatte nun eine Ausdehnung von drei Kilometer.

Das Vorgehen im Thal des Tekir Dere selbst war unter dem heftigen Feuer von den beherrschenden Höhen aus nicht möglich; die russischen Truppen sammelten sich daher allmälig auf den Flügeln der Stellung; die glücklich gelandeten 6 Gebirgsgeschütze traten inzwischen ebenfalls in's Gefecht und eröffneten das Feuer auf etwa 500 m Entfernung von der feindlichen Linie.

General Dragomirow, der inzwischen — mit der zweiten Hälfte der zweiten Staffel — selbst eingetroffen, wollte unter diesen Umständen den Angriff nicht weiter fortsetzen; die gewonnenen Punkte sollten behauptet, alle neu eintreffenden Verstärkungen aber als Reserve an der Tekir-Brücke gesammelt werden.

Diese Absicht war in dem Gewirr des Kampfes zunächst nicht zu verwirklichen; die ankommenden Verstärkungen warfen sich sofort in's Gefecht, füllten die im Centrum entstandene Lücke aus und vertrieben die Türken von einigen mit Weingärten bedeckten Höhen. Um 8 Uhr endlich gelang es dem General Dragomirow, Ordnung

in das Gefecht zu bringen. Die Brigade Jolschin, welche mit ihrer Hauptmacht östlich des Tekir-Baches stand, erhielt den Befehl die gewonnenen Höhen zu behaupten.

Die ersten Compagnien der Brigade Petruschewski waren westlich des Tekir-Baches zur Unterstützung der hier fechtenden Abteilungen der Brigade Jolschin vorgegangen; das Gros der Brigade Petruschewski wurde bataillonsweise am Landungsplatz gesammelt und erhielt den Befehl, in der Richtung auf Sistowa durch die erschöpften Abteilungen der Brigade Jolschin hindurch vorzugehen, vor dem Eintreffen der Schützenbrigade aber keinen entscheidenden Angriff zu unternehmen.

Nachdem das Gros der Brigade Zwiätinski eingetroffen, wurde gegen Mittag der allgemeine Angriff auf Sistowa unternommen: rechts durch die Brigade Petruschewski von Osten her direkt gegen die Stadt; links durch die Schützen-Brigade, welche im Vorgehen rechts zu schwenken und die feindliche Stellung zu umfassen hatte.

Nach kurzem Gefecht drang die Brigade Petruschewski von Osten her gegen Sistowa vor, die Schützen bemächtigten sich der beherrschenden Höhen im Süden der Stadt, welche letztere nun von den in westlicher Richtung abziehenden Türken geräumt wurde.

Von der unterdessen übergegangenen 9. Division wurde die 1. Brigade zur etwaigen Unterstützung der (übrigens nicht weiter angegriffenen) Brigade Jolschin sofort vorgeschoben, die 2. Brigade wurde als allgemeine Reserve am Landungsplatz zurückgehalten.

Der Uebergang war vollständig geglückt mit einem Verlust von nicht ganz 800 Mann an Todten und Verwundeten.

Das Gelände, in welchem der Kampf sich abspielte, war derartig durchschnitten und unübersichtlich, dafs die Leitung des Gefechtes für die Führer — die ohnedies zum Teil keine Pferde hatten — äufserst schwierig, stellenweise unmöglich war; vielfach ging der Gesichtskreis nicht über 50 Schritt hinaus.

Die übergesetzten 60 berittenen Kosaken hatten den Auftrag bekommen, die Telegraphenleitung von Sistowa einerseits nach Rustschuk, andererseits westwärts der Juntra nach Tirnowa zu zerstören, konnten diese Aufgabe aber wegen der Aufmerksamkeit der Türken nicht erfüllen.

a. Technische Details des Ueberganges.

Jedes Pontonnier-Halb-Bataillon verfügte über 52 eiserne Halb-Pontons, unter denen 40 Schnabelstücke und 12 Mittelstücke waren. Diese 52 Halb-Pontons wurden derartig zusammengesetzt, dafs sie

zwölf grofse (sogenannte »anderthalb«) und acht kleine (sogenannte »einfache«) Pontons bildeten. Ein grofses Ponton vermochte aufser den Ruderern 45 Mann, ein kleines 30 Mann Infanterie mit voller Ausrüstung aufzunehmen, sodafs 4 grofse oder 6 kleine Pontons für eine Compagnie zu 180 Köpfen hinreichten.

Jedes Halb-Bataillon verfügte indessen zum Zweck des Uebersetzens nur über 12 grofse und 6 kleine Pontons; je 2 kleine Pontons wurden zu einem besonderen später näher zu erwähnenden Zweck abgegeben.

Das 3. 4. und 5. Bataillon hatte je vier Compagnien aufzunehmen; das 6. Bataillon sollte seine 12 grofsen Pontons zu sechs gekoppelten Maschinen für den Transport der Geschütze und Pferde zusammenstellen; seine sechs kleinen Pontons sollten noch zum Transport von Infanterie verwendet werden.

Jedes grofse Ponton sollte acht, jedes kleine sechs Ruderer haben; jedes (grofse oder kleine) Ponton hatte aufserdem einen Unteroffizier, zwei Mann am Steuer und einen Mann mit Propfen zum Zustopfen der Schufslöcher; aufser diesen Propfen sollte sich auf jedem Ponton eine Anzahl kleiner Pfählchen von 12 mm Durchmesser befinden.

Die Rudermannschaft war doppelt zu stellen um nach jeder Fahrt abgelöst werden zu können, die anderen oben erwähnten Mannschaften blieben ohne Ablösung.

Jedes Halb-Bataillon verfügte in seinen beiden Compagnien zusammen nur über 200 Pontonniere; als Aushülfe wurden jedem Bataillon 80 Seeleute und 80 Ruderer der Infanterie zugeteilt, womit eine doppelte Besetzung der Rudermannschaften ermöglicht war.

Die Ural-Sotnie — lauter Fischer, gute Schwimmer und Taucher — bemannten die übrigen acht kleinen Pontons; dieselben dienten nicht zum Uebersetzen von Truppen, sondern zur Aufnahme von Aerzten und Rettungsmaterialien, und waren zur Hülfeleistung bei vorkommenden Unfällen bestimmt.

Am 26. berief General Richter die Bataillons- und Compagnie-Kommandeure der Pontonniere zusammen und eröffnete ihnen, dafs der Uebergang in der bevorstehenden Nacht hier stattfinden solle.

Auf einer genauen Karte — die hierzu nötigen Aufnahmen und Tiefenmessungen waren im Mai und Juni von Offizieren der 8. Kavallerie-Division ausgeführt worden — zeigte er ihnen den Weg den die Pontons von der Ausladestelle mit Vermeidung der Untiefen zu machen hatten, um zunächst an den zum Einschiffen der Truppen

bestimmten Platz am Südrande der Insel Fisetek zu gelangen. Die Mündung des Tekir-Dere-Thals wurde als Richtungspunkt für die Ueberfahrt bezeichnet und es wurde die Warnung ausgesprochen, nicht etwa in der Dunkelheit die Insel Ada schon für das feindliche Ufer zu halten.

Um 9 Uhr Abends rückten die Pontons an's Ufer dicht bei Simniza (g). Während des Ausladens geht der Mond auf und erhellt das ganze Ufer. Als alle Pontons in's Wasser gebracht, beginnt die Abfahrt, ein Ponton hinter dem andern mit 10 Schritt Abstand. Am Südwestrande der Fisetek-Insel legen die Pontons sämtlich an (h), nehmen die zur ersten Staffel bestimmten Truppen auf und beginnen um $2^1/_2$ Uhr Morgens die Ueberfahrt.

Der Einschiffungspunkt der ersten Staffel war deshalb auf das West-Ende der Insel Fisetek gelegt, um durch die dicht davor liegende Insel Bugiresko gegen vorzeitige Entdeckung gesichert zu sein; das Einschiffen der zweiten und dritten Staffel erfolgte, um den Weg der Ueberfahrt abzukürzen, an einem weiter östlich gelegenen Punkte (o) links von den Batterien der 14. Brigade; die Einschiffung der später folgenden Staffeln geschah noch weiter östlich der Mündung des Tekir Dere ziemlich gegenüber (p).

Der Uebergang vom rumänischen Ufer nach der Insel Fisetek war wie schon erwähnt durch eine aus Leinwand-Pontons erbaute Brücke hergestellt worden (q); um aber vom Nordrande der Insel Fisetek an ihren Südrand, d. h. an das eigentliche Stromufer zu gelangen, wo die Einschiffung der Truppen stattfand, musten noch zwei sumpfige Wasserläufe überschritten werden. Ueber diese beiden Wasserläufe waren Uebergänge auf zwei Linien hergestellt: rechts vermittelst eines in Stand gesetzten alten Dammes (r,r), links vermittelst zweier Bockbrücken (s,s).

b. Technische Details des Artilleriekampfes.

Russischerseits traten wie bereits gesagt im Ganzen 48 Neunpfünder (10,7 cm Geschütze) in's Gefecht; türkischerseits scheint nur eine Batterie von 5 Feldgeschützen (sogenannte Sechspfünder, Krupp'sche 9 cm Geschütze) an dem Kampf beteiligt gewesen zu sein.

Ein Geschütz stand an der nordöstlichen Ecke der Stadt Sistowa auf einer Höhe in einer kleinen Verschanzung (n) und feuerte über Bank; das Feuer dieses Geschützes war langsam aber sehr gut gezielt. Gegen dieses eine Geschütz verfeuerten in der Zeit von 4 Uhr Morgens bis 2 Uhr Mittags die 24 Neunpfünder

der 14. Artillerie-Brigade auf 2400—2500m Entfernung im Ganzen ein tausend fünfhundert Granaten und Shrapnels, wie es scheint ohne jeglichen Erfolg, denn das türkische Geschütz stellte sein Feuer erst gegen 2 Uhr Nachmittags ein, als der Rückzug der türkischen Truppen unzweifelhaft feststand.

Die zur Unterstützung der Batterien der 14. Brigade später ebenfalls noch — auf dem äufsersten rechten Flügel — vorgezogene 1./9. Batterie verfeuerte gegen dasselbe Ziel 68 Geschosse.

Die 2. und. 3 Batterie der 9 Brigade standen etwa drei Kilometer weiter östlich. Die eine dieser beiden Batterien feuerte mit Shrapnels auf die auf den Uferhöhen sichtbare türkische Infanterie und unterstützte hierdurch einigermafsen den Angriff des Regiments Wolhynien gegen die Höhen östlich der Tekir Dere Schlucht; die andere Batterie bekämpfte die — wahrscheinlich aus 4 Geschützen bestehende — Batterie (m) östlich des Tekir Dere und suchte deren Feuer von der russischen Infanterie abzuziehen.

Der Gesamtverlust der sechs russischen Batterien belief sich auf 1 Mann todt und 2 Mann verwundet; ebenso hoch bezifferte sich der Verlust des als Artillerie-Bedeckung auf der Fisetek-Insel aufgestellten Regiments Briansk.

Etwa 25 % der beobachteten türkischen Granaten platzten nicht.

c. Taktische Details des Ueberganges.

Die Truppen der 14. Division gingen ohne Tornister zur Einschiffung, aufser 60 Patronen trug aber jeder Mann 3 Pfund Zwiebak und 2 Pfund gekochtes Fleisch; aufserdem hatte General Dragomirow — neben dem etatsmäfsigen Schanzzeug der Truppen — eine Anzahl Schanzzeug-Instrumente der Ponton-Kolonne an die Infanterie ausgeben lassen. Die 4. Schützen-Brigade hatte die Tornister bei dem Uebersetzen mitgenommen, legte sie aber während des Vorgehens auf dem rechten Ufer zum Theil ab.

Die Einteilung für die Ueberfahrt war sehr eingehend geordnet; die Regimenter der Division folgten zunächst der Nummer nach, in jedem Regiment waren die drei Schützen-Compagnien — der Kürze wegen nachher mit I, II, III, die Linien-Compagnien dagegen mit arabischen Ziffern bezeichnet — an der Tête, dann folgten die drei Bataillone der Nummer nach.

Die erste Staffel — unter Oberst Rodionow, Commandeur des Regiments Wolhynien — bestand aus den drei Schützen-Compagnien und dem 1. und 2. Bataillon dieses Regiments nebst der 2. Plastunen-Compagnie. Der Brigade-Commandeur, General Jolschin, ging mit dieser Staffel über.

Die zweite Staffel — unter dem Oberst des Regiments Minsk — sollte bestehen aus der kombinierten Garde-Compagnie, dem 3. Bat. Wolhynien, den Schützen-Compagnien und dem 1. Bat. Minsk u. s. w.

General Dragomirow sollte mit der dritten Staffel übergehen.

Nach dem Uebersetzen der 14. Division sollten zwei Compagnien Sappeurs und die 4. Schützen-Brigade an die Reihe kommen.

Oberst Rodionow hatte am Abend vor dem Uebergang für die Truppenteile seiner ersten Staffel eine ganz genaue Instruktion gegeben, wie sie sich nach erfolgter Landung formieren sollten: die Plastunen-Compagnie sollte ganz ausgeschwärmt die Front nach Süden nehmen, als Sutien dahinter die III. Compagnie.

Die I. Comp. sollte ganz ausgeschwärmt eine Defensivflanke rechts bilden, Front gegen Sistowa; in derselben Art die II. Compagnie eine Defensivflanke links, Front gegen Wardin. In dem so gebildeten viereckigen Raum sollten, Front nach Süden, die beiden Bataillone sich derartig nebeneinander aufstellen, dafs das 2. Bat. links vorwärts des 1. stand; jedes Bataillon in sich in Compagnie-Kolonnen in zwei Treffen formiert.

Diese ganze sehr künstliche Formation kam selbstverständlich gar nicht zur Ausführung.

Für das taktische Studium dürfte es interessant sein, den ungefähren Verlauf der ersten Festsetzung am türkischen Ufer in seinen vom Zufall geleiteten Einzelheiten zu verfolgen, die von dem künstlichen Entwurf natürlich sehr verschieden waren.

Wie schon gesagt, kamen während der Ueberfahrt die Pontons infolge der Dunkelheit und der starken Strömung sehr auseinander und es bildeten sich im Allgemeinen drei Gruppen, von denen die bei weitem kleinere in der Nähe der Tekir-Dere-Mündung, die beiden andern aber eine ganze Strecke ober- und unterhalb dieses Punktes das Ufer erreichten.*)

Auf dem rechten Flügel erreichte zuerst die I. und halbe 1. Compagnie die schmale sandige Uferbank; dicht vor sich sah man eine fast senkrecht aufsteigende Wand, welche zu erklettern keine Möglichkeit war. Man glaubte unterhalb der Tekir-Mündung zu sein und wandte sich daher rechts, um diesen Punkt zu erreichen; tatsächlich befand man sich etwa 1 k. oberhalb der Mündung. Als die Abteilung sich auf dem schmalen Sandstreifen am Fufs des

*) Wenn in der folgenden Darstellung einzelne Truppenteile genannt werden, so handelt es sich natürlich immer nur um gröfsere Bruchteile derselben, denn im Einzelnen herrschte ein ziemliches Durcheinander.

Steilufers — auf dessen Höhe fortwährend Schüsse fielen -- eine Strecke weit rechts gezogen, trifft man auf einen sich in entgegengesetzter Richtung bewegenden Zug der 3. Compagnie; man orientiert sich einigermafsen und entdeckt eine weniger steile Stelle der Ufermauer, welche nun mit grofser Anstrengung von einzelnen Leuten erstiegen wird.

Der erste oben ankommende Russe sieht sich etwa 50 Schritt von einem türkischen Piket entfernt, dessen ganze Aufmerksamkeit indessen durch eine Anzahl sich dem Ufer näherender Pontons in Anspruch genommen wird, auf welche die Türken ein lebhaftes Feuer unterhalten. Eine bei dem türkischen Piket befindliche Fanalstange war noch nicht angezündet. Nachdem ein Teil der Russen die Uferhöhe erstiegen, merken die Türken die ihnen drohende Gefahr und verschwinden eiligst in der Dunkelheit. — Allmälig treffen an dieser Stelle nun noch ein drei Züge der II., drei Züge der 2. Comp. und ein Teil der Plastunen-Compagnie.

Wie viel Gegner man sich gegenüber hat, kann man bei der noch herrschenden Dunkelheit und dem sehr durchschnittenen und bedeckten Gelände nicht erkennen; hier und da fallen Schüsse, im Allgemeinen verstärkt sich das feindliche Feuer auf der ganzen Linie zusehends. Ziemlich zu derselben Zeit wie rechts die I., erreicht links die III. Comp. mit einem Teil der Plastunen das Ufer, ungefähr 1 k unterhalb der Tekir-Mündung; man findet hier eine leidlich brauchbare Stelle des Uferrandes, welche, wenn auch mit Mühe, erstiegen wird. Die von ihrem Kommandeur zuerst gesammelten 40 Mann bemächtigten sich nach kurzem Gefecht eines türkischen Wachthauses; die wenig zahlreichen Türken — ein Piket der Uferwachen — weichen zurück, nachdem sie ein hier befindliches Fanal angezündet — bald darauf unterscheidet man auch in der Ferne die türkischen Allarm-Zeichen.

An der Stelle, wo die III. Comp. und eine Abteilung Plastunen gelandet, trifft zunächst ein Ponton ein, auf welchem sich General Jolschin und Oberst Rodionow mit ihren Stäben befinden; allmälig landen hier ferner: Drei Züge der 3., zwei Züge der 1., zwei Züge der 6., je ein Zug der 2. und II. Compagnie und schliefslich sechs Gebirgsgeschütze.

Später als die beiden Flügel-Gruppen sind inzwischen in der Nähe der Tekir-Mündung die 4. und 5. Comp. und zwei Züge der 6. Comp. an's Ufer gekommen; erst nach geraumer Zeit treffen — zuletzt von allen — hier auch die 7. und 8. Compagnie ein.

Inzwischen war es heller geworden, die einzelnen Abteilungen konnten sich einigermafsen orientieren; gleichzeitig verstärkte sich das türkische Feuer und das Gefecht begann äufserst lebhaft zu werden.

Die ersten türkischen Verstärkungen scheinen von Sistowa her eingetroffen zu sein; sie treten auf der Westseite der Tekir-Schlucht in's Gefecht gegen den russischen rechten Flügel. Einige Zeit später erst erschien von Wardin her das Gros der türkischen Brigade mit der Batterie und entwickelt sich auf den Höhen östlich der Tekir-Schlucht, dem russischen linken Flügel gegenüber.

Russischerseits hatte sich inzwischen die Sachlage folgendermafsen gestattet: der rechte Flügel hatte die ihm gegenüber liegenden türkischen Schützen einige hundert Schritt in der Richtung auf Sistowa zurückgedrängt; einige im Centrum längs der Tekir-Schlucht vorgegangene Abteilungen hatten sich nach erbittertem, blutigen Handgemenge der in der Schlucht gelegenen Wassermühle bemächtigt; der linke Flügel endlich hatte die Höhen östlich der Tekir-Schlucht erstiegen und die zur Zeit hier nur schwachen türkischen Abteilungen ebenfalls zurückgedrängt. Bei dieser ganzen Aktion hatte die russische Linie in ihrer Gesamtheit eine ziemlich bedeutende Rechtsschwenkung gemacht; der rechte Flügel hatte Fühlung mit dem Ufer, der linke Flügel aber, welcher etwas zu hitzig vorgegangen war, stand ganz in der Luft und zwischen ihm und dem Ufer befand sich ein grofser, völlig ungedeckter Zwischenraum; die Ausdehnung der ganzen russischen Linie mufs zu diesem Zeitpunkt fast 3 k betragen haben.

Die von der ersten Fahrt inzwischen zurückgekommenen Pontons hatten einen Teil der zur zweiten Staffel bestimmten Truppen aufgenommen — das 3. Bat. Wolhynien und die kombinierte Garde-Compagnie — und dieselben ungefähr zu derselben Zeit an der Mündung der Tekir-Dere-Schlucht an's Land gesetzt, als die Wassermühle in die Hände des russischen Centrums fiel. Die hier gelandeten Abteilungen gingen anfangs in die Schlucht aufwärts vor; als aber auf den Höhen links derselben ein äufserst heftiges Gewehrfeuer, sowie lautes Hurrah und Allah-Geschrei hörbar wurde, bogen die Abteilungen links ab, erstiegen die Höhen östlich der Schlucht und kamen den weit vorgeschobenen Abteilungen des linken Flügels gerade rechtzeitig zu Hülfe, welche von den von Wardin her eingetroffenen türkischen Verstärkungen in Front und Flanke lebhaft angegriffen worden waren.

Während es dem so verstärkten russischen linken Flügel gelang,

in schwerem Kampfe sich zunächst zu behaupten und schliefslich den hartnäckig fechtenden Gegner langsam zurückzudrängen, hatte eine Kolonne der von Wardin her eintreffenden türkischen Verstärkungen die vorhin beschriebene Sachlage benutzt und war ganz im Rücken des russischen linken Flügels auf den beherrschenden Uferhöhen (t) in demselben Augenblick erschienen, als sich die Boote mit den Schützen-Compagnien und dem 1. Bataillon Minsk dem Ufer unterhalb der Tekir-Mündung näherten; die vordersten Pontons hatten soeben das Ufer erreicht.

Sofort eröffneten die Türken von dem hohen Uferrande aus auf die vollgepfropften Boote in ganz naher Entfernung ein wahrhaft mörderisches Schnellfeuer. Die Mannschaft des einen Pontons wurde buchstäblich bis auf den letzten Mann erschossen; die Verluste in mehreren anderen Pontons waren ebenfalls aufserordentlich grofs. Einige Pontons, teils von den hagelartig einschladenden Kugeln siebartig durchlöchert, teils von den tödtlich getroffen zusammenstürzenden Leuten ins Schwanken gebracht, sanken unter. Das türkische Feuer war so furchtbar, dafs ein grofser Teil der Getroffenen 5—6, eine nicht geringe Anzahl sogar 10—12 Kugeln erhielten.

Ein Teil der Türken stürzte bis dicht an das Ufer vor und machte die hier gelandeten, zum Teil verwundeten Mannschaften mit dem Bajonett nieder. Der Tod hielt hier eine reiche Erndte; der Verlust, welchen einige Compagnien Minsk an dieser Stelle erlitten, belief sich auf 180 Mann, zum grofsen Teil todt.

Inzwischen war es den Mannschaften einiger Pontons gelungen, trotz des heftigen Feuers etwas weiter oberhalb die Uferhöhe zu ersteigen; nach heftigem Gefecht wurden die türkischen Schützen aus der gefährlichen Stellung vertrieben und die später eintreffenden Pontons konnten ziemlich ungestört landen. Ein Teil der hier an's Land gesetzten Mannschaften des Regiments Minsk vereinigte sich mit den vorwärts fechtenden Abteilungen des linken Flügels des Regiments Wolhynien; ein Teil aber mufste im Verein mit einzelnen Abteilungen Wolhynien dazu verwendet werden, das Gelände im Rücken der russischen Gefechtslinie von den sich hier herumtreibenden Trupps versprengter Türken zu säubern, die überall die Verwundeten und von ihren Abteilungen abgekommenen Mannschaften niedermachten. Bei allen diesen Gelegenheiten wurde von beiden Seiten mit furchtbarer Erbitterung gefochten; zahlreiche russische und türkische Leichen waren von Bajonettstichen förmlich zerfetzt.

Als jetzt General Dragomirow, begleitet von dem ihm ohne spezielles Kommando zugeteilten General Skobelew II. — auf dem

Gefechtsfelde erschien und in der Nähe der Wassermühle die Höhen des linken Ufers der Tekir-Schlucht erstieg, war die gefährliche Krisis so gut wie überwunden; die Brigade Jolschin hatte auf dem feindlichen Ufer festen Fufs gefafst und in dem ferneren Gefecht handelte es sich nicht mehr um Behauptung dieser Stellung, sondern nur um die völlige Vertreibung des langsam weichenden Gegners.

d. Details des Sanitätsdienstes während des Ueberganges.

Die Aerzte und Feldscherer der Regimenter sollten ihren Truppenteilen folgen,für jedes Regiment sollte ein Apotheker-Tragetier mit Verbandzeug übergesetzt werden. Die mit Tragbahren ausgerüsteten Musikanten der Regimenter waren dem Sanitätspersonal zugeteilt, um als Krankenträger Verwendung zu finden.

Drei Aerzte und sechs Feldscherer des Regiments Wolhynien nebst den Musikanten-Krankenträgern gingen mit der ersten Staffel über. Das Hülfsponton, in welchem sich die Aerzte befanden, war in der Nähe des untergehenden Artillerie-Pontons; es gelang dem Sanitätspersonal, eine Anzahl der Verunglückten in halbtodtem Zustande zu retten und nach dem linken Ufer zurückzuschaffen.

Die Aerzte schlossen sich jetzt dem zweiten Bootstransport an wurden beinahe mit in die Katastrophe der Schützen-Compagnien vom Regiment Minsk verwickelt und kamen nach einiger Zeit wieder auf dem linken Ufer an.

Erst bei dem dritten Transport gelang es den Aerzten der Regimenter Wolhynien und Minsk nebst einem Teil des Personals des Lazarethes der 14. Division wirklich das rechte Ufer zu erreichen, wo in der Gegend der Mündung der Tekir-Schlucht der erste Verbandplatz eingerichtet wurde.

Da das Apotheker-Packtier, welches mit den Aerzten hatte übergesetzt werden sollen, nicht zur Stelle war, fehlte es sehr an Verbandzeug, obwohl vor Beginn des Ueberganges an Offiziere, Unteroffiziere und Gefreite der Truppenteile ebenfalls Verbandzeug ausgegeben worden war. Unter den zu verbindenden Wunden rührten sehr viele von Bajonnetstichen und Yataganhieben her. Ein Uebelstand war es, dafs die Tragen, auf denen ein Teil der Verwundeten nach dem linken Ufer zurückgeschafft worden waren, dort zurückbehalten wurden; es bedurfte eines besonderen Befehls des Generals Dragomirow um dieselben zurück zu erhalten.

Der zweite Verbandplatz war auf der Insel Fisetek in der Nähe der Abfahrt-Stelle eingerichtet gewesen (f); da es sich heraus stellte, dafs er hier den türkischen Granaten ausgesetzt war, wurde

er weiter zurück in das Gebüsch verlegt. Von hier aus wurden die verbundenen Verwundeten auf Lazarethwagen nach Simniza geschafft, wo das mobile Lazareth der 14. Division als dritter Verbandplatz etabliert war.

e. Verluste.

Der Verlust der am Uebersetzen und an dem Gefecht auf dem bulgarischen Ufer beteiligten Truppen wird offiziell angegeben auf

6	Offiziere,	289	Mann	tot
22	»	398	»	verwundet
zusammen 28	Offiziere	687	Mann.	

Von dieser Zahl sollen entfallen auf die Truppen der beiden ersten Staffeln, d. h. auf die Regimenter Wolhynien und Minsk, die Plastunen, Garde-Compagnie und Gebirgs-Artillerie zusammen 636 Mann.

Eine andere ebenfalls offizielle Angabe beziffert die Gesamtsumme auf 748 Mann tot und verwundet. Ganz genau scheint keine dieser Angaben zu sein.

Im Einzelnen liegen folgende verbürgte Angaben vor:

Es verloren

Regiment Wolhynien:	57	Mann tot oder vermifst, letzteres hier gleich bedeutend mit tot.
» Minsk:	150	
» Podolien:	14	

Die Garde-Halb-Compagnie: 13 Mann tot, 2 Offiziere, 16 Mann verwundet.

Die Pontonniere und Seeleute: 1 Offizier, 48 Mann tot, 2 Offiziere, 21 Mann verwundet.

Die Gebirgs-Artillerie: 3 Offiziere, 19 Mann tot (ertrunken).

Vom Regiment Minsk geriet ein Mann in Gefangenschaft, er ward nach Schlufs der Feindseligkeiten ausgeliefert. Er giebt ausdrücklich an, dafs aufser ihm damals keine andren Gefangenen den Türken in die Hände fielen.

Aufser der einen zum Transport von Geschützen benutzten Maschine waren noch drei einzelne Pontons gesunken, acht andere stark, eine Anzahl leichter beschädigt.

Die Hauptverluste in den Pontons kommen auf die Zeit des Uebersetzens der zweiten und dritten Staffel; von 11 Uhr Vormittags an waren die übersetzenden Pontons nicht mehr im Bereich des türkischen Feuers.

Der Verlust der am linken Ufer stehenden Artillerie betrug

1 Mann tot, 2 Mann verwundet; ebenso grofs war der Verlust des hier stehenden Regiments Briansk.

Der türkische Verlust wird angegeben auf 224 Mann tot, 385 Mann verwundet, 31 Mann vermifst.

III.

Die anglo-indischen Streitkräfte in ihrer historischen Entwickelung und jetzigen Organisation.

(Fortsetzung.)

Auf die Dauer hin konnte die Compagnie nicht mehr die Kosten eines, wie angegeben, so zahlreichen Heeres tragen, bedurfte sie ja für die eingeborenen Truppen rund 6000 englische Offiziere. Ferner erforderte die Verwaltung des Heeres eine Unzahl von Beamten. Höhere Verbände waren nirgends vorhanden, und standen die Bataillone direkt unter dem Oberkommando, welches seinen Sitz in der Hauptstadt der Präsidentschaft hatte; nur in gewisser Weise waren die Truppen den Distriktkommandeuren unterstellt. Das System der Centralisation war noch weiter als in England zur Ausführung gebracht. Die Ueberbürdung der einzelnen Bureaux war daher eine enorme und der ganze Geschäftsgang ein äufserst schleppender. Selbst in Fällen disciplinarer Natur mufste oft die Genehmigung des Oberkommandos eingeholt werden. Den Kommandeuren war somit jede Macht genommen, der Trieb der Initiative wurde gehemmt, und anstatt selbstthätig zu sein, blieben sie nur ausführende Organe. Dann war es immer sehr fraglich, wie lange ein Oberst an der Spitze eines Regiments stehen würde, war er gut empfohlen, so verschafften ihm bald seine Gönner eine einträgliche Civilanstellung. War der nächste Stabsoffizier noch zu jung, um gleich Regimentskommandeur werden zu können, so wurde ein Stabsoffizier eines anderen Truppenteils mit der Führung desselben beauftragt. Diese Umstände trugen dazu bei, das Interesse abzustumpfen, keiner wollte sich gern in seiner Ruhe stören lassen

und man liefs lieber alles in dem gewohnten Schlendrian fortgehen, ehe man sich dazu entschlofs, einschneidende Veränderungen vorzunehmen. Diese Interesselosigkeit der höheren Vorgesetzten übertrug sich naturgemäfs auch nach unten. Kein Wunder, wenn daher die Offiziere den Dienst in den Regimentern als eine Art Uebergangsstadium ansahen nnd ihn für nebensächlich hielten. Ziel eines jeden war, möglichst rasch eine gut besoldete Civilstellung zu erhalten, dem Sport obzuliegen und dann mit seiner wohl verdienten Pension nach England zurückzukehren.

Aufser 25 europäischen Offizieren besafs jedes Regiment noch 16 indische, die nach ihrem Dienstalter von dem Regimentskommandeur ernannt wurden, wobei aus leicht erklärlichen Gründen den Angehörigen der besseren Kaste der Vorzug gegeben wurde. In Regimentern, die sich zum gröfsten Teile aus Leuten der besseren Kasten rekrutierten, kam es nicht selten zu schlimmen Mifsverhältnissen. Der Brahmane hatte als Gemeiner jedem Offizier niederer Kaste, gleichviel ob er der Krieger- oder Gewerbetreibenden-Kaste oder gar den Parias angehörte, im Dienst Honneur zu erweisen; anders aber aufser Dienst, hier hat der gemeine Brahmane von jedem Angehörigen niederer Kaste, gleichviel ob Unteroffizier oder Offizier eine Ehrenbezeugung zu verlangen, wozu ihn seine höhere Kaste berechtigt. So darf sich z. B. ein Offizier niederer Kaste in Gegenwart eines Brahmanen nicht setzen, wenn dieser auch Gemeiner ist, wenn ein Brahmane kocht, mufs sich jeder hüten mit seinem Schatten über seine Mahlzeit zu streifen, und ein Brahmane würde eher verhungern, eher er sich mit »unreinen Leuten« zum Essen setzte. Ein so delikates Verhältnis erforderte natürlich alle Aufmerksamkeit, und kann es nicht Wunder nehmen, wenn der sorglose Europäer, ohne es zu wollen, auf Schritt und Tritt die Inder vor den Kopf stiefs, was bei der gereizten Stimmung im Lande leicht als Absicht ausgelegt wurde. Nicht unverständlich kann es nunmehr sein, dafs die Brahmanen aussprengten, die Engländer gingen damit um, das Kastenwesen aufzuheben.

Der eingeborene Offizier war in Folge seines Alters körperlichen Anstrengungen nicht gewachsen, beim Exercieren hatte er nur einige unbedeutende Kommandos abzugeben und vermied man alles geflissentlich, wodurch er Einflufs auf seine Untergebenen gewinnen könnte. Der eingeborene Offizier war in Wirklichkeit nur fünftes Rad am Wagen, seine Stellung erhielt nur Wert durch das höhere Gehalt und die gröfsere Pension, wenn er wegen zu grofser Altersschwäche den Abschied nehmen mufste.

Das System trug während des Aufstandes in Bengalen seine guten Früchte. In Betreff der Truppenführung hatte man den Engländern nichts abgelernt, und wenn der Aufstand in all seinen Phasen auch zwei und ein halb Jahr dauerte, so traten doch unter den Bengalen keine Führer von Bedeutung auf; Nenna-Sahib und Tanti-Topi gehörten anderen Stämmen an. Der Fanatismus und das Bewufstsein wegen ihrer Grausamkeiten keine Gnade zu finden, liefs sie eben mit diesem Todesmute kämpfen, sie suchten nicht die offene Feldschlacht, sondern den Strafsenkampf und den Belagerungskrieg, für den sie, wie alle Asiaten viel Geschick entwickelten.

Seit dem Jahre 1842 hatten beständig Wühlereien stattgefunden, Brahmanen verpflichteten die Sepoys dem Kommando ihrer brittischen Führer nicht zu folgen. Kleine von Hand zu Hand gegebene Brödchen dienten als Erkennungszeichen. Es bedurfte nur eines kleinen Funkens, um den in reichem Maafse vorhandenen Brennstoff in hellen Flammen aufgehen zu lassen. Die Patronen hatten eine neue Fettung erhalten, bei der wie die Brahmanen behaupteten, Ochsenfett zur Anwendung gekommen wäre. Tötung einer Kuh wird in der Religion der Hindus aber mit dem Verluste der Kaste bestraft, da bei ihnen das Rind als heilig gilt. Mollahs reizten die Moslems auf, diese Patronen nicht zu gebrauchen, da sie in Schweinefett getränkt wären. Zum ersten Male gingen also Moslem und Hindu Hand in Hand, was von der jahrelangen stillen Arbeit Zeugnis ablegt. Diese Aufreizungen blieben nicht erfolglos. Die Engländer erhielten zwar Kenntnis hiervon, beachteten die Anzeichen aber nicht im geringsten. Zu ihrer grofsen Ueberraschung weigerten sich die Sepoys plötzlich am 9. Mai 1857 in Mirut, die Patronen anzunehmen; die schlimmsten Schreier wurden arretiert, aber gleich von ihren Kameraden befreit. Ehe die Behörden noch recht die Tragweite dieser Scene ermessen konnten, kamen aus allen Richtungen neue Nachrichten von Aufständen. Wie auf Kommando hatten in Bengalen sämtliche Sepoys den Gehorsam verweigert, im günstigsten Falle ihre Offiziere verjagt, sonst aber sie unter den gröfsten Martern langsam zu Tode gequält, selbst Frauen und Kinder wurden nicht verschont. Die Wohnungen der Europäer wurden angesteckt und unter dem Jubelgeschrei der entfesselten Soldateska warf man die Verwundeten in die Flammen. Die gröfsten Gräuelscenen ereigneten sich in Cawnpore, wo sich der englische General Wheeler nach dem Abfalle der Sepoys noch mit 200 Europäern und 150 Frauen und Kindern befand. Beim Ausbruch des Aufstandes warf er sich mit den wenigen Europäern in sein massives Landhaus und verteidigte

sich dort so lange, bis Munition und Proviant aufgezehrt war. Nenna Sahib leitete die Belagerung des Landhauses in eigener Person und mit ihm trat jetzt Wheeler in Unterhandlung, es gelang für alle freien Abzug nach Calcutta zu bewirken. Am nächsten Tage sollte eine Anzahl Boote das Detachement am Ufer des Ganges erwarten. Kaum hatten sie aber dieselben bestiegen, als die Inder anfingen, sie mit Feuerkugeln — in Bereitung pyrotechnischer Sätze waren die Inder von je Meister, — zu beschiefsen, die die schrecklichsten Verwundungen hervorriefen, die Boote in Brand steckten oder versenkten. Ungefähr die Hälfte erreichte das nahe Ufer, wo sie von den Sepoys angefallen wurden; erst dem Einschreiten Nenna Sahibs gelang es, weitere Ausschreitungen zu verhindern. Wollte er das Völkerrecht wahren? Nein — er hatte seine armen Schlachtopfer zu einem gräfslichen Schauspiele aufbewahrt. Zuerst wurden Frauen und Kinder, 150 Köpfe an der Zahl von den Männern getrennt und in ein Haus untergebracht, »the yellow house«, wie es jetzt noch dem Fremden gezeigt wird. Hier mufsten sie sehen, wie ihre Gatten, ihre Väter, ihre Brüder, in einer Reihe aufgestellt, unter den Kugeln der Sepoys einen langsamen Tod fanden. Nenna Sahib wollte nun den Frauen und Kindern ein ähnliches Schicksal bereiten, aber hiergegen empörte sich das Gefühl der Sepoys, man mufste die Metzger der Stadt herbeirufen, die ihre Opfer entkleideten, verstümmelten und langsam zu Tode marterten, dann die noch rauchenden Ueberreste in einen tiefen Brunnen warfen.

Man wird nun die Erbitterung und die Wuth englischer Soldaten verstehen können, als die »Armee der Rache« unter dem sonst so menschenfreundlichen Havelock Cawnpore betrat. Die Begriffe Gnade und Barmherzigkeit waren erstickt. — Das Wort Macaulay's war zur Wahrheit geworden. Schrecklich war England aus seiner Lethargie erwacht. In diesem Augenblicke entfaltete der englische Geist eine ungewöhnliche Thätigkeit, Entschlossenheit und Todesverachtung.

Zum Glück waren die Truppen der Präsidentschaften Bombay und Madras den Engländern treu geblieben und konnten somit zum Schutz der Etappenlinien verwandt werden. Im Norden und Nordwesten des Landes eilten Sikhs, Patanen und Gurkhas zu den Fahnen und forderten laut, gegen die treulosen, ihnen ohnehin schon verhafsten Bengalen geführt zu werden. Kleine Kolonnen durchzogen das Land und befreiten die eingeschlossenen Garnisonen, weder Cholera, weder Sonnenhitze und Ueberschwemmungen, noch Gefechtsverluste und Mangel an Proviant konnte ihren Marsch aufhalten.

Nach dreimonatlichem Ringen fiel das Centrum des Aufstandes Delhi, vier Tage lang wurde in den Strafsen gekämpft, Pardon wurde weder gefordert noch gegeben. Die flüchtigen Sepoys wandten sich nach Audh, aber in der Ebene wartete ihrer die Kavallerie, die auch ihren Anteil an dem Rachewerke haben wollte. Mit nur 1500 Mann wandte sich Havelock nach Lucknow, wo die Garnison schwer bedrängt wurde, zweimal mufste er umkehren; beim dritten Male gelangte er, durch den General Outram verstärkt, bis vor die Stadt, wo seiner 50000 Rebellen warteten. In edler Selbstverläugnung hatte der rangältere General Outram dem General Havelock das Kommando gelassen, ihm sollte die Ehre zu Teil werden, das von ihm begonnene Werk auch zu vollenden. Bei seinen schwachen Streitkräften konnte er aber nicht daran denken, die Rebellen zu schlagen, er behauptete sich gegen ihre Angriffe im Alexanderpark (Secunder bagh). Erst als am 14. November 1858 Sir Colin Campbell mit 7000 Mann vor der Stadt erschien, war die Garnison befreit. Die Hauptgefahr war beseitigt; doch kam das Jahr 1859 in's Land, ehe der Aufstand ganz unterdrückt war. In den letzten Monaten war es zu keinen gröfseren Gefechten mehr gekommen. Streifcorps durchzogen nach allen Richtungen das Land, um die Rebellen in ihren Schlupfwinkeln aufzuspüren und eine strenge Gerechtigkeit zu üben. Fast alle Häupter der Rebellen fanden ihren Tod, entweder suchten sie der Gefangennahme und schmählicher Hinrichtung zuvorzukommen oder endeten nach kurzer Untersuchung am Galgen, — nur Nenna Sahib entkam. Endlich verkündete eine Proklamation der Königin, dafs allen denen, die bis zum 1. Juni 1859 zu ihrer Pflicht zurückgekehrt wären, völlige Amnestie und Vergessenheit alles Geschehenen gewährt werden sollte. Die gleiche Proklamation erklärte aber auch, dafs die Compagnie als Beherrscherin Indiens aufgehört habe, zu existieren und dafs mit Bewilligung des Parlaments die Königin die Zügel der Regierung in ihre Hand zu nehmen beabsichtige. Die europäischen Truppen der Compagnie wurden der englischen Armee einverleibt (bis zum Juli vorigen Jahres Infanterie-Regimenter 101—109). Die indische Artillerie wurde aufgelöst, um so schon von vornherein den englischen Waffen bei einem neuen Aufstande die Ueberlegenheit zu sichern; nur in wenigen Grenzdistrikten, wo Europäer aus Gesundheitsrücksichten sich nicht lange aufhalten können, bestand sie fort. Der englischen Artillerie fiel es nun zu, die anglo-indischen Truppen mit dem nötigen Artilleriematerial auszurüsten. Die aufständische bengalische Armee war vernichtet, den Kern neuer Regimenter bildeten die

während des Aufstandes unter den Stämmen des Himalaya geworbenen Truppen.

Wie ein Gewitter die schwüle Sommerluft reinigt und kühlt, so hatte auch der Aufstand eine ähnliche Wirkung auf Indien ausgeübt. Anstatt alte Fehler mit neuen Pflastern zu überkleben, hatte man einen kräftigen, heilsamen Schnitt gemacht. Für Indien brach eine neue Aera an, bedeutende Verbesserungen im Gerichtswesen, der Verwaltung und dem Heerwesen bezeichneten den Systemwechsel in der Regierung.

Vor allem glaubte man, die Zahl der europäischen Truppen in Indien vermehren zu müssen, anstatt 22 standen von nun an 52 englische Infanterie-Bataillone, anstatt 4 standen jetzt 11 englische Kavallerie-Regimenter in Indien. Naturgemäfs mufste bei der Auflösung der indischen Artillerie die Zahl der europäischen Batterien in Indien vermehrt werden. Die Truppen verbleiben ungefähr zehn Jahre in Indien, jährlich werden vier oder fünf Bataillone, ein Kavallerie-Regiment und vier oder fünf Batterien abgelöst. Den Nachschub für die in Indien stehenden Truppenteile übernimmt für die Infanterie die Depotcompagnie des Bataillons und das zweite im Mutterlande verbliebene Bataillon des Regiments, für die Kavallerie die in Canterbury vereinten Depot-Eskadrons. Nicht verwendbar in Indien sind die 7 Bataillone Garde und 2 Kavallerie-Regimenter (Houschold troops). Kavallerie und Artillerie lassen ihre Pferde, letztere Waffe auch ihre Geschütze, zurück und übernehmen das Material von den heimkehrenden Truppenteilen. Bis jetzt, wo die Dienstzeit in England 6 Jahre beträgt und ein grofser Teil der Mannschaften mit dem 17. oder 18. Lebensjahre eintritt, in Indien aber ein Mann ohne Schädigung der Gesundheit nicht gut vor dem vollendeten neunzehnten Lebensjahre Dienst thun kann, beträgt die Zeit seines dortigen Aufenthalts nur 4 Jahre. Bedenkt man aber, dafs ein dortiger Infanterist bis zu seiner Landung in Indien dem Staate rund 2000 Mark gekostet hat, so ergiebt sich, dafs das System ein kostspieliges und für die englischen Colonialverhältnisse unbrauchbares zu nennen ist. Die Erfahrung lehrt, dafs Truppen erst nach längerem Aufenthalte in Indien sich den Anstrengungen des tropischen Klimas gewachsen zeigen. Ein Beispiel mag dieses erläutern. Das zweite Bataillon des 8. Regiments hatte die zwei Jahre seines Aufenthalts in Indien in einer der gesundesten Stationen des Landes, Bawalpindi, zugebracht. Bei Ausbruch des Afghanenkrieges 1878, wurde es der Kurum-Kolonne zugeteilt, mufste aber schon nach acht Tagen wieder ausscheiden, da es trotz der kleinen Märsche (130 km

Gesammtmarschleistung) und trotzdem keine Gefechte vorgefallen waren, anstatt 886 nur noch 336 Gewehre zählte. Fast gar keine Verluste hatte in dieser Periode das 72. Regiment gehabt, welches sich schon 8 Jahre in Indien befand. Anders aber auf dem Marsche von Kabul nach Kandahar, wo sich in diesem Regimente viele Rekruten befanden und aus diesem Grunde die Marschverluste dementsprechend gröfser waren.*)

Der Plan des jetzigen Kriegsministers Childers geht nun dahin, mit Rücksicht auf die indischen Verhältnisse das Minimaleintrittsalter von 17 auf 19, die Dienstzeit von 6 auf 7 Jahre und wenn sich der Mann im 7. Jahre in Indien befindet, aber auf 8 Jahre zu erhöhen. In gleichem Mafse wird nun die Zeit der Reservepflichtigkeit verringert.

Aus diesem Grunde ist, abgesehen von der Notwendigkeit der Ueberwachung der einheimischen Fürsten, nur ein Teil, ein Drittel, höchstens die Hälfte, der in Indien stehenden englischen Truppen zur Bildung einer Feldarmee verfügbar. Die englischen Bataillone oder Schwadronen bilden den Kern der Brigaden und verhalten sich zu den indischen Regimentern, wie die Lanzenspitze zum Schaft. Aus diesem Grunde werden Detachements, Marschsicherungen und Vorposten immer aus englischen und indischen Truppen kombiniert.

Hier mag die Frage Erledigung finden, wieviel europäische Truppen England in Indien zur Bildung einer Feldarmee verwenden kann. Wie oben entwickelt, vielleicht 20 bis 30 Bataillone, 5 Kavallerie-Regimenter, 10 reitende und 30 Feld-Batterien. In diesem Falle hätte von England aber ein Nachschub von 10 Bataillonen, 3 Kavallerie-Regimentern und 10 Batterien stattzufinden. Zum Transport dieser Truppen würden die 6 vorhandenen Transportschiffe nicht ausreichen (6211 tons Gehalt), man müfste dann noch eine gröfsere Zahl Privatschiffe mit einem Gesamttonnengehalt von 9—10000 tons chartern. Für diese Truppen wären auch die Pferde und Geschütze zu transportieren. Mehr europäische Truppen wird aber auch selbst eine Macht wie Russland in einer Invasions-Armee nicht verwenden können.

Von den in Indien garnisonierenden Bataillonen entfallen 32 auf Bengalen, 12 auf Bombay und 8 auf Madras. Jedes dieser Bataillone hat bei 8 Compagnien eine Stärke von 25 Offizieren und 886 Mann. In keinem Verhältnis hierzu steht der Trofs. Schon

*) Der Rede des Sir Frederic Roberts im Mansion House in London (Februar 1881) entnommen.

im Frieden werden einem Bataillon in Bengalen beim Garnisonwechsel zum Transportdienst 41 Elephanten und 280 Kameele überwiesen. Die Bagage der Offiziere, wenn auch das vorgeschriebene Mafs streng inne gehalten würde, ist immer eine recht bedeutende. Die drei Stabsoffiziere des Regiments dürfen an Bagage je 60 ko, die Hauptleute und Lieutenants je 40 ko und die Mannschaften je 15 ko mitnehmen. Hierzu kommt noch, dafs die englischen Truppen Zelte führen und zwar werden je elf Gemeine in einem Zelte untergebracht. Ferner hat ein jedes Bataillon zum Transporte der Verwundeten und Kranken für je 10 Mann der Kopfstärke ein Tragbrett mit 6 Trägern. Im Felde braucht ein Bataillon zum Transporte der Munition, des Zeltgeräths, des Schanzzeugs u. s. w. 350 Kameele. Von den 350 Kameelen des Bataillons tragen 11 das Schanzzeug, 8 die Reserve-Munition, 113 das Zeltgeräth, 8 die Kochgeschirre, 6 die Medicamente, 48 die Bagage, 156 Vorräthe und Ausrüstungsgegenstände. Aufserdem folgen dem Bataillon noch 600 Mann camp-followers. Jeder Offizier hat einen Burschen, je zwei Offiziere einen Extraburschen, für jedes Offizierpferd werden zwei Burschen gerechnet. Ferner für jedes Pferd einen Grasmäher und für je zehn Pferde einen eingeborenen Pferdepfleger und einen Wasserträger. Die Zahl der Holzfäller ist bei der oben gegebenen Zahl nicht mit eingerechnet, wohl aber die 480 Träger der Tragbretter.

Die in Indien garnisonirenden Kavallerieregimenter zählen nur drei Feld-Eskadrons, eine Eskadron ist von dem Regiment als Ersatz-Eskadron in England zurückgelassen. Aufgabe derselben ist, Rekruten anzuwerben, sie auszubilden und im Bedarfsfalle dem Regimente nachzuschicken. Von den 11 Kavallerie-Regimentern stehen sechs in Bengalen, drei in Madras und zwei in Bombay. Der Etat eines Regiments beträgt in Indien 25 Offiziere, 445 Mann und 436 Pferde. Im Frieden bedarf eine Eskadron zum Transportdienst 6—7 Elephanten und 66 Kameele. Die camp-followers haben eine Stärke von 750 Mann (436 allein Grasmäher und 55 eingeborene Pferdepfleger).

Die in Indien garnisonierende Artillerie hat eine Stärke von 12300 Mann, einschliefslich Offiziere, 7655 Pferde und 382 Geschütze und ist in 86 Batterien formirt. Von diesen 86 Batterien sind 15 reitende, 43 Feld- und 28 Festungsbatterien. Die reitenden Batterien haben einen Etat von 5 Offizieren, 157 Mann und 178 Pferden. Die Feldbatterien eine annähernd gleiche Mannschaftsstärke, doch eine geringere Pferdezahl (110). Die Festungsbatterien

zählen 5 Offiziere und 87 Mann. Von den reitenden Batterien stehen 11 in Bengalen und je 2 in Madras und Bombay, von den Feldbatterien 22 in Bengalen, 11 in Madras und 10 in Bombay. Die Batterien haben, wie bei uns, 6 Geschütze, werden aber von einem Major geführt. Von den Festungsbatterien stehen 15 in Bengalen, 7 in Madras und 6 in Bombay. Die Festungs-Artillerie hat die vielseitigsten Aufgaben zu erfüllen, sie hat Mannschaften an die Küstenbatterien, an den Belagerungspark und für die schweren Feldbatterien abzugeben, schliefslich hat sie sogar noch Gebirgsbatterien aufzustellen. Bislang wurden für eine gewisse Zeit einzelne Batterien als Gebirgsbatterien formirt, im verflossenen Jahre wurde aber bestimmt, dafs in jeder Präsidentschaft mehrere Gebirgsbatterien aufzustellen wären, die während ihres ganzen Aufenthalts in Indien auch Gebirgsbatterien bleiben sollten. Offiziere, die sich zu diesen Batterien meldeten, sollen körperlich zum Gebirgskrieg geeignet sein, gut reiten können und mehrere einheimische Sprachen beherrschen. Sie werden auf einer besonderen Liste geführt und nur auf ihren Wunsch oder bei Beförderung zum Oberst von derselben gestrichen. Kehrt die Batterie nach England zurück, so treten sämtliche Offiziere und diejenigen Unteroffiziere und Mannschaften, die bei einer Gebirgsbatterie weiter dienen wollen, zu der ablösenden Batterie über. Der Etat einer Gebirgsbatterie ist 5 Offiziere, 97 Mann, 5 Ponies und 178 Maultiere. Angaben über das englische Geschützmaterial hier einzuflechten, würde nutzlos sein, da bekanntlich sich zur Zeit eine Aenderung im System vollzieht. Es mag nur erwähnt werden, dafs das Gebirgsgeschütz ein äufserst wirksamer, siebenpfündiger (wirkliches Geschofsgewicht) Vorderlader, dessen Rohr zum Auseinanderschrauben eingerichtet ist. Bislang wurden in Madras und Bombay je eine und in Bengalen zwei Gebirgsbatterien aufgestellt. Ferner wurden in Bengalen zwei, in den andern beiden Präsidentschaften je eine schwere Feldbatterie aufgestellt, die von Elephanten, nur in Madras von Ochsen gezogen wird. Diese Batterien führen vier schwere Armstrong'sche Hinterlader (Vierzigpfünder, entsprechen unserem früheren Vierundzwanzig Pfünder) und vier Mörser von 13 und 20 cm Kaliber. Alle Versuche, die Elephanten ans Geschützfeuer zu gewöhnen, sind gescheitert, und so hat man sich denn entschlossen, jeder Batterie 300 Ochsen zuzuteilen, die beim Beginn des Gefechts eingespannt werden. Sämtliche Batterien haben die erste Wagenstaffel bespannt, und diejenigen Batterien, die voraussichtlich zuerst zur Thätigkeit kommen, haben auch die 2. Staffel mit Ochsen bespannt, sonst befinden sich die Fahrzeuge

zweiter Staffel in den Artilleriedepots. Die erste Staffel führt an Munition bei den Armstrong-Batterien 214 Schufs, bei den anderen Batterien 256 Schufs für jedes Geschütz mit sich. Eine schwere Feldbatterie hat für jeden Vierzigpfünder 122 Schufs, für jeden grofsen Mörser 108 Granaten und 4 Brandgranaten, für jeden kleinen Mörser 118 Granaten und 4 Brandgranaten. 90 Schufs sind für jedes Berggeschütz und 120 Schufs für jedes Geschütz der Eingeborenenbatterien bestimmt; weitere 1000 Schufs für jedes Geschütz befinden sich in den Artilleriedepots.

In Indien befanden sich zu Anfang des verfl. Jahres 374 Offiziere mit 210 Mann der Royal Engineers. Die Offiziere waren zum grofsen Teile der Abteilung für öffentliche Bauten, sowie dem topographischen Bureau überwiesen. Der Rest der Offiziere und die Unteroffiziere und Mannschaften sind auf die drei Präsidentschaften verteilt und bilden so den Stamm für im Notfall neu zu errichtende Pionier-Compagnien.

Hierbei ist noch eine Einrichtung zu erwähnen, die von der einen Seite das höchste Lob, von der andern aber den schärfsten Tadel erfahren hat, es ist das indische Staffcorps. Seine Entstehung verdankt dasfelbe dem grofsen Aufstande. Eine grofse Zahl Offiziere, die sich teils in Civilstellungen, teils bei den eingeborenen Regimentern befand, war damals zur Flucht genötigt und stellte sich dem General-Gouverneur von Indien zur Disposition. Der Gedanke, so ein Reservoir zu schaffen, aus dem der Bedarf an Offiziere für die eingeborenen Regimenter gedeckt werden könne, lag nahe. Nach Unterdrückung des Aufstandes wurde in jeder Präsidentschaft ein solches Reservoir geschaffen und ihm den Namen Staffcorps beigelegt, obwohl nur einem verschwindend kleinen Teile seiner Mitglieder wirkliche Generalstabsgeschäfte zufallen. Als Aufgabe desselben wurde bezeichnet, Offiziere für die eingeborenen Regimenter und Offiziere zur Uebernahme von Stellen in der Civilregierung und der Verwaltung abzugeben. Das Staffcorps ersetzt sich aus dem Offiziercorps der augenblicklich in Indien garnisonierenden englischen Regimenter und haben die Einzelnen die Wahl zwischen dem Uebertritt zur Verwaltung und dem Dienst bei der Truppe. Diejenigen, die sich für letzteres entscheiden, haben weniger Aussicht auf Anstellung im Civildienst, aber man hoffte durch erhöhtes Gehalt, dauernde Kommandierung zu den Regimentern und manche andere Vorteile den Dienst bei der Truppe angenehmer zu machen. Ein jetzt noch in Kraft stehendes Regulativ vom Jahre 1866 regelt Eintritt, Beförderung und Pensionierung. Der Eintritt

in das Staffcorps hängt von dem Ausfall eines Examens in Hindustani ab (Cower-standard), ist dasselbe bestanden, so wird der Offfzier zur Dienstleistung (probation) zu einem eingeborenen Regimente kommandiert. Je nach dem Qualifikationsbericht des Regimentskommandeurs wird er entweder zu seinem Regimente zurückgeschickt oder zu einem zweiten Examen in den Sprachen der Provinz, in der er angestellt zu sein wünscht, einberufen. Ist auch dieses Examen bestanden, dann 'wird erst der Offizier definitiv in das Staffcorps eingereiht und scheidet völlig aus seinem früheren Regimente aus. Die Zahl der Offiziere im Staffcorps ist unbeschränkt, und betrug im Jahre 1880 2500, hiervon hatten sich 1262, gebraucht wurden nur 1246, für den Dienst bei den Regimentern, 182 für den Dienst bei der Verwaltung der Armee entschieden. Nur 178 Offiziere waren bei den Stäben beschäftigt, während 886 Offiziere die Civilcarriere eingeschlagen hatten. Als ein schwerwiegender Nachteil des Staffcorps gilt, dafs die Beförderung nicht von den Leistungen, sondern nur von der Länge der Dienstzeit abhängig gemacht ist, die natürliche Folge, dafs Streben und Ehrgeiz erstickt wird, kann nicht ausbleiben. Der Lieutenant wird nach 12 Jahren zum Hauptmann, dieser nach 20 Jahren zum Major befördert. Nach sechsundzwanzigjähriger Dienstzeit wird der Major Oberstlieutenant und dieser nach 31 Jahren Oberst. Nach achtunddreifsigjährigem Aufenthalte in Indien kann der Oberst mit seinem Gehalte nach England zurückkehren und wird bei eintretender Vakanz zum General befördert. Die Pensionsverhältnisse sind als recht günstige zu bezeichnen, nach zwanzigjähriger Dienstzeit, also in einem Lebensalter von 38 bis 40 Jahren beträgt die Pension 3800 Mark und steigt nach achtunddreifsigjähriger Dienstzeit bis zu 15000 Mark. Im Jahre 1875 bezogen 203 Obersten diese höchste Pension, was die Summe von 3000000 Mark repräsentiert, doch soll dieselbe im Jahre 1890 unter Beibehalt des jetzigen Systems nach angestellten Berechnungen die Höhe von 20000000 Mark erreichen. Das Bestreben der indischen Regierung geht nun dahin, dieses dem Budget sehr zur Last fallende Pensionsgesetz entsprechend zu modifizieren, und hofft man durch Kapitalisierung der Pension ein früheres Verlassen der Armee seitens einiger Offiziere herbeizuführen.

(Schlufs folgt.)

XIV.

Über die Entwickelung der heutigen Kriegführung.

Kein Gebiet menschlichen Könnens ist im Laufe der Zeit solchen veränderten Anforderungen unterworfen gewesen als die Kriegskunst. Der Grund hiervon liegt in der vollständigen Abhängigkeit des Feldherrn von dem Stoff, den er beherrschen, von den Erscheinungen, denen er entgegentreten, die er verstehen und überwinden soll.

Der Stoff freilich ist stets derselbe: die Streitkräfte eines Staates, also Menschen; sehr verschieden dagegen der kriegerische Geist der Heere, ihre Bewaffnung, Ausbildung und Führung. Im Altertum — der Taktik des Nahkampfes — spielten die moralischen Faktoren eine noch gröfsere Rolle als heutzutage. Alexander d. Gr., Scipio, Caesar, Sulla, sie Alle verdanken ihre Siege in erster Linie dem ausgezeichneten Geiste ihrer Truppen, geradeso wie auch bei Marathon die Tapferkeit der Athener den Ausschlag gegeben hatte; Bewaffnung, Ausbildung und Führung der Truppen kommen hier weniger in Betracht.

In der neueren Zeit — seit Einführung der Feuerwaffen — sind die unzähligen Heere in Bezug auf Bewaffnung und Ausbildung — Faktoren die an Bedeutung gewonnen haben — unter sich nicht sehr verschieden. Um so mehr tritt die Begabung der leitenden Persönlichkeiten in den Vordergrund.

Gustav Adolf, Carl XII., Friedrich II.

Wodurch haben diese Männer ihre taktischen Siege errungen?

Napoleon sagt: »Gustav Adolf hat gesiegt durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen, die Organisation und Unerschrockenheit seiner Truppen.« — Bülow sagt: »Carl XII. hat durch seine bewundernswerte Kühnheit« — Clausewitz endlich sagt: »Friedrich der Grofse hat durch sein auf Ueberlegenheit in der Bewegung basiertes System taktisch gesiegt.« —

Liegt vielleicht die Gröfse des Genies ausschliefslich in dem Mittel, dessen es sich zum Siege bedient, oder nicht vielmehr darin, dafs es seinen Gegner richtig beurteilend überhaupt ein solches zu finden in der Lage ist?

In den ersten beiden schlesischen Kriegen wird Friedrich dem Grofsen der Sieg noch verhältnifsmäfsig leicht, da seine Armee, vor allem die Infanterie, der feindlichen überlegen ist; im 7jährigen Kriege fällt dieser Vorteil allmälig weg; es bleibt ihm aber noch die überlegene Ausbildung seiner Kavallerie, durch die er die Schlachten von Rossbach, Leuthen und Zorndorf gewinnt. Stellen wir uns auf einen höheren Standpunkt und untersuchen, wodurch sich der König in diesen Schlachten die günstige taktische Situation geschaffen hat, so erkennen wir sofort, dafs diese nur durch rasches unvermutetes Erscheinen an dem entscheidenden Punkte, also durch die gröfsere Beweglichkeit seiner Armee erreicht wurde. Sein Mittel zum taktischen Sieg lag in der Idee der Ueberraschung. Der Feind sollte plötzlich an seiner empfindlichsten Stelle, der Flanke, mit Ueberlegenheit angefallen und über den Haufen geworfen werden. Wie wurde diese Idee von den Nachfolgern des grofsen Königs verstanden? Man hatte sie nicht erkannt, sondern hielt sich krampfhaft an die Form, die taktische Form, welche die Idee repräsentierte; dies war die schiefe Schlachtordnung. In dieser glaubte man für alle Zeiten ein Arkanum des Sieges gefunden zu haben, ohne sich die Bedingungen klar zu machen, unter welchen dies überhaupt nur möglich war, nämlich dafs man, wie der König, in der raschen Beweglichkeit dem Feinde überlegen, und dafs auch die sonstigen den Krieg bestimmenden Faktoren die gleichen bleiben würden wie bisher.

Diese Täuschung sollte sich schwer rächen. Der bairische Erbfolgekrieg, sowie der Feldzug nach Holland 1787 liefen ohne ernsthafte Gefechte ab. Da entwickelte sich 1789 jene unheimliche Explosion in Frankreich, welche auch für die Kriegführung von den unberechenbarsten Folgen sein sollte.

Preufsen stellte an die Spitze des deutschen Invasionsheeres einen bewährten Feldherrn aus der Schule Friedrich's, den Herzog von Braunschweig. Derselbe handelte ganz im Sinn der Kriegstheoretiker jener Zeit d. h. er vermied eine blutige Entscheidung, suchte vielmehr die französische Armee kunstvoll aus dem Argonnerwald herauszumanövrieren, selbst auf die Gefahr hin, dafs sie intact entkommen sollte. Bei Valmy bot sich der Sieg in entscheidendster Form. Der Herzog griff aber nicht an, obwohl es der König angeordnet hatte, und stürzte dadurch die Armee in's Verderben. —

Der Feldzug von 1792 ist in Folge des Festhaltens an einer veralteten Kriegführung gescheitert, deren Existenzberechtigung nicht

mehr vorlag, da ein einziger Faktor den Krieg vollständig verändert hatte: er war auf Seite des Gegners zur Volkssache geworden. —

4 Jahre später sollte in Italien die Kriegskunst neu geboren werden, ein jugendlicher französischer General führt dort eine verwahrloste, an Allem Mangel leidende Armee unter hinweis auf Beute und Ruhm gegen die Heere Oestreich's und Sardinien's. Er manövriert nicht auf ihre Verbindungslinien und Magazine, sondern greift sie direkt und mit einer nie dagewesenen Kühnheit an.

Die Augen Europa's richteten sich auf den General Bonaparte, der mit schlecht ausgebildeten und ausgerüsteten Truppen, bei Lodi, Arcole und Ricoli siegte, in kurzer Zeit die italienischen Kleinstaaten und das mächtige Oestreich zum Frieden zwang. Wie konnte er es wagen, so ohne Weiteres die bisherigen Grundsätze der Basis aufzugeben; so ganz ohne Magazine geradezu auf den Feind loszugehen und ihn zu schlagen? Die Meinungen der Kriegstheoretiker über diese wunderbaren Erscheinungen waren geteilt: die Einen sahen in den Erfolgen der Revolutionsheere nur die Beweise von groben Fehlern auf Seite der Gegner; die neue Taktik der Franzosen: das Kämpfen in Schwärmen, Vorstofsen mit Kolonnen schien ihnen Entartung und Verwilderung, ein Rückschritt der Kriegskunst. Ueber Bonaparte selbst zuckte man die Achseln, indem man sagte: er habe ungemein viel Glück gehabt, wobei denn durchschimmert, dafs dieses Glück auch wohl unverdient sein könne. Im Hintergrund steht unausgesprochen der Gedanke, dafs man über Bonaparte's wirkliche militärische Bedeutung wohl erst dann urteilen könne, wenn er einem gewiegten Feldherrn, etwa dem Herzog von Braunschweig würde gegenübergestanden haben. Ein anderer Teil erging sich in schwärmerischer Bewunderung Bonaparte's; es sei ein Genie, das sich Manches erlauben dürfe, was für einen anderen Feldherrn ein Wagestück sei. Diese Richtung schliefst also das Genie von der Regel aus, während gerade Clausewitz zuerst die Behauptung aufstellt: das was das Genie thut, ist die schönste Regel.

Weder der meisterhafte Feldzug von 1796 noch derjenige der Reserve-Armee von 1800 war geeignet, den denkenden Militärs aufserhalb Frankreichs die Augen zu öffnen. Schon die Einleitung zum italienischen Feldzug im Jahr 1800 sprach allen bisherigen Grundsätzen der Offensive Hohn: Napoleon verläfst seine Operationsbasis in der Provence, umgeht die Oesterreicher in der rechten Flanke und rückt von Wallis aus über den grofsen St. Bernhardt in Italien ein.

Es bedurfte der grofsen Schläge von 1805 und 1806, um die Anforderungen welche der neue Krieg an Staat und Führung stellte, klar vor Augen zu legen. Die Capitulation Mack's in Ulm und die Schlacht bei Austerlitz zeigten nun auch in Deutschland, worauf es Bonaparte ankam: Vorführung aller Kräfte direkt auf die feindliche Armee, Vernichtung derselben durch die Schlacht, energische Verfolgung behufs Ausnutzung des Sieges; mit einem Wort: rasches Niederwerfen des Gegners.

Der unglückliche Feldzug von 1806 erweckt Erinnerungen an die Zeit Friedrich d. Gr. Als bei Saalfeld, Jena und Auerstädt die preufsischen Führer sämtlich mit der schiefen Schlachtordnung Friedrichs d. Gr. sich in den Schlund des Verderbens stürzten, war dies, wie Clausewitz sagt, nicht blos eine Manier, die sich überlebt hatte, sondern die entschiedenste Geistesarmut, zu der je der Methodismus geführt hat, mit welcher sie es zu Stande brachten, die Hohenlohe'sche Armee zu Grunde zu richten, wie nie eine Armee auf dem Schlachtfelde selbst zu Grunde gerichtet worden ist.

Im Jahr 1808 zeigt sich zum ersten Male auf Seiten der Gegner Bonaparte's eine Reaktion: in Spanien erhebt sich das Volk gegen die Franzosen und vertreibt sie allmälig von ihrem Boden. Das war der erste Erfolg von Nationalbewaffnung auf dieser Seite. Bonaparte wirft 1809 Oesterreich zum 2. Mal nieder; seine Methode ist immer dieselbe: Rasche Versammlung seiner Streitkräfte, überraschendes Herfallen über den noch nicht versammelten Feind; Schlagen der einzelnen Teile desselben; Vorrücken auf die feindliche Hauptstadt. Wien kapituliert, aber die feindliche Armee ist noch nicht vernichtet oder entscheidend geschlagen: dies erfolgt nach dem Echec von Aspern bei Wagram. —

Der russische Feldzug von 1812 erscheint uns als die grofsartigste Leistung Bonaparte's. Gestützt auf eine Basis von der Ostsee bis zu den Karpathen, beide Flanken durch Reserve-Corps gedeckt, auf nur einer einzigen Operationslinie vorrückend, sucht Bonaparte auch hier wieder zuerst die feindliche Armee zu schlagen. Dies gelingt ihm nur unvollständig bei Borodino. Das 2. Ziel ist: Besitz der feindlichen Hauptstadt. Er nimmt Moskau, in der Hoffnung, jetzt den Frieden zu erlangen, 20 Tage unterhandelt er deshalb mit Kaiser Alexander, der ihn indefs standhaft verweigert. In dieser standhaften Weigerung des russischen Kaisers, Frieden zu schliefsen, mufs der Hauptgrund des Scheiterns und der Katastrophe von 1812 gefunden werden. Der Moment der Vergeltung war gekommen: Preufsen und Oesterreich erhoben sich, um Frankreich mit denselben

Mitteln zu bekämpfen, mit denen sie von ihm niedergeworfen waren. Das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht erweckt im preufsischen Volk eine Begeisterung, die dem französischen Kaiser verderblich werden sollte. Man hatte das Wesen des neuen durch die französische Revolution geschaffenen Krieges erkannt und war bereit, seinen Urheber damit selbst zu vernichten.

Worin bestand nun dieses neue Wesen der Kriegführung, von dem Clausewitz sagt: »Der Krieg habe unter Bonaparte seine absolute Gestalt angenommen«, wodurch wurde es hervorgerufen und weshalb tragen die früheren Kriege diesen Charakter nicht?

Um den Clausewitz'schen Ausspruch richtig zu verstehen, erscheint es nötig, seiner Theorie über das Wesen des Krieges etwas näher zu treten.

Clausewitz vergleicht 2 kriegführende Staaten mit 2 Menschen, von denen der Eine an den Andern eine Forderung gestellt hat, die dieser gutwillig nicht erfüllen will. Es wird hin und her debattiert ohne Resultat, die Leidenschaft gesellt sich auf der einen und bald auch auf der andern Seite dazu, der Fordernde schreitet zu Gewaltmafsregeln, es entsteht ein Ringkampf, wobei Jeder versucht, den Andern zu Boden zu werfen. Gelingt dieses dem Einen, so hat er seinen Zweck erreicht: sein Gegner mufs sich, wenn er der Angriffene war — dem Willen des Angreifers fügen, im andern Fall von seiner Forderung zurückstehen. — Denken wir uns nun an Stelle der ringenden Menschen 2 Völker, so haben wir damit nach Clausewitz den absoluten Krieg vor uns, der sich von Seiten der beiden Kriegführenden in dem unbedingten Streben kundgibt, den Gegner mit allen zu Gebote stehenden Mitteln in der kürzesten Zeit zu Boden zu werfen. — Das Motiv des Krieges ist also die Forderung des einen Staats an den andern, welche dieser nicht erfüllen will. Diese Forderung nennt Clausewitz den politischen Zweck des Krieges, den höchsten Gesichtspunkt oder das bestimmende Element für die Kriegführung: wir sagen heute die Politik. Das Mittel zur Erreichung des politischen Zwecks ist die militärische Niederwerfung des Gegners d. h. der Kampf. Als leitendes Element treten alsdann noch die Leidenschaften auf allen Seiten hinzu, moralische Faktoren, die sich in Begeisterung, Hafs oder Schrecken äufsern. —

Spielt sich also ein Krieg nach Art der beiden Ringkämpfer ab, so heifst diese Form: absolut d. h. losgelöst von jeglichen Fesseln, die ihr anliegen könnten, oder auch: unbedingt d. h. durch keinerlei Bedingungen eingeschränkt. Clausewitz sagt nun,

dafs der Krieg diese absolute Form zum ersten Mal unter Bonaparte angenommen habe, dafs dieser den Krieg in seiner absoluten Vollkommenheit dargestellt, weil er sich aller vorhandenen Mittel, des ganzen wehrhaften Volkes der Franzosen bediente, weil er diese Massen mit grofser Energie nach dem Ziele dirigierte, welches ihm die Niederwerfung des Gegners am sichersten darbot, und hierbei alle Fesseln durch Magazine, Trains und die taktische Form, wie sie früher der Kriegführung eigen waren, abstreifte und weil er endlich der Entscheidung auf dem Schlachtfelde die Ausnutzung des Sieges durch energische Verfolgung folgen liefs.

Hierin liegt die grofse Bedeutung Napoleon's für die Kriegführung. Wir fragen nun mit Recht: weshalb tragen alle früheren Kriege nicht diesen Charakter, weshalb finden wir nirgends in der früheren Geschichte diese Teilnahme der Völker am Staatsinteresse, verbunden mit den raschen Bewegungen, dem Streben nach blutiger Entscheidung, dieser Kühnheit des Feldherrn, wie bei Bonaparte, mit einem Worte: diese Energie der Kriegführung?

Clausewitz antwortet: Weil die Kriege immer im Geiste ihrer Zeit geführt wurden, weil die Kriegführung von den politischen und socialen Verhältnissen der Staaten abhängig ist, weil ihr durch alle diese Interessen mehr oder weniger Fesseln angelegt waren, die durch die französische Revolution mit einem Male abgestreift wurden.

Werfen wir einen Blick auf die früheren Kriege, versuchen wir ihren Charakter aus den Verhältnissen der Völker, die Fesseln der Kriegführung aus Zeit und Umständen zu erklären.

1. Völker auf sehr niedriger Kulturstufe, wie die Scythen im Altertum, die Hunnen und Mongolen im Mittelalter, führen Krieg, indem sie mit Weib und Kind ausziehen; ihre Streitmittel sind ungeheuer: das ganze Volk. Ihr politischer Zweck — wenn man bei ihnen von einem solchen überhaupt reden kann, und nicht vielmehr von Instinkt, der die Massen leitete — ist das Suchen neuer Wohnsitze; das militärische Mittel zur Erreichung dieses Zwecks: Vertreibung des Gegners. Sie suchen den Kampf, die blutige Entscheidung, kennen keine Fesseln durch Verpflegungseinrichtungen, da sie Alles auf ihren Pferden mitschleppen und nach Bedarf rauben. Ihre Kriegführung kommt der absoluten sehr nahe, es fehlt nur ein Faktor: der Feldherr, der im Stande ist, die Massen nach einheitlichem Plan zu leiten. Um einen solchen hervorzubringen, dazu gehört aber, wie Clausewitz sagt, eine Entwicklung der Verstandeskräfte, wie sie ein rohes Volk nicht haben kann. —

2. Die griechischen Republiken glänzen in der ersten Zeit durch den kriegerischen Geits ihrer Bürger: Wir sehen hier Volksbewaffnungen, sowie es der Staat fordert. Mit kleinen Heeren von Bürgermilizen zieht Athen, Sparta und Theben aus. Operationsobjekt sind einzelne Städte; der militärische Zweck beschränkt sie z. B. im peloponnesischen Kriege darauf, das flache Land des Gegners zu verwüsten. Verpflegung macht keine Schwierigkeit, da die Heere sehr klein sind und wenig Reiterei haben; man raubt und plündert, was nötig ist. Die Kriegführung gestattet der Kleinheit der Verhältnisse halber keinen Raum zu absoluter Entwickelung.

3. Zur Zeit der Perserkriege sehen wir zum ersten Male ungeheure Heere, militärisch organisiert, unter einheitlichem Befehl auftreten. Xerxes überschwemmt mit einer Million Streiter die Balkanhalbinsel. Die Zahl kommt den heutigen Heeren gleich, nicht aber der Geist, der die Massen beseelt. Sie folgen fast unbewufst, der Notwendigkeit gehorchend, von innerer Begeisterung keine Spur. Mit willenlosen Werkzeugen ist keine absolute Kriegführung denkbar.

4. Alexander der Gr. begründet sein Weltreich vermittelst seines ausgezeichneten Heeres und seiner grofsartigen Persönlichkeit; aber sein Heer ist nur klein, dafür repräsentiert es durch seinen vorzüglichen Geist das Zehnfache der Zahl. Seine Bewegungen sind sehr rasch; wir wissen z. B. dafs er zur Verfolgung des Darius mit seiner Reiterei 5 Tage lang täglich 10 Meilen machte. Seine Truppen sind keine Söldner oder Milizen, wie die Griechen, sondern eine Art stehendes Volksheer, das im Frieden vorgebildet war. Es sind hier alle Vorbedingungen einer absoluten Kriegführung vorhanden. Alexander's Kriegszüge zeigen aber nicht jenes rastlose Vorschreiten im Grofsen, das nicht eher ruht, als bis der Gegner vernichtet am Boden liegt. Alexander rückt erst nach Syrien und Aegypten, bevor er das persische Heer bei Arbela ganz zertrümmert, wie es scheint um sich durch Bezwingung der reichen Seefestungen am Mittelmeer gehörig zu basieren, vielleicht auch weil ihm Zeitgewinn vorteilhaft schien und er seines Erfolges sicher war.

5. Die römischen Heere sind wie die griechischen, zu Anfang Bürgermilizen, später Söldner. Ihr Geist ist vortrefflich, ebenso ihre Ausbildung. Die punischen Kriege zeigen uns die römische Kriegführung im hellsten Lichte. Wer bewundert nicht die geniale Idee, Carthago im 2. punischen Kriege auf seinem eigenen Gebiet anzugreifen, während Hannibal siegreich in Italien stand? Wir sehen hier zum ersten Male den Gedanken einer aktiven Defensive verwirklicht. Hannibal hatte trotz Cannae nicht gewagt, Rom selbst

anzugreifen, wohl weil er sich zu schwach fühlte; zudem hatte er Söldner, die wenn auch römisch bewaffnet und ausexerziert, lange nicht den militärischen Geist der Römer hatten. Carthago macht nicht die äufsersten Anstrengungen, um seinen Zweck zu erreichen; dies lähmt Hannibal's Kriegführung und rettet Rom. In der späteren Zeit sendet Rom starke Heere nach Spanien, Gallien, Griechenland und Asien, unbehindert durch Magazine — der römische Soldat trug Lebensmittel und Zelt selbst — in der Hand tüchtiger Führer, liefs sich der Krieg mit grofser Energie führen. Trotzdem trägt die Kriegführung keinen absoluten Charakter: Rom war seit Carthago's Fall allzu mächtig geworden. Das Volk hatte sich vom Heeresdienst ganz zurückgezogen, um diesen dem bezahlten Proletariat zu überlassen. Die erste Bedingung des absoluten Krieges: Teilnahme des ganzen Volkes, war nicht vorhanden.

6. Wir betreten das Mittelalter, die Zeit der Lehensheere. Der lockere Staatsverband, die schwache Centralgewalt bewirken, dafs Nationalkriege fast ganz aufhören: an ihre Stelle treten Kämpfe der einzelnen Lehensherrn und Vasallen unter einander; Bewaffnung und Taktik waren auf das Faustrecht, den Kampf der Einzelnen gegründet. Operationsobjekt bilden wie im alten Griechenland nicht die personellen Streitkräfte des Feindes, sondern die Wohnsitze desselben: die Burgen. Man treibt sich gegenseitig die Heerden weg, verbrennt die Burg des Gegners und zieht wieder nach Hause. Die Zahl der Kämpfenden war sehr klein, die Kriege sehr kurz. Aus all' dem ergiebt sich: Geringe Interessenverletzung, geringe Mittel, kleine Zwecke, geringe Energie: eines folgt logisch aus dem andern. Der Krieg, dieses rohe Element der Gewalt, hatte sich gleichsam wie der Staat des Mittelalters zersplittert; er sollte indefs seine wahre Natur noch mehr einbüfsen.

7. Aus dem Lehensstaat treten wie üppige Blüten die Handelsstädte aus kleinen Republiken hervor; ihr Dasein war auf Handel und friedlichen Verkehr begründet. Den Schutz dieser Interessen überliefs man daher Söldnern, die nur für kurze Zeit gemietet wurden, wie das einst in Carthago geschah. So entstanden die berühmten Condottieri. Diese Kriegsheere waren sehr kostbar, daher sehr klein. Der Zweck, den sich die Führer stellten, war nicht der wirkliche, sondern der Scheinsieg. Die Schlacht war für sie ein Virtuosenstück, bei dem es darauf ankam, durch geschickte Schachzüge den Gegner dahin zu bringen, dafs er genötigt wurde, sich unter ungünstigen Umständen zum Treffen zu stellen. Hatte man dies erreicht, so erfolgte ein Scheingefecht, bei dem

wo möglich gar kein Blut vergossen wurde, wohl aber Gefangene gemacht, und zwar solche die im Stande waren ein gutes Lösegeld zu bezahlen.

Der Krieg war reine Spiegelfechterei geworden, die Kriegskunst zum Handwerk herabgesunken. Gerade wie im alten Rom und Griechenland, so bedeutete auch im Mittelalter die Loslösung der kriegerischen Elemente vom Volk, indem man sich eines besondern Instruments zum Kriegführen bediente, eine Aenderung der Kriegführung, eine neue Gestalt des Krieges.

Solange der dorische Spartiat, der macedonische Bauer, der römische Bürger ihre Brust selbst dem Feinde entgegenzuwerfen bereit waren, liefs sich in der Hand eines Leonidas, Alexander und Scipio mit diesen aus dem Volk hervorgegangenen und von nationaler Begeisterung getragenen Massen eine Kriegführung ermöglichen, in welcher der höchste Opfermut, die höchste Energie entfaltet werden konnte. Das ganze Volk war mit seiner Teilnahme bei der Sache, die Streitmittel konnten jederzeit leicht aus ihm ergänzt werden; das Interesse Aller wurde von Allen gewahrt.

Nachdem aber materieller Wohlstand, Luxus und Verweichlichung das Interesse vom Staate zurück, und das eigene in den Vordergrund gedrängt hatte, nahm man Söldner in Dienst, die im Kriegführen ihren Beruf, ihre materielle Existenz fanden. So wie früher in Griechenland und Rom, so war jetzt auch im Mittelalter aus dem von idealer Kraft getragenen Volksheer ein auf realer Basis — dem Geldkasten der Regierungen — gegründetes Soldheer geworden. Die Condottieri mit ihren auf kurze Zeit gemieteten Heeren erhielten sich bis zum 30jährigen Kriege; von da an bestehen die stehenden Soldheere. Sie waren die Folge eines inzwischen vor sich gegangenen staatlichen Umwandlungs-Prozesses: Aus den Lehensstaaten hatten sich nämlich allmälig Nationalstaaten entwickelt; der Staatsverband war enger, die Centralgewalt stärker geworden.

Niemals hat es eine Zeit gegeben, wo sich Regierung und Volk als so getrennte Einheiten gegenübergestanden haben, wie in der 2. Hälfte des 17. und im 18. Jahrhundert. Ueberall waren mehr oder minder absolute Monarchien entstanden. Das Heer konnte von seinem Fürsten sorgfältig herangebildet werden; es schien, wie Clausewitz sagt, dahin gekommen, dafs ein unabhängiger Wille dem Kriege die seinem Begriff entsprechende Gestalt geben konnte. —

In der That treten in dieser Periode 3 neue Alexander auf: Gustav Adolf, Carl XII. und Friedrich d. Gr.

Gustav Adolf durchzieht mit grofser Schnelligkeit Deutschland und schlägt die kaiserlichen Heere in 2 blutigen Entscheidungsschlachten, Carl XII. entwickelt bei seiner Landung auf Seeland und bei seinen Feldzügen in Rufsland und Sachsen eine seltene strategische Kühnheit. Aber ihre Schöpfungen haben keine Dauer, weil Gustav Adolf bei Lützen fällt und Carl XII. nach dem Urteil Friedrich d. Gr. sein Talent nicht einer höheren Einsicht und Weisheit zu unterwerfen verstand. Die Feldzüge des Letzteren machen den Eindruck, als ob sie mehr von blinder Leidenschaft als von weiser Ueberlegung geleitet wären. —

Trotz des vorzüglichen Geistes, welchen die beiden Schwedenkönige ihrem Heere einhauchten, trotz ihrer persönlichen Energie und Kühnheit, trotz ihres Strebens, den Feind in blutiger Schlacht zu vernichten, trotz des Zuwachses an Kraft und Consequenz, den der Krieg unter ihnen nach langer Zeit wieder erlangte, konnte er doch den absoluten Grad der Energie nicht erreichen, weil er mit — Söldnern geführt wurde.

Das Volk, die Gesamtheit der Staatskörper, welches im Kriege bei den Tataren Alles, in Rom und Griechenland zu Anfang sehr viel gewesen, war in dieser Zeit Nichts; seine Interessen waren nicht identisch mit denen seiner Regierung. Der Krieg war ein blofses Geschäft der Kabinette geworden.

Es fällt uns heutzutage schwer, die zu begreifen; und doch waren diese Verhältnisse von so gewaltiger Wichtigkeit, dafs sie die Energie der Kriegführung in hohem Grade lähmten.

Die Heere waren kostbar, der einzelne Soldat war Wertobjekt, da er nicht blos eine grofse Summe Werbegeld, sondern auch ersparte Arbeit, die Mühe seiner Ausbildung repräsentierte. Eine Vermehrung des Heeres während des Krieges war aus diesem Grunde nicht angängig. Man hatte nur ein Heer in der bestimmten Stärke, war dieses in der Schlacht zertrümmert, so waren damit für den Augenblick die Streitkräfte eines Landes überhaupt erschöpft, man mufste sich zum Frieden entschliefsen. Dieser wichtige Umstand ist die Ursache, dafs wir im 17. und 18. Jahrhundert eine so grofse Vorsicht an die Stelle rücksichtsloser Kühnheit in der Kriegführung treten sehen. Nur wenn ein entschiedener Vorteil damit verknüpft war, setzt der Feldherr dieser Zeit sein Heer ein: einen solchen herbeizuführen, war also die gröfste Kunst. Unter dieser Fessel im Calcül erlangte aber auch eine rein materielle die gröfste Bedeutung: hatten die Lehensheere und die Landsknechte im 30jährigen Kriege ihren Unterhalt durch Rauben und Ausplündern

gefunden, so verbot jetzt das Interesse der Disciplin solche Ausschreitungen. Die Armee bildete nicht nur im Gefecht, sondern auch im Zustand der Ruhe einen festgeschlossenen Körper; es wurde im Freien unter Zelten gelagert, die Lebensmittel aus Magazinen der Armee nachgefahren. Diese Magazine, die ihrer Sicherheit halber in Festungen angelegt waren, bildeten natürlich die Existenz, den Lebensnerv jeder Armee.

Das Nachführen der Lebensmittel hatte aber sehr bald seine Grenze, wenn das Heer im Vorrücken war. Wollte man den Fuhrparks nicht zuviel zumuthen oder sie in's Ungeheure vergröfsern, so mufsten die Magazine der Armee folgen; die Anlage neuer Magazine konnte nur in einem befestigten Ort erfolgen und nahm viel Zeit weg; es ist daher klar, dafs dies auf die Bewegungen der Armee einen bedeutenden Einflufs ausübte.

Die Magazine beeinflufsten mit den Bewegungen zugleich die Kriegführung; dies trat ganz besonders bei Offensivkriegen hervor. Da man den Ausgang eines Gefechts als hauptsächlich vom Zufall abhängig ansah und es daher beiderseits scheute, in dem feindlichen Magazin aber ein Aequivalent fand, so bildet die Wegnahme eines solchen oder auch nur das Bedrohen der feindlichen Subsistenzlinien das Ziel der Operationen. An Stelle des feindlichen Heeres war das Magazin als Operationsobjekt getreten, an Stelle der blutigen Entscheidung das strategische Manöver. —

Der Kriegsplan im Grofsen beschäftigte sich bei der Kostbarkeit und Beschränktheit der Kriegsheere meist mit Eroberung einer feindlichen Provinz: der militärische Zweck fiel in diesem Fall mit dem politischen zusammen; der angegriffene Staat machte nur soviel Anstrengungen, als das begehrte Objekt Wert für ihn hatte. Die Feldzüge verstreichen gewöhnlich unter einer Belagerung und endigen mit dem Beziehen des Winterquartiers. So beschaffen war die Kriegführug im Allgemeinen zur Zeit Ludwig XIV., so war sie noch in den schlesischen und im 7jährigen Kriege auf Seite der Gegner Preufsen's.

Glänzend aber tritt aus der Menge der Feldherrn dieser Zeit Friedrich d. Gr. heraus. Mit einem kleinen vortrefflich vorgebildeten Heere erhebt sich der König über die Regel der Zeit. Gestützt auf die bessere Ausbildung und den Geist seiner Truppen, ein Meister in der Kunst, schnelle Märsche zu machen und seine Kolonnen zu entwickeln, verschmäht der König das strategische Manöver, sein Objekt ist vielmehr, wie das aller grofsen Feldherrn, die ihres Sieges sicher sind: die feindliche Armee. Solange ihm

die Chancen des Erfolges irgend günstig sind, sucht er das Gefecht und nur, wenn seine Mittel gegen die Uebermacht des Feindes erschöpft sind, führt er einen gezwungenen defensiven Positionskrieg.

Friedrich vereinigt in sich, wie Clausewitz so schön sagt, eine Energie der Kräfte und eine weise Mäfsigung in den vorgesetzten Zwecken, welche ein Spiel glänzender Schläge und vorsichtiger Zurückhaltung hervorbringen, die wir an ihm bewundern. Diese weise Mäfsigung im Stecken seines Ziels, wie sie sich so drastisch in den Jahren 1756, 57 und 58 zeigt, war in Anbetracht der geringen Mittel, über die er verfügte, gewifs sehr berechtigt. Wer möchte aber daran zweifeln, dafs Friedrich im Jahr 1757 falls er bei Colin gesiegt und die Oesterreicher in Prag gefangen genommen hätte, nicht sofort nach Wien gerückt und den Frieden diktiert hätte? Auch das Jahr 1758 beweist nur, wie sehr Friedrich die Entscheidung auf dem Schlachtfeld suchte. Denn was hatte die Belagerung von Olmütz für einen andern Zweck, als den Feldmarschall Daun, der ihm immer auswich, durch die Bedrohung dieser Festung herbeizuziehen und zur Schlacht zu nötigen? Was hätte Friedrich, wenn er über die Mittel Bonaparte's verfügt hätte, nicht Alles erreichen können? Er wäre vermöge der Tüchtigkeit seines Heeres, vermöge seines eigenen Genies, und da er als königlicher Feldherr die Fäden der Politik und des Krieges in seiner Hand vereinigte, im Stande gewesen, den Krieg zu jener absoluten Vollkommenheit zu gestalten, zu der ihn Bonaparte später geführt hat; es fehlten ihm aber dazu die grofsartigen Mittel, d. h. die Teilnahme des Volks und eine verhältnismäfsige Gröfse seines Landes.

Die Entfaltung der höchsten Energie, die rücksichtslos alle Streitkräfte des Volkes zusammenfafst, sie rastlos dem einen Ziel zuführt, welches Niederwerfung des Gegners lautet und nicht ruht, bis dieses erreicht ist: diese höchste Stufe der Kriegführung war Bonaparte nur möglich mit Hülfe einer staatlichen Umwälzung, die die Leidenschaften des französischen Volkes in solchem Grade zu erregen wufste, dafs es sich mit Begierde in eine Aktion stürzte, die ihm Entlastung und Beruhigung versprach: die französische Revolution.

Sie war das Werk einer Partei, das Mittel ihrer Herrschaft: Terrorismus; die Invasion von 1792 war mit Hülfe des alten Soldheeres und einiger Freiwilliger zurückgeschlagen: diese Heere, so schlecht sie waren, gewannen Selbstvertrauen und stärkten durch ihre Siege die machthabende Partei. Da trat 1793 die erste Koalition von fast ganz Europa gegen die französische Republik zusammen. Die Streitkräfte Frankreich's waren offenbar unzureichend für diesen

Kampf, man griff zu einem Mittel, welches, indem es alle unruhigen und widerstrebenden Köpfe an die Grenze führte, politisch und militärisch von gröfster Wirksamkeit war: die levée en masse, die ganze Nation sollte in den Krieg aufgehen; wer sich weigerte, verfiel als Feind des Vaterlandes der Guillotine. Diese Massen-Rekrutierung hatte Erfolg; mehr aus Angst vor dem Fallbeil als von Begeisterung getrieben fand man sich zusammen. Im Oktober 1793 erreichten die französischen Heere eine Gesammtstärke von 600000 Mann. Doch fehlten der Regierung die Mittel, solche Massen auszurüsten und zu verpflegen. Die revolutionäre Rücksichtslosigkeit schaffte aber bald Abhülfe. Der Krieg mufs den Krieg ernähren. Ohne an die Anlage von Magazinen zu denken, wurden die Heere über die Grenze getrieben und das Nötige durch Raub und Plünderung beigeschafft. Man war zur allgemeinen Wehrpflicht und als Konsequenz hiervon zum Requisitionssystem übergegangen. Nun fielen auch die übrigen Formen der systematischen Kriegführung. Um die Leistungsfähigkeit möglichst vieler Ortschaften bezüglich der Verpflegung auszunutzen, liefs man die Truppen auf mehreren Strafsen, also in breiter Front vorrücken. Diese Mafsregel bewährte sich auch insofern als man dadurch rascher vorwärts kam. Alle Fesseln der Bewegung waren beseitigt, auch der Train sehr vermindert, da man keine Zelte mitgenommen hatte.

Stellt man neben diese materiellen Erleichterungen noch die moralischen Triebfedern: leidenschaftliche Erregung, Furcht und Begeisterung, zumal nach Abweisung der Invasion von 1792, so wird es erklärlich, dafs allmälig bei den revolutionstrunkenen Massen ein recht kräftiger Offensivgeist Platz griff. War es möglich mit solchen Elementen einen schulgerechten Positionskrieg zu führen?

Die bisherigen Formen für Marsch und Ruhe hatte man bereits abgestreift: man ging in breiter Front vor und quartierte sich bei den Bürgern ein; auch im Gefecht liefs man der Natur freien Lauf; die mangelhaft oder gar nicht einexerzierten Truppen waren nur in regellosen Schwärmen oder dicken Kolonnen an den Feind zu bringen. So entwickelt sich die neue Taktik.

Ueberblicken wir den Vormarsch einer neuen französischen Armee im Grofsen, so treten uns erst die Schwierigkeiten vor Augen für den Führer, die getrennt vorrückenden Teile zu leiten und zum Gefecht zu vereinigen. Die einzelnen Divisionen — so nannte man die neugeschaffenen Heeresteile — waren durch Zuteilung von allen 3 Waffengattungen selbstständig gemacht, sie hatten also Lebenskraft gewonnen und bedurften nur einer starken

Hand, um zusammengehalten und einheitlich geleitet zu werden. In den ersten Jahren, so lange diese Hand nicht vorhanden war, zeigten sich auch mehr die Gefahren der neuen Kriegführung: Mangelhafte Leitung und Zersplitterung der Kräfte. Der Mann, der berufen war, die Erbschaft der Revolution anzutreten, sollte diese Mängel beseitigen und zugleich den Krieg in seiner absoluten Gestalt darstellen: Napoleon Bonaparte.

Die Bedeutung desfelben liegt weniger darin, dafs er schöpferisch in der Kriegskunst auftrat, als vielmehr darin, dafs er es verstand, mit klarem Blick die Mittel, die ihm die Revolution geboten, grofsartig zu verwerten.

Hatte Friedrich d. Gr. jeden Rekrut, den er seinem Lande ersparen konnte, sehr ängstlich nachgerechnet, war es sein Hauptziel, sein Heer, so weit es ging, auf Kosten des Auslandes stark zu halten, so war Napoleon solcher Sorgen glücklich überhoben. Das menschenreiche Frankreich bildete eine unversiegbare Quelle an Rekruten, selbst noch als 1798 die allg. Wehrpflicht aufgehoben und die Conscription mit Stellvertretung an ihre Stelle getreten war. Die Leidenschaften des Volks hatten sich gelegt, sobald das Fallbeil zu ruhen begann. Die Massen waren lauer geworden, Napoleon aber fand ein anderes Mittel, sie wieder zu entflammen: den Sieg seiner Waffen.

Das Geheimnis der napoleonischen Siege liegt in den Worten: Vereinigung einer überlegenen oder doch gleich starken Streitmacht zur Entscheidungsschlacht. Napoleon hat es verstanden, in allen seinen siegreichen Hauptschlachten mit Ausnahme von Dresden eine solche zu vereinigen; wo ihm dies nicht gelang, wie bei Leipzig, Brienne, Laon und Belle Alliance, erlag er.

Um die Kriege mit jener Energie zu führen, die in seiner Natur lag, bedurfte es noch einiger organischer Veränderungen und Schöpfungen innerhalb der Revolutionsheere. Dazu rechnen wir in erster Linie die Schöpfung neuer Schlachteinheiten: des Armee- und selbstständigen Kavallerie-Corps, in zweiter Linie die des Generalstabs. Eine einheitliche Leitung der getrennten Armee-Einheiten war nur möglich, wenn Napoleon ein Organ zur Einwirkung auf diese und zur Unterstützung der selbstständigen Unterführer schuf. Eine dritte Schöpfung sind die Proviantkolonnen für die Fälle, dafs man in ausgezehrten Gegenden operirte, sowie unmittelbar vor und nach der Schlacht. Endlich führte Napoleon noch das Lagern unter freiem Himmel ein für die unmittelbar am Feind befindlichen Truppen.

Niemals hat ein Feldherr unumschränkt über so reiche Streit-

mittel geboten wie Napoleon. Die Revolution hatte ihm die Teilnahme und mit ihr die Masse des Volks zugeführt, welches in leidenschaftlicher Erregung in den Krieg zog. Er war seit 1796 unabhängiger Feldherr, seit 1804 absoluter Monarch Frankreich's; seine großartigen Siege in fast ganz Europa konnten nicht verfehlen, sein ruhm- und ehrsüchtiges Volk mit einer gewissen Begeisterung zu erfüllen, die ihn zu immer neuen Kriegsthaten anspornte; mit einer so großen realen Macht, getragen von so idealer Kraft, mußte der Krieg in seiner Hand jene unbedingte vollkommene Gestalt annehmen, die Clausewitz die absolute nennt und die kein anderes Gesetz kennt als das ihrer innewohnenden Kraft.

Napoleon hat dieselbe reichlich benutzt: seinem Ideal Alexander d. Gr. nachjagend, stürzte er Thron um Thron und erstrebte die Universalmonarchie. Der Feldzug von 1812 bildet den Wendepunkt seines Schicksals: Zum ersten Mal gelingt es ihm nicht, die feindliche Armee entscheidend zu schlagen. Er sollte hier die Erfahrung machen, daß eine großartige, gigantische Idee sich nur mit ebensolchen materiellen Mitteln verwirklichen läßt.

Fassen wir den Charakter der Napoleonischen Kriegführung kurz zusammen: Der Krieg, der im 18. Jahrhundert gleichsam an der Kette lag, da er ausschließlich Sache der Kabinette, nicht der Völker war, erreichte unter Napoleon seinen absoluten Grad der Energie, weil er auf beiden Seiten durch Leidenschaft die Völker zur Teilnahme aufrief und hierdurch Kräfte in Bewegung setzte, die in der Hand eines unabhängigen kühnen Feldherrn das dankbar wirksamste Kriegsinstrument abgeben mußten. —

Das Wesen der absoluten Kriegführung ist also Aufbietung der ganzen Volkskraft, Vorführung derselben gegen den Schwerpunkt des Feindes d. h. der feindlichen Armee, Niederwerfung dieser in der Entscheidungsschlacht, Besitznahme der feindlichen Hauptstadt. Dies gilt heute wie damals.

Die allgemeine Wehrpflicht verbürgt heute auch ohne besondere Erregung der Leidenschaften in fast allen europäischen Staaten die Teilnahme des Einzelnen an dem Interesse des Ganzen, und umgekehrt sind heute die Nationen so fest in sich, daß für das verletzte Interesse des Einzelnen das Ganze eintritt, die Streitmittel sind größer als je zuvor. Der Krieg bedarf aber noch eines andern, ebenso wichtigen Faktors, um schnell und energisch zu Ende geführt zu werden: einer kräftigen Heeresleitung!

Das haben die Feldzüge 1866 und 1870/71 von Neuem auf das Glänzendste bewiesen.

XV.

Vier Briefe des österreichischen Lieutenant v. Mayr an einen kurkölnischen Hauptmann, 1759.

Den »Briefverkehr der Zeitgenossen« nannte der als emsiger Quellenforscher rühmlichst bekannte, zu Würzburg 1852 gestorbene Johann Ferdinand v. Huschberg vornan bei dem Hinweis auf Fundgruben für das Wissen vom siebenjährigen Kriege.*)

In Urschrift oder Abschrift sind militärisch-dienstliche oder civilamtliche Correspondenzstücke staatsarchivalisch aufbewahrt; ihr sehr hoher Wert für Feldzugsschilderungen steht aufser Frage. Demnächst empfehlen sich zu historiographischer Beachtung diejenigen ungefälschten Dienst- und Privatskripturen, welche in alten Familienpapieren pietätvoll oder zufällig aufbehalten wurden; aus solch vergilbten Blättern erhalten wir mancherlei willkommene Ergänzungen und Erläuterungen der offiziellen handschriftlichen Geschichtsquellen; namentlich aber findet man hier Aufschlüsse über — es sei gütigst der Ausdruck gestattet — das ewig Menschliche, d. h. Einblicke in die zu allen Zeiten und an allen Orten das Innere des Individuums bewegenden und erregenden Momente; Selbstportraits; jeweilige allgemeine Geistesströmungen; Fraktionsstimmen; kulturgeschichtliche Licht- und Schattenbilder; Kundgebung von Friktionen persönlicher oder sachlicher Art; u. A. m.

Obengenannte (in meinem Besitz befindliche) Privatbriefe entstammen aus einer wurmstichigen Truhe voll alter Zuschriften an einen während des 7 jährigen Krieges gegen den Preufsenkönig im Felde stehenden Freiherrn v. Kleist. Unterzeichnet sind jene 4 Briefe: »G. F. de Mayr, Lieutenant und Adjutant.«

Eine 1759 zu Halle verfafste Lebensschilderung des 42jährig am 3. Januar 1759 im Winterquartier Plauen gestorbenen preufsischen Freibataillonschefs Generalmajor v. Mayr besagt, dafs dessen 1758

*) Vgl. Vorwort, S. 1 in Huschberg's „1756, 1757, 1758“; aus dessen Nachlafs herausgegeben vom Leipziger Geschichtsprofessor Dr. Wuttke, Leipzig 1856.

niedergeschriebenes Testament zu Erbansprüchen berechtige eine Tochter und einen Sohn, »der eine geringe Kriegsbedienung bei den österreichischen Kriegsvölkern bekleiden soll.« An anderem Ort wird nebenbei berichtet, dafs der Verstorbene im Jahre 1754 »Frau und Kinder« gehabt habe. Den hohen Grad seiner kriegerischen Leistungsfähigkeit würdigten des grofsen Königs Bruder Heinrich und der Kriegsherr Selbst, in druckschriftlich bekannten Briefen, d. d. Dresden 8. Jan. 1759 und Breslau d. 11. Jan. d. J.

Bis zu welcher Rangstufe der österreichische Lieutenant v. Mayr gelangte in der Soldatenlaufbahn, ist uns unbekannt. Wie sein Vater, so war auch er wissenschaftlich wohlgeschult, ein offener Kopf, ein beharrlicher Bücherfreund, aber nimmer ein »Duckmäuser.«

Im ersten Briefe »aus dem Lager von Forchheim 2. Juni 1759« wird vorweg erkennbar dieses jungen Offiziers zartbesaitetes Freundesherz. »Als ich die Ehre hatte, bei meinem General mit Ihnen in engerem Verkehr zu sein, bethätigten Sie mir Ihre gütigen Gesinnungen. Dies veranlafst mich, auch schriftlich meine Anhänglichkeit zu erneuen, die ich Ihnen mündlich zu versichern so frei war und nur mit meinem Leben erlöschen wird.« — — »Ihr Herr Bruder [kurkölnischer Oberst] ist die Hauptursach der grausamen Trennung; aber das Verhindern seiner Absichten wäre Ihnen nicht schwer geworden, da alle Minister Ihres Hofes zu Ihren nahen Freunden gehören. Ich hoffe, dafs Sie als Biedermann Ihr Wort halten, d. h. alles Denkbare thun, um baldmöglichst zu uns zurückzukehren.«

»Seit Ihrer Abreise ist in unserm Hause Alles im gröfsesten Ernst« [bei langweiliger Grandezza]; »und es giebt Niemand mehr, der mich »Du närrischer Kerl« nennt.«

»Was unsere Eroberungen anbetrifft, so befinden wir uns noch in Forchheim.« [Halbwegs zwischen Bamberg und Nürnberg; Grenzfeste der Bischöfe von Bamberg. Im dortigen Lager stand z. Zt. das Gros der »Reichler.« Ihre Hauptmagazine waren durch den unter Prinz Heinrich's Befehlen in Franken rasch und gut operierenden preufsischen Heeresteil zerstört.*) Die Lebensmittelvorräthe in Forchheim befanden sich während dieses Kriegsunwetters gewissermafsen unter einem Schutzdach, und wurden den Reichs-Kriegsvölkern doppelt wertvoll, nachdem Prinz Heinrich ins Sächsische zurückgekehrt. Die Avantgarde der Armee des Pfalzgrafen

*) Am 3. Juni schreibt der König an Prinz Heinrich: „Vous avez achevé votre expédition avec autant de gloire que vous l'avez commençée; cela est allé à merveille."

Friedrich v. Zweibrücken rückte bis Wüstenstein vor, an der Bamberger Strafse.]

»Das Detachement des Generallieutenant St. Andrée wird in wenig Tagen sich unserem Heere anreihen. Gestern kam der Adjutant des [die Reichsheer-Avantgarde führenden österreichischen Generals] Herrn v. Haddick und brachte die Nachricht von einem Scharmützel, welches jenseit Baireuth stattgefunden zwischen den Feinden und unseren Vorposten. Die Sache verlief nicht vorteilhaft für uns; denn die Preufsen warfen die Unseren zurück; und wir verloren dabei an Croaten und Huszaren ungefähr 200 Mann.« [Prinz Heinrich meldete aus Waldkirchen d. 2. Juni seinem Königlichen Bruder, der Feind habe bei dem letzten Gefecht (30. Mai) 88 Todte zurückgelassen; viel Fuhrwerk sei erbeutet und der Feind bis jenseit Baireuth verfolgt. — General v. Kleefeld war nämlich mit 3000 Mann, teils Croaten teils Huszaren, der preufsischen Arrieregarde gefolgt; Prinz Heinrich liefs ihm eine weitere Vorwärtsbewegung verleiden. Kleefeld büfste ein, aufser obenerwähnten »Todten«, ungefähr 100 Gefangene nebst 2 Dreipfündern. Lieutenant v. Mayr's Mitteilung übereinstimmt mit des Prinzen Heinrich Rapport an den König. *)]

»Man sagt, General Kleefeld sei gefangen; jedoch desfallsige sichere Nachricht fehlt.«

Der zweite, am 3. Juni ebenfalls in Forchheim geschriebene Brief des Lieutenant von Mayr an den z. Zt in Nürnberg befindlichen (dort heiratslustigen, uns aus dem Jahrbücher-Maiheft 1880, S. 60, bekannten) Hauptmann v. Kleist enthält die Benachrichtigung: »Alle kaiserlichen Regimenter Infanterie ebenso wie die der Reiterei, ausgenommen Trautmannsdorf [-Kürassiere] und Savoyen [-Dragoner] werden morgen nach Böhmen marschieren, um sich mit dem Corps »Gemmingen« zu vereinen. Wir werden dort ein besonderes Heer darstellen, unter Befehl Sr. Excellenz des General der Kavallerie Freiherr v. Haddick; und aller Wahrscheinlichkeit nach sind wir zu einer Diversion gegen Prinz Heinrich in Sachsen bestimmt. Alle K. K. Generale marschieren mit, aufser den beiden Generalen der Infanterie Prinz Christoph v. Baden-Durlach und Baron St. Andrée, dem Generallieutenant Graf Trautmannsdorf, den Generalmajors Marquis Voghera und Roth, sowie auch General Luschinsky mit den

*) Vgl. Schöning II, 70 u. 75, sowie auch „Ungedruckte Nachrichten, Tl. IV", Dresden 1783, S. 501.

beiden Huszarenregimentern »Baronay« und »Seczeny«. Sämtliche Croaten mit ihren Generalen bleiben beim Reichsheere.«

»Dies [dieser Kraftverlust] ist der wahre Grund, weshalb damals der Herzog v. Zweibrücken erschrak bei der Ankunft des wiener Couriers. Sie sprachen in Nürnberg deshalb mit mir. Ich wuſste am anderen Tage um die Sache; aber weil mein General [v. Blounquet?] mir diese Neuigkeit unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilte, so werden Sie nicht übelnehmen, daſs ich bisher Selbige unerwähnt lieſs.«

»Man hört Nichts, ob die Reichstruppen noch in Forchheim bleiben oder irgendwohin marschieren, obwohl Einige behaupten, daſs sie in wenig Tagen nach Donauwörth ziehen, um sich mit den Franzosen zu vereinigen.«

[Prinz Heinrich erhielt am 8. Juni — aus Baireuth — die Benachrichtigung, daſs Haddick auf dem Marsch nach Böhmen, und daſs derselbe nur Oesterreicher mitgenommen, jedoch 2 Kavallerieregimenter, einige Huszaren und Croaten zur Deckung des bei Forchheim lagernden und »wahrscheinlich dort verbleibenden« Reichsheeres zurückgelassen habe. »Haddick soll zum 10,000 Mann starken Corps Gemmingen stoſsen.« — Der Zweibrückener Prinz brach am 13. Juni nach Bamberg auf. Am 23. d. M. nahm er sein Lager an der Straſse von Hassfurt nach Königshofen. Des Prinzen Heinrich Armee wurde während des Juni nur in sehr geringem Maſse beunruhigt. Das Reichsheer befand sich in schlechten Umständen, zufolge Zwistigkeit in der Generalität, Verpflegungsschwierigkeit u. s.w. Ein etwaiges Cooperieren mit den Franzosen behagte den bei den »Reichlern« befindlichen österreichischen alten Truppenführern keineswegs.]

Lieutenant v. Mayr fügte randschriftlich seinem Briefe die Haddicksche Marschroute bei, nach Eger während des 4. bis 10. Juni mit dem Zusatz: »Am 11. je nach Anordnungen der Commissaire in Böhmen.« [Wohin weiterzurücken, und ob dabei wieder am 3. Tage zu rasten sei?] Aus Tempelhoff Teil III, S. 125, ist bekannt daſs Haddick von Eger aus »mit langsamen Schritten« den Marsch fortsetzte nach dem Saatzer Kreise, wo er sein Corps in Cantonierungsquartiere verlegte. — Der Prince de Ligne bezeichnet in seinem Kriegsjournal den Feldzug »1759« als »campagne d'échelons«, wegen der österreichischen Heereszersplitterung.

Der dritte Brief des Lieutenant v. Mayr, d. d. Lager bei Töplitz 6. Juli, beginnt: »Nur dem herumirrenden Leben, das ich seit unserm Abzuge aus Forchheim führe, kann die Langsamkeit

beigemessen werden, mit der ich Ihnen die Nachrichtengebung erneuere, sowie auch Ihren letzten Brief beantworte, durch welchen Sie mich am 9. v. M. beehrten. Es ist wahr: Dann und wann bleiben mir einige Stunden, um mich mit meinen Freunden zu langweilen. Aber da sich nichts Merkwürdiges ereignete, was ich Ihnen hätte auftischen können, so verschob ich meine Berichterstattung bis zu dieser Stunde, obgleich ich heute eine grofse Sache nicht melden kann; es sei denn dafs die zahlreiche*) Dhaunsche**) Armee endlich — dem Himmel Dank — ihre Operationen begann.«

»Am 28. Juni geschah es, dafs der Feldmarschall sein Lager von Schurz verliefs, um seinen Marsch fortzusetzen bis Reichenberg, wo die Armee am 2. Juli eintraf und dort noch verweilt. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Feldmarschall sich bestreben, »à portée« des Russenheeres zu sein, welches thatsächlich schon in Crossen sich befindet.«

[»A portée« bedeutet bekanntlich: Pafsliche Lage, um von Jemand Etwas zu verlangen, zu erhalten. — »Crossen?« Irrtum; lapsus linguae; »Posen« ist wohl gemeint. — Das österreichische Hauptheer brach am 5. Juli aus Reichenberg auf; am 6. wurde bei Marklissa eines jener von der Natur »fortifizierten« Lager bezogen, wie die österreichische taktische Defensive schon zu Zeiten Bouqoi's und Traun's sie liebte. Hier gedachte Dhaun den ins russische Hauptquartier entsendeten Oberst Botta zu erwarten. Dieser traf am 12. Juli in Marklissa ein, und zwar mit dem dringenden Begehren des Feldmarschalls Peter Simanowitsch Graf v. Soltikoff nach Verstärkung durch österreichische Truppen. — Haddick stand am 6. Juli im Lager bei Töplitz, weil ihm befohlen, sich der Elbe zu nähern, um auf den ersten Befehl diesen Flufs zu überschreiten.]

Lesen wir in Lieutenant v. Mayr's drittem Briefe weiter. »Wir gehen der grofsen Armee zur Seite, um deren linke Flanke zu decken, weshalb auch wir von hier den Weg nach Aussig, Tetschen, Gabl auf Zittau nehmen; und weit entfernt, durch das Corps »Gemmingen« verstärkt zu sein — da dieses sich auch mit dem Dhaunschen Heere vereinigen wird — verkleinert sich »unser« Corps täglich derart, dafs es schon das »dritte« Bataillon ist, welches wir entsendet haben, nämlich: das Bataillon »Würzburg« nach Kommotau, ein anderes von »Colloredo« nach Dux, und das

*) Der Briefschreiber sagt hier, schalkhaft: „nombreuse et Brûllante."

**) In der „Allgem. Deutschen Biographie" Bd. V. Lpz. 1877, S. 109 finden wir den berühmten Zauderer als „Dhaun"; vermutlich buchstabentreu nach des Feldmarschalls eigener Unterschrift.

von »Botta« nach Aussig. Aufserdem giebt es noch kleine Abzweigungen, zu 300 Mann. Fast täglich finden bei den Aufsenposten Scharmützel statt, jedoch ohne Bedeutung.«

»Prinz Heinrich, welcher bis Tschoppau vorgerückt, macht Miene an uns heranzuwollen. Was mich betrifft, so scheint mir, dafs es nur der König ist und der Feldmarschall, welche »entscheiden« sollen. Der Himmel gebe, dafs die Entscheidung uns vorteilhaft, und dafs wir nicht mehr das Blut ebenso unnütz vergiefsen, als wir es bis zur jetzigen Stunde gethan.« [Diese Expectoration enthüllt eine Kriegsmüdigkeit.]

»Die Franzosen, sagt man, vollführen unglaubliche Heldenthaten. Sicher ist, dafs sie besser ihr Glück nützen, wie — Andere.«

»Das Gerücht verbreitet sich, die Reichsarmee habe sich neutral erklärt. Dies geht wahrhaftig »über« meinen Horizont, weil die allerneuesten Briefe uns versichern, dafs die Avantgarde der genannten Armee schon in Schleusingen, das Gros in Hofheim etc. ist, und was noch mehr: dafs sie bei Erfurt debouchieren wird, um auf Leipzig vorzudringen.« »An euch anderen Herren ist es, in Sachsen Lorbeern zu ernten, während wir in Schlesien Palmen pflücken.«

»— — — Sie werden mir ein grofses Vergnügen bereiten, wollten Sie gütigst an mich durch die allwöchentlich von Nürnberg nach Prag fahrende Eilpost einige Bücher senden.«

Der vierte Mayr'sche Brief, 8 Quartseiten aus dem Feldlager bei Spremberg d. 8. August, betitelt den Empfänger: »Hoch und wohlgeborener Freyherr, Sonders hochgeehrter Herr Hauptmann, Innigst geliebtester Hertzens-Freindt!« — — »Dafs die löblichen Kur-Kölnischen Truppen bereits zur Reichsarmee abgegangen, erfuhren wir durch partikulaire Schreiben aus dem Reich, wobei die gute Adjüstierung und in besten Stand gebrachte Uebung des Exercitii, besonders bei dem Löblich Wildenstein'schen Regiment angerühmt worden, sonderheitlich aber der uns ohnehin nicht unbekannte Diensteifer und die kluge Erfahrenheit des Herrn Regiments-Kommandanten nicht unvergessen geblieben ist. Wir bedauern blos, dafs wir nicht des Glücks teilhaftig, so brave Truppen bei unserer Armee zu haben, welche vielleicht mit mehrerem Agrément zwischen uns, als ein und anderen alldorten übel Gesinnten ihre Tapferkeit fernerhin bezeigen zu können Gelegenheit finden würden, ohnerachtet zwar unsere dermalige Situation — versteht sich des Haddick'schen Corps d'armée — nicht eine von den vorteilhaftesten ist, und man uns eine sehr gefährliche Expedition aufgetragen hat.«

»Den 23. des abgewichenen Monats wurde nämlich unser Corps mit mehreren Truppen verstärkt, wie beiliegende Ordre de bataille des Mehreren belehren wird; überdies wurde auch Herr General-Feldmarschallieutenant v. Laudon mit seinem Regiment, dann 2000 Croaten, dem Löwensteinschen Dragonern, oder sogenannten Chevau-Légers, nebst den 2 Huszarenregimentern »Nadasdy« und »Kalnocki« an erstbesagte Excellenz, Herrn General der Kavallerie v. Haddick, angewiesen, Herr Feldmarschallieutenant Maquire aber — mit Herrn Generalmajors Müffling und Guasco . . . und den Regimentern Harrach, Hildburghausen, Salm, Thürheim, Prettlach und Zweibrücken — unsere Flanke zu decken, links detaschiert; mithin also ein Solches wohl nicht mehr ein Corps, sondern eine »Armee« mit Fug zu nennen wäre.«

»Wir rückten auf diese Art bis gegen das Haupt-Heer vor, so zwar: dafs wir dessen linke Flanke in Sicherheit setzten und zu gleicher Zeit die Bewegungen des Prinzen Heinrich abnehmen konnten, indem Selbiger zu Hoyerswerda, wir bei Herrnhut, und der Feldmarschall bei Görlitzhayn [Gerlachsheim], der König zu Greifenberg damals stand. Da aber die zwischen den Russen und Preufsen für uns glücklich abgelaufene Bataille [Kay] sich ereignet, so wurde auch folgbar das ganze Systema abgeändert; und der König entschlofs sich, mit seiner Armee gegen die Russen zu marschieren, weswegen er den Prinzen Heinrich ganz unvermutet an sich gezogen, um sein Vorhaben desto besser in die Erfüllung zu bringen. Der Feldmarschall Dhaun blieb nichtsdestoweniger ganz ruhig in seiner alten Position; wir aber mufsten eilends nach Priebus vorrücken, von wo wir weiter nach Guben marschieret, allwo Herr General-Feldmarschalllieutenant Laudon — mit den Herrn Generalen Campitelli, Ellrichshausen und den Regimentern »Waldeck«, »Arenberg«, »Palffy« und »Bethlen«, dann dem Württembergischen Dragonerregiment mit Herrn General Belgioso und den obengenannten 2000 Kroaten, seinem Regiment, Löwenstein[-Dragoner] nebst Nadasdy- und Kalnocki-Huszaren mit Herrn General Bethlen — seinen Marsch weiterhin nach Frankfurt, an der Oder, angetreten, und sich auch glücklich mit den Russen conjugiret, an welche Armee er auch von nun an angewiesen ist.«

»Wir marschierten mit dem Ueberrest des Haddick'schen Corps nämlich ihm [Laudon] nach, seinen Marsch zu decken; und da endlich die Nachricht einlief, dafs er glücklich in Crossen — allwo ihn ein Teil der Russischen Armee erwartete — angelangt, so schlugen wir uns links in das Brandenburgische. Der Weg wurde

uns aber nach Hörichen [?] ziemlich sauer gemacht, indem uns der Feind auf dem Fuſse nachmarschierte, und wir wegen 6 Tage nach einander gemachten forcierten Märschen sehr viele Leute auf der Straſse liegen lassen muſsten, indem wir uns in kein Gefecht mit dem Feinde einlassen wollten, maſsen Solcher nicht nur an Macht uns überlegen, sondern auch wegen den obengemeldeten sehr starken Märschen — welche oft wohl 12 und 14 Stunden dauerten, und die Leute nicht einmal Zeit zum Kochen hatten — uns nichts Gutes versprechen konnten; weswegen dann, da wir vor- und rückwärts den Feind auf dem Halse hatten, entschlossen wurde, links gegen das Brandenburgische zu marschieren, indem wir garwohl wuſsten, daſs der Feind der gänzlichen Meinung, daſs wir ebenfalls [wie Laudon] nach Frankfurt abzugehen gesinnt wären, auch hierweg seine meiste Stärke dahin wendete; allein seine Rechnung schlug fehl. Den 2. huj., um 8 Uhr Abends, traten wir den Marsch von Guben nach Hörnchen an.« *)

»Das ganze Corps — nämlich das erste und zweite Treffen — marschierte in Einer Kolonne. Artillerie-Reserve, Fuhrwesen, Bagage machten die Arrieregarde — unter Bedeckung des Würzburgischen Ganz-Bataillons und einer Esquadron von »Modena« [-Kürassiere], die Zweibrücker und endlich alle Grenadier-Compagnien mit dem Gyulai'schen Infanterie- und dem Zweibrück'schen Dragonerregiment.«

»Wir marschierten bis den anderen Morgen gegen 6 Uhr ganz ruhig; allein auf einmal ging der Teufel bei der Bagage an, als sie just die Anhöhe bei Taubendorf passieren sollte. Das Würzburgische Bataillon stellte sich zwar, um seine Tapferkeit an den Tag zu legen und zugleich der Bagage Luft zu machen; allein zur Fatalität noch unten an der Ebene, mithin also der feindlichen Kavallerie, welche in der That nicht schwach war, desto leichter gewesen, dieses Bataillon zu umzingeln und sogleich kriegsgefangen zu machen — welches auch der Esquadron von »Modena« widerfahren. Es ist von dem ganzen Bataillon Nichts übrig geblieben als 1 Hauptmann mit 100 Köpfen, die [ab-]kommandiert waren, 2 Grenadiercompagnien welche mit dem Grenadiercorps gewesen, und der Lieutenant Thomann, welcher Stabsquartiermeister-Dienst hier machet. Erstere werden heut nach Eger von hier zum [anderen] Bataillon abgeschickt; die Grenadiers aber blieben beim Corps.«

---

*) Südwestlich von Guben giebt es 2 Dörfer des Namens „Horno", nach Stielerscher Karte.

»Wie nun das Bataillon gefangen worden, so ging die Confusion erst recht zwischen der Bagage an. Die Grenadiers eilten zwar zu Hilfe; allein der Feind retirierte sich. Das Schönste geschah dann: Was die Preufsen nicht plünderten, raubten unsere eigenen Leute.«

»Der Verlust an Bagage ist nicht klein; denn wir büfsten ein 75 Proviantwagen, die ganze Feldapotheke, die eisernen Backöfen, sowie eine Menge Regiments-Proviantwagen, und sehr viele Offiziere ihr ganzes Gepäck, wobei auch mein Bettsack Schiffbruch gelitten, worin das wohlgezierte Bett*), 15 Hemden, 2 Uniformen, meine Bücher, Pistolen und andere Kleinigkeiten mehr zum Teufel gingen.«

»An Leuten haben wir wohl beiläufig [Norddeutsch ausgedrückt: »ungefähr«] 500 Marode auf der Strafse liegen lassen, welche der Feind aufgeklaubt; mithin wir in Allem (Bataillon »Würzburg«, Escadron »Modena« und die »Maroden«) 1500 verloren. Die Kavallerie hingegen hat gar keinen Verlust, denn sie ist — Gott Lob — recht gut beritten gewesen. *Sapienti pauca!*«

»Den 4. machten wir Rasttag in Hörnchen. Der Feind liefs sich aber nicht mehr sehen;**) und am 5. marschierten wir anhero nach Spremberg, allwo wir noch stehen, dieser Tage aber nach Cottbus in's Preufsische abgehen werden, um unseren erlittenen Schaden in Etwas zu ersetzen.«

»Der Feldmarschall Dhaun steht mit seinem rechten Flügel zu Marklissa, der Prinz Heinrich bei Grüneberg; der König hingegen soll wirklich gegen die Russen in Anmarsch sein, welche aus Mangel der Subsistenz — sagt man — Crossen und Frankfurt schon wirklich verlassen und sich zurückgezogen. Die Reichsarmee will man hier schon zu Leipzig wissen.«

»— — — Schliefslich bitte ich Sie, mein Schatz den ich Millionenmal embrassire, den »Närrischen Kerl« in beständigem Andenken und unverbrüchlichem Freundschaftsgrade zu erhalten, der ich im Gegenteil unausgesetzt beharren werde

Ihnen, mein Engel,
ganz gehorsamster Knecht und
aufrichtigster Freund
G. F. de Mayr,
Oberlieutenant und Adjutant.«

In Bezug auf jenes Arrieregarde-Gefecht, den 3. August 1759,

*) In der Brief-Urschrift unterstrichen.

**) Er hatte die Richtung auf ein anderes Kampfobjekt.

welches die Preufsische Geschichtsschreibung »Gefecht von Markersdorf« nennt, sei unsererseits angefügt —: Am 4. August meldete Haddick an Dhaun, dafs er genötigt gewesen, sich nach Spremberg zurückzuziehen, General Laudon aber glücklich durchgekommen und zu den Russen gestofsen sei. (Tempelhoff III, 207.) Hoffend, dafs es ihm ebenfalls gelingen würde, sich mit den Russen zu vereinigen, hatte Haddick den Armee-Trofs übernommen, um Laudons Marsch zu erleichtern; und so erklärt sich die Menge des Verlustes an Mehlwagen p. p., am 3. August.

Preufsische Aufzeichnungen besagen: Der Husaren-Oberst v. Kleist*) attackierte mit seinen Husaren und den Dragonern »Meinicke«, die Neisse passierend, Haddick's Arrieregarde — 1 Bataillon, 1 Eskadron —, welche die sich verspätende Bagage deckte. Das Kriegsjournal des Husarenregiments »Kleist« giebt an (datumlos): »Wir bekamen 1 Bataillon Infanterie, 40 Kürassiers gefangen, und nahmen 2 Kanonen; überdies verlor Haddick viel Bagage, einen Teil seiner Bäckerei und die Feldapotheke.« Gaudi erwähnt »vier Kanonen, 2 Fahnen« als die von den Preufs. Husaren und Dragonern eroberten Trophäen. Auch Tempelhoff beziffert die Geschütze mit vier; die erbeuteten »Proviant- und Bagagewagen« erwähnt er mit dem Beiwort: einige Hundert. Retzow sagt (Teil II, 98): »Haddick . . . . deckte Laudon's Marsch so lange, bis es ihm gleichfalls gelingen würde, die russische Armee zu erreichen. Dies glückte aber nicht; denn der König kam ihm zu nahe, als dafs er es nicht für ratsam hätte halten sollen, auf seine eigene Sicherheit Bedacht zu nehmen. Er zog sich daher nach Spremberg zurück, konnte indefs den preufsischen Vortrab nicht hindern, einen Teil seines Trains einzuholen, die dabei befindliche Bedeckung zu Gefangenen zu machen, und 4 Kanonen nebst 100 Proviantwagen zu erbeuten.« Das preufsische »Generalstabswerk« (Teil III, 82) begnügt sich mit der Notiz: »Die schnelle Annäherung des Königs veranlafste den General Haddick, seinen bisherigen Plan: sich ebenfalls mit der russischen Armee zu vereinigen — aufzugeben, und sich gegen Spremberg zurückzuziehen.«

Aus des grofsen Königs kriegsgeschichtlichen Nachlafsschriften entnehmen wir: »On engagea à la hâte une affaire d'arrièregarde . . . . Les hussards poursuivirent l'ennemi, et lui enlevèrent six cents caissons de vivres, dont toute l'escorte fut dispersée. Dans

*) Heeresgeschichtlich ruhmreich bekannt als der „grüne" Kleist, zur Unterscheidung dieses die grünen Husaren befehligenden Offiziers von vielen anderen in Friedrichs Heere kämpfenden Kleist's.

d'autres occasions ces avantages auraient pu avoir des suites . . . .« Zwischen den Zeilen kann man lesen: Die Markersdorfer »Affaire« war nicht das frohmütige Vorspiel einer siegvollen Schlacht, wie ehedem der Tag von Gotha, wo man den Franzosen die Mahlzeit verdarb, und der Tag von Neumarkt, wo — um mit dem Dichter Scherenberg zu reden — »dem Feinde gebacken ward das Brot«. Der König benachrichtigte seinen Bruder Heinrich, am Schlufs der Zuschrift aus Mühlrose den 3. August; »Nous avons fait en chemin 1300 prisonniers et pris 4 canons«. Prinz Heinrich beglückwünschte Ihn, d. d. Dürings-Vorwerk 4. August: »Je regarde cet événement comme un augure favorable.« *)

Schliefslich sei uns gütigst erlaubt, noch einige französische Worte aus österreichischer Feder anzufügen. Sie stehen in einem ungedruckten hundertjährigen Manuscript »7 jähriger Krieg« (welches ein glücklicher Zufall in meine Bücherei überführte). »Frédéric avait fait une diligence incroyable pour couper le corps de Laudon.**) Apprennant à Guben que celui-ci avait passé la veille, il voulut se dédommager sur celui de Haddick, en le faisant attaquer à la faveur de la nuit par son avant-garde. Mais cet officier, averti à temps, s'était rétiré heureusement à Spremberg. Ses équipages en revanche qui, égarés dans l'obscurité, s'étaient engagés dans un terrain marécageux furent pris en grande partie, avec l'escorte qui consistait dans un bataillon et une escadron.«

Bei Mitteilung obiger 4 Privatbriefe obwaltete nicht die Absicht, eine öffentliche Vorlesung zu halten, welche auf allerlei kriegsgeschichtlich in Frage stellbare Einzelnheiten sich erstrecken müfste. Einige parenthetische Anmerkungen enthalten den Versuch, den Inhalt jener Schriftstücke einigermafsen zu erläutern. Der geehrte Leser wird hinsichtlich des Markersdorfer Gefechts selbst die Fülle des Stoffes würdigen, welche eine nähere Bekanntschaft mit den harten »Marschiertagen« vor der Schlacht von Kunersdorf darbietet, um bei fachwissenschaftlicher und nicht minder in psychologischer Untersuchung sich zu vergegenwärtigen, wie geschickt österreichischerseits verwertet wurden: Waldgelände und leichte Truppen; wie einsichtig, umsichtig, thätig Haddick und Laudon handelten, indem sie klug sich zu bewegen, gut sich zu tummeln

*) Vgl. Oeuvres T. XXV, 305 No. 1.

**) Am 3. August, aus Beeskow, schrieb der König an seinen Jugendfreund Minister Graf Finkenstein u. A.: „Voilà six nuits que je n'ai pas fermé l'oeuil.“ — Vgl. aufserdem Schöning II, 135 No. 4.

wufsten; und andererseits: die geistige und körperliche Anspannung des übermüdeten und kranken Königs; das nach Verlust der Züllichauer Schlacht herabgeminderte Kraftbewufstsein des Preufsenheeres. Augenfällig wird, wie *Fridericus Rex*, auch hier wieder, über Sich Selbst sich erhebt, Sein hinfälliges »Seelenetui« besiegend und der Gefahr mit eiserner Festigkeit entgegentretend — —.*)

Für den Geschichtsfreund ist es Geschmacksache, den taktischen Details der Schlachtberichte mit Vorliebe sich zuzuwenden, oder — sich zu vertiefen in die Schilderungen, welche uns vertraut machen mit alledem was vor und nach der Schlacht die Seele der Feldherrn, das Herz des Heeres und die Volksstimmung erfüllt, hebt oder niederdrückt; militärisch und menschlich leitend, leidend u. s. w.

Es erübrigt eine Mitteilung betreffs des Aeufseren unserer »vier Briefe«. Sie sind auf grauweifsen Quartblättern geschrieben. Die beiden ersten haben Goldschnitt. Die ersten Drei wurden in sehr gutem »Französisch« abgefafst; ob sie deshalb zum Feuertode verurteilt waren, wer kann dies errathen? Sämtliche Drei sind nämlich am Rande angebrannt, doch glücklicherweise ohne Beschädigung des Briefinhalts. Die Schriftzüge dieser jetzt 123jährigen Blätter blieben überall leicht lesbar, Dank sei es einer dauerhaften biederen Gallustinte und einer deutlichen Handschrift — Beides sehr erfreulich für das gealterte Auge. Beigelegt wurden 2 Blätter mit 3 Ordres de bataille; die letzte datiert vom 7. August 1759; die erste ist mit Ziehfeder und kalligraphischer Sorgfalt so schön hergerichtet worden, wie eine Generalstabsbureauarbeit mitten im Frieden.**)

Wenn, anschliefsend an diese Bemerkung über genannte Fundstücke, mitgeteilt werden kann, dafs eine in festen Händen eines Privatsammlers befindliche hochinteressante (ungefälschte) Haddicksche Gefechtsdisposition kürzlich mir zur Durchsicht vorgelegt wurde, so erneuet sich eine Archenholtz'sche Klage. Uns preufsischerseits fehlt für das Wissen vom 7jährigen Kriege und für »die wünschenswerte Gerechtigkeit gegen würdige Männer der feindlichen Heere«: der österreichische Quellenschatz.***)

*) Dem Grafen Finkenstein schreibt Er am 8. Aug., nach Berlin: „Il faut sauver la patrie, non pas la perdre. Je dois être prudent et plus entreprennant que jamais. Enfin je ferai et j'entreprendrai tout ce que je croirai faisable et possible — — Ou vous chanterez *De Profundis* ou un *Te Deum* dans peu".

**) Einige in diesen Briefen vorfindliche Allotria liefsen wir beiseite. Des Herrn v. Mayr's „Weib" (?), die treulose Bertha im Böhmischen Städtchen Caaden, und die von Herrn v. Kleist zu Nürnberg erhoffte Ehehälfte sind eines lustigen Kriegszwischenaktes schwankende Gestalten.

***) Vgl. Archenholtz's „Geschichte des 7jährigen Krieges" Teil II, 289 in der Ausgabe Berlin 1793, Verlag von Haude und Spener.

Zur Biographie sind »Privatbriefe« von allergröfsester Wichtigkeit, weil dieselben uns die Schau in den inwendigen Menschen ermöglichen; übrigens geben solche Schriftstücke dann und wann zuverlässige Aufschlüsse über Einzelnheiten historischer Ereignisse, und kommen sonach auch der Geschichtsschreibung zugute. Für die Friedrichs-Biographie mangelt nicht der authentische Abdruck von Schriftstücken dieser Art. (Fridericianische Briefe privaten Inhalts.) Die »politische Correspondenz« des grofsen Königs wird z. Zt. veröffentlicht. Auch lernten wir neuerdings aus archivalischen Quellen Ihn kennen in Seiner Beziehung zur Landwirtschaft. Je gröfser die Zahl solcher Publikationen, desto mehr steigert sich die Bewunderung dieses Geistesriesen, die Verehrung dieses *Pater patriae.* Aber, aber! Unser Wissen von Friedrich's militärischem Meisterwerk, dem 7jährigen Kriege, ist noch sehr lückenhaft.*)

Tempelhoff und Archenholtz thaten was sie konnten. Wir zollen ihnen hochachtungsvollsten Dank für das historiographisch uns Uebereignete. Manches geschah, um das von diesen Beiden Begonnene zu erweitern; jedoch Vieles bleibt noch nachzuholen Umfassende Vorbereitungen für das Beschaffen und Sichten des Quellmaterials sind erforderlich. Ein »Einzelner« kann nicht die zur ausführlichen und vollständigen Geschichtsschreibung des 7jährigen Krieges benötigte riesige Arbeit bewältigen.**) Das Handinhandgehen mit österreichisch-ungarischen Forschern — den Devisen *Viribus unitis* und *Suum cuique* Rechnung tragend — empfiehlt sich, damit wir noch bevor Friedrich des Gr. Heimgang ein Secularereignis ist, den Grundstein legen können zu einem Denkmal, welches man einer unvergefsbaren Kriegszeit schuldet.

Schliefslich sei freundlichst gestattet, angesichts dieses historiographischen Zukunfts-Bauwerks auszurufen: Suchet, so werdet Ihr finden! Sammelt, und Ihr werdet besitzen! Prüfet, und hab't Freude an Eurer Arbeit!

Geschrieben am 31. Mai 1882. (Gr. L.)

*) Wir unterlassen hier eine weitläufige bibliognosische oder kritisierende Excursion in das neueste Schriftentum über den 7jährigen Krieg — antiheinrich'schen oder anderen Inhalts in Büchern, Büchleins, Monats- oder Wochenblättern.

**) Da es sich hier handelt um Entstehung eines voluminösen wirklichen Geschichts-Werks, aber nicht um Erneuerung jenes Generalstabs-Manuskripts, welches lediglich — wie der betreffende Buchtitel nebst dem „Vorwort" Anno 1824 darthat — eine Reihe von zweistündigen militärwissenschaftlichen Vorlesungen bezweckte.

XVI.

Die Entwickelung und Bedeutung des Kriegskorrespondenten-Wesens vom militärischen Standpunkte betrachtet.

(Schlufs.)

Die Heeresleitung mufs für sich das eine Ziel erstreben: den Sieg zu erringen. Alle übrigen Interessen treten für sie in den Hintergrund. Alle Nachrichten aber über die eigene Kriegslage, die nicht von der Heeresleitung selbst oder ihren Organen der Oeffentlichkeit übergeben werden, oder welche nicht wenigstens ihre Censur passiert haben, sind geeignet der eigenen Kriegführung zu schaden. Wenigstens ist die Möglichkeit vorhanden, dafs sie schaden können. Nur die Heeresleitung und ihre eingeweihten Organe sind in der Lage, ein Urteil über die Opportunität dieser oder jener Nachrichten abgeben zu können. Wo eine Heeresleitung nicht diesen streng militärischen Gesichtspunkt in Betreff der Stellung der Presse festhalten kann, da ist es zweifellos vom Uebel. Wenn ein Feldherr bei jeder Handlung das Urteil der politischen Parteiungen in der Heimat, welches sich in der Presse kundgiebt, berücksichtigen mufs, wenn ferner das Staatsoberhaupt, sei es nun ein Monarch, Präsident oder ein Regierungskollegium, dem der Feldherr verantwortlich ist, sich von solchen politischen Parteien beeinflussen läfst, — dann mufs notwendigerweise die Initiative des Feldherrn, ohne welche ein Kriegserfolg nicht gedacht werden kann, darunter leiden. Man erinnere sich der Unentschlossenheit der französischen Heeresleitung nach den ersten verlorenen Schlachten im Kriege 1870/71. Napoleon, welcher anfangs den Oberbefehl über die Rheinarmee selbst übernommen hatte, gab dem Druck der öffentlichen Meinung nach und übertrug den Oberbefehl an Bazaine. Dieser aber hatte nicht die freie Initiative, welche dem Feldherrn gebührt. Er mufste den politischen Strömungen im Volke, dem Angst- und Notgeschrei der Presse Rechnung tragen. Dadurch kam zum grofsen Teile die Unentschlossenheit der Heeresleitung bei Metz, daraus ent-

standen die halben Mafsregeln, die schliefslich zur Einschliefsung der Armee in Metz führten. Sehen wir weiterhin, wie die Regierung Palikao's der öffentlichen Meinung, dem Angstgeschrei der pariser Presse nachgebend, die Operation Mac Mahon's beeinflufste; wie die Gefangennahme der ganzen Armee bei Sedan die Folge der aus solcher Beeinflussung hervorgegangenen Fehler war! Das sind eklatante Beispiele dafür, dafs der Feldherr unabhängig sein mufs von den politischen Strömungen, von den wechselnden Stimmungen der öffentlichen Meinung und somit von der diese Faktoren beeinflussenden Presse. Ja, man mufs sogar behaupten, dafs es verwerflich ist, wirklich vorhandene Schäden bei der Armee während des Krieges aufzudecken. Was nutzen die täglichen Anklagen in der französischen Presse gegen die Kriegführung in Algier? Sind zunächst alle die Korrespondenten, welche mit grofser Sicherheit die Verhältnisse beurteilen, wirklich befähigt, ein kompetentes Urteil zu fällen? Stöfst nicht mancher in das Horn, weil er gehört oder gelesen, dafs es die Anderen thun, ohne sich selbst von der Berechtigung der schweren Anklagen überzeugt haben? Ist es nicht geradezu gewissenlos und vaterlandsfeindlich. Anklagen zu erheben, die nicht absolut begründet sind? Man bedenke doch nur, wie die Autorität der Heeresleitung und ihrer Organe untergraben wird, wie das Vertrauen der Untergebenen in die Vorgesetzten und damit die Disziplin, die Freudigkeit zum Kriege, kurz alle moralischen Hebel, welche die Armee zu grofsen Thaten begeistern, verloren gehen müssen!

Man denke daran, wie jedes ungünstige Urteil der Presse über Schäden in der eigenen Armee im Auslande mit Aufmerksamkeit verfolgt wird. Die Achtung, welche die Armee im Auslande geniefst, wird dadurch empfindlich geschädigt, und diese ist nicht gleichgültig für Krieg und Frieden.

In der Regel ist ja etwas Wahrheit an den Klagen, die in den öffentlichen Blättern erhoben werden. Fast immer aber sind die Berichte übertrieben und mehr geeignet, die Leidenschaften der urteilslosen Menge anzufachen und aufzureizen gegen das Bestehende, als wirklichen Nutzen für die Armee und das Land zu bringen.

Ein Blick in die französische Presse zeigt dies sehr klar. Wir nehmen unter vielen Blättern gleichen Inhaltes die Nummer der »Armée française« vom 10. August zur Hand. Da steht eine Korrespondenz aus dem »Pays«:

»Die Nachrichten aus Afrika sind noch schlimmer als gewöhnlich. Besonders sind sie in sanitärer Beziehung höchst beklagens-

wert. Der »Figaro« hat über den Zustand unserer Truppen folgende Depesche erhalten: »»Das Fieber und der Hitzschlag nehmen unsere Truppen grausam mit. Der Gesundheitszustand ist bedauernswert. Die Lazarette sind ungesund und in einer Weise eingerichtet, die allen Grundsätzen widerspricht. Häufig giebt es weder Leintücher noch Arznei. Hier liegen grobe Pflichtvernachlässigungen vor.«« Das ist eine trostreiche Aussicht für die Truppen, welche die Regierung nach Afrika schickt und deren werden immer neue expediert . . . . In der That wäre der tunesische Feldzug ein seltsames Schauspiel, wenn er nicht in so mancher Hinsicht herzzernagend wäre (si elle n'était pas navrante par tant de côtés) . . . . Keine Nachrichten von Algier. Unsere Regierung schweigt zweifellos, weil sie nichts Gutes zu sagen hat. Dieses Schweigen ist ihr nicht dienlich; die neuen Truppensendungen und die noch gröſseren, welche vorbereitet werden, sprechen statt der Regierung.«

Diese schweren Anklagen beantwortet die »Armée française« mit offiziellen Daten, welche die Fürsorge des Ministeriums für die Lazarette zweifellos darthun. Und wenn wirklich an einer Stelle Dies und Jenes gefehlt hat, so ist dies eben im Kriege nicht anders. Schreiber dieses wurde im Kriege 1870/71 sehr schwer verwundet in ein kleines »château« getragen, wo er 36 Stunden in blutigem Hemde mit einem leichten Notverbande lag, bis sich ein Feldlazarett dort installiert hatte. Und dieses war nicht ausgerüstet mit einem Filtrier-Apparat zum Reinigen des Trinkwassers. Die Brunnen waren sämtlich trübe durch starke Regengüsse und die Aufwühlung des Untergrundes seitens der Truppen, die in benachbarten Biwaks lagen. Da gab es im brennenden Durste des Wundfiebers nur gelbes, lehmiges Wasser zu trinken. Zwölf Kameraden mit schweren Schuſswunden lagen neben mir auf Stroh gebettet an der Erde. Nicht eine Klage oder Anklage wegen mangelnder Fürsorge hörte man da. Im Kriege geht es oft nicht nach dem Reglement zu, ohne daſs Pflichtvergessenheit vorläge. Die Briefe nach der Heimat an die Eltern und Anverwandten enthielten kein Wort von den Entbehrungen, die man — schwer verwundet — thatsächlich erleiden muſste. Wozu solche Klagen und Anklagen? Können die Angehörigen in der Heimat es ändern? Sie sorgen sich nur, sie bringen Anklagen in die Oeffentlichkeit, die fast immer übertrieben sind und dem Ganzen nur schaden. Denjenigen Organen, welche über die betreffenden Verhältnisse zu wachen haben, entgehen die Mängel nicht. Sind sie pflichtgetreu, so stellen sie dieselben nach Möglichkeit ab; sind sie

gewissenlos oder unfähig, ihr Amt zu versehen, dann wird die öffentliche Anklage während des Krieges auch nichts nützen.

Ein anderes ist es, wenn Schäden, die sich im Kriege gezeigt haben, von den dazu berufenen oder auch unberufenen Organen an eine mafsgebende Stelle berichtet werden, ohne dafs gleich die Oeffentlichkeit in Anspruch genommen wird. Das ist der richtige Weg zu helfen und zu nutzen, nicht aber das öffentliche Blosstellen von militärischen Behörden und Personen, deren Thätigkeit nur von Erfolg sein kann, wenn ihre autoritative Stellung nicht untergraben ist. Nun kann man sagen, dafs jede Behörde und jeder Einzelne so handeln möge, dafs keine Klagen und Anklagen nötig sind. Der Theorie nach ist dies ganz richtig und schön; in der Praxis aber ist es nicht möglich, es Jedem recht zu machen, allen Ansprüchen zu genügen. Die Ansichten über das Richtige und Mögliche sind zu verschieden, und Alles läfst sich bemängeln, bekritteln, bespötteln, wenn man es durch die entsprechende Brille anschaut. Den Korrespondenten, welche im Kriege mit gröfster Schnelligkeit ihre Nachrichten niederschreiben und einsenden müssen, bleibt nicht die Zeit eingehender und sorgfältiger Untersuchung von etwaigen Klagen, die sie hören oder Mifsständen, die sie sehen. Oft sind sie froh, Stoff zu haben für ihre Berichte, und so entstehen dann zahllose Telegramme und Korrespondenzen in der Art, wie wir sie eben mitteilten, Zeitungsartikel, die unter der Maske der Fürsorge für die Armee, dieser und dem Vaterlande den gröfsten Nachteil bringen.

Wir wollen uns gleich vor dem Vorwurf verwahren, als ob wir die Kriegführung und Kriegsverwaltung gänzlich der öffentlichen Besprechung entziehen möchten. Durchaus nicht; nur soll man vorsichtig sein während eines Krieges, wo man mit derartigen Veröffentlichungen Schaden anrichtet. Nach dem Kriege, wo es sich um Reorganisationen u. s. w. handelt, da sind Berichte über Mängel, die sich gezeigt haben, sehr erwünscht. Das beste Beispiel sind die Veröffentlichungen von Dunant, welche wir im Eingange unserer Besprechung erwähnten. Auch Berichte, welche während des Krieges wirklich die Abstellung der Schäden durch Aufforderung zur Hülfeleistung fördern, ohne die Organe der Kriegsverwaltung gleich der Pflichtvergessenheit zu beschuldigen und sie der öffentlichen Verachtung preiszugeben, sind zweifellos von segensreicher Wirkung. Berichte aber, wie der oben erwähnte des Figaro, sind nach Form und Inhalt nur der eigenen Armee und dem Vaterlande schädlich.

Man hört über die militärische Bedeutung der Kriegskorrespon-

denten auch gegenteilige Ansichten geltend machen. Man spricht von den Vorteilen, welche die Kriegführung aus dem Kriegskorrespondenten-Wesen zieht. Gewifs ist Alles, was für den einen der kriegführenden Teile ein Nachteil ist, für den anderen ein Vorteil. So lassen sich denn die Beispiele, wo durch Indiskretion der Presse einer Armee Schaden zugefügt wurde, vom entgegengesetzten Standpunkte aus als Vorteile beleuchten. Welchen Nutzen zog nicht die deutsche Heeresleitung aus den Mitteilungen der französischen Presse im Kriege 1870/71! Es wird aber auch keiner Heeresleitung einfallen wollen, die Berichterstatter bei der gegnerischen Armee als unbequem zu bezeichnen. Weiterhin kann man geltend machen, dafs man die Kriegskorrespondenten im Interesse der eigenen Sache benutzen könne, sei es, um günstige Berichte, welche zur Hebung des moralischen Geistes bei der Armee, sowie der Stimmung für die letztere im In- und Auslande förderlich sind, zu veröffentlichen, — sei es, um absichtlich falsche Nachrichten zu verbreiten, die den Feind irre führen sollen. Gewifs ist dies möglich, und oft ist von diesem Mittel Gebrauch gemacht worden. Aber man mufs mit den ersteren Berichten in neuerer Zeit doch sehr vorsichtig sein; die wahre Kriegslage läfst sich nicht mehr längere Zeit verheimlichen. Auf die eine oder andere Weise kommt die Wahrheit doch an den Tag und wirkt dann um so niederschlagender. Und was die Täuschung des Feindes durch absichtlich verbreitete falsche Nachrichten anbelangt, so ist dies eine zu bekannte und offenkundige List, als dafs sie öfter gelänge. Uebrigens wäre eine solche Ausnutzung der Presse auch ohne Korrespondenten, direkt durch die Heeresleitung oder ihre Organe möglich.

Immerhin ist es nicht zu verkennen, dafs die Tagespresse im Kriege heutzutage jeder Heeresleitung eine willkommene Lektüre bietet. Das liegt eben daran, dafs die Presse über die Kriegsereignisse so gut unterrichtet ist und manches Wissenswerte für den Heerführer bringt. Auch ist es nicht zu leugnen, dafs der Einzelne jedes Zeitungsblatt, welches im Kriege in's Biwak gelangt, mit Freuden begrüfst, und mit wahrem Heifshunger verschlingt. Wer lange Wochen vor Metz in eintönigem Biwaksleben zugebracht hat, der zollt der kölnischen Zeitung den wärmsten Dank für die Prompheit, mit der sie uns durch eine eigens für die Armee gedruckte und an diese unentgeltlich in patriotischer Freigebigkeit versandte Zeitung über Alles, was sich in Frankreich auf dem Kriegsschauplatze zutrug, unterrichtete. Denn wer innerhalb der Armee ist, die den Krieg führt, der weifs am wenigsten, wie das Waffenglück steht.

Man erfährt nur dasjenige, was unmittelbar in der Nähe des Truppenteils sich zuträgt oder was durch Parolebefehl bekannt gemacht wird. So sind die Kriegsnachrichten der Zeitungen ein tief empfundenes Bedürfnis für jeden gebildeten Soldaten, der am Kriege teilnimmt. Aus allen diesen Betrachtungen geht hervor, dafs das Kriegskorrespondenten-Wesen unserer Zeit Manches für sich und Vieles wider sich hat, dafs aber ferner, so oft auch aus militärisch-politischen Gründen der Versuch gemacht worden ist, das Nachrichtenwesen zu unterdrücken, solche Versuche stets fehlgeschlagen sind und nach der einen oder anderen Seite schädlich gewirkt haben.

Das Kriegskorrespondenten-Wesen ist heutzutage ein Faktor, mit dem jede Heeresleitung und Staatsregierung zu rechnen hat.

Die Kunst für den Feldherrn und Politiker besteht darin, die Schäden, welche die Berichterstattung über die eigene Kriegslage bringen kann, möglichst zu beseitigen und aus den Berichten über den Feind nach Möglichkeit wichtige Nachrichten zu schöpfen.

In der Betrachtung der Lösung dieser Aufgabe werden wir auch einen Ausgleich zwischen den Interessen der Tagespresse und ihrer Leser und den teilweise gegenüberstehenden militärischen Interessen finden.

Das wichtigste und wirksamste Mittel, die übereifrige Thätigkeit der Kriegskorrespondenten zu verhindern, ist zunächt eine getreue und schnelle offizielle Berichterstattung. Die öffentliche Meinung mufs festes Vertrauen zu den Telegrammen der Heeresleitung haben, die durch die Presse Veröffentlichung finden. Das Volk mufs wissen, dafs es stets unterrichtet wird über alles Wichtige, was bei der Armee vorgeht, und dafs die Berichte streng wahrheitsgetreu sind. Wenn dieses Vertrauen im Volke lebt und erhalten bleibt, dann ist dem berechtigten Bedürfnis des Volkes nach Nachrichten, welches wir gerne anerkennen, in bester Weise Rechnung getragen.

Man erinnere sich des Einflusses, welchen die durch kurzen klassischen Stil sich auszeichnenden Kriegstelegramme der deutschen Heeresleitung im Kriege 1870/71 nicht nur im deutschen Volke, sondern auch im Auslande bis in die entferntesten Weltteile ausübten. Da wufste man im In- und Auslande: Was der Telegraph aus dem deutschen Hauptquartier bringt, ist wahr! Da mochten französische Telegramme und Berichte das Gegenteil behaupten, es wurde nirgends geglaubt. Keiner Verrherrlichung, keiner Uebertreibung machten sich die Telegramme des deutschen Haupt-

quartiers schuldig; es waren nur Thatsachen, die gemeldet wurden, in einfacher und bescheidener Form. — Freilich hatte das deutsche Hauptquartier es leicht, solche Telegramme in die Welt zu schicken. Die Thatsachen sprachen zu mächtig für sich selbst, als dafs sie der Ausschmückung bedurft hätten. Da folgte zu Anfang des Krieges Schlag auf Schlag, und der Telegraph wufste fast täglich eine neue Sieges-Nachricht zu verkünden. Man wurde in der Heimat, wie ganz natürlich ist, verwöhnt durch diese schnelle Folge von Sieges-Telegrammen, und wenn daher, besonders in dem zweiten Teile des Krieges, ein Stillstand in den Operationen eintrat, dann war mancher Schwarzseher auch in Deutschland geneigt, dies für ungünstig zu halten. In solchen Zeiten erschienen dann die bekannten Podbielskischen Telegramme: »Vor Paris nichts Neues.« — »Klares Frostwetter. Nichts Neues.« — »In der Nacht leichter Schneefall. Nichts Neues vor Paris,« u. s. w. Diese Depeschen verfehlten nicht, sehr beruhigend auf die öffentliche Meinung einzuwirken, und es konnte nicht der leicht erhobene Vorwurf von der Presse gemacht werden, den man jetzt in französischen Zeitungen oft liest: »Pas de nouvelles d'Algérie. Nos gouvernements se taisent assurément parce qu'ils n'ont rien de bon à nous dire.« Wozu immer gleich solche aufregenden und Mistrauen säenden Vermutungen der Oeffentlichkeit übergeben? Eine kluge Heeresleitung schlägt derartige unvorsichtige Aeufserungen einzelner Berichterstatter durch Depeschen, wie sie von der deutschen Heeresleitung 1870/71 gegeben wurden. So inhaltlos und zwecklos die Telegramme für den ersten Blick scheinen mögen, so wichtig und notwendig sind sie, um in der Heimat beruhigend zu wirken und sich das volle Vertrauen der öffentlichen Meinung zu erhalten.

Vergleicht man nun die französischen Bülletins aus dem Kriege 1870/71 mit den deutschen Telegrammen, so mufs man allerdings einen gewaltigen Unterschied zugestehen. Wo blieb da die Wahrheit? Wie konnte da das Volk Vertrauen gewinnen zur Heeresleitung? Ist es wunderbar, dafs man, bald überall von Verrat sprach, dafs man sich willenlos von der aufgeregten Presse leiten liefs? — Da war nie von einer verlorenen Schlacht die Rede, nie von eigenen Niederlagen. »Man konzentrierte sich rückwärts,« »man lockte den Feind in eine Falle,« — »man bereitete einen entscheidenden Schlag vor,« — kurz, man versuchte es, dem Volke Sand in die Augen zu streuen, indem man die Wahrheit verschwieg.

Gewifs wird der unterliegende Teil seine Niederlage nach Möglichkeit zu verkleinern suchen, er wird sie nicht in den schwärzesten

Farben ausmalen, — aber es mufs doch in allen offiziellen Berichten die Würde der autoritativen Quelle, aus der sie stammen, gewahrt werden. Man darf von mafsgebender Stelle aus nicht Lügen verbreiten, oder man darf sich nicht darüber wundern, wenn das Vertrauen in die Heerführung verloren geht, sowohl im Volke wie in der eigenen Armee.

Es ist nicht leicht die offiziellen Kriegsberichte richtig abzufassen; natürlich ist es für den Besiegten schwerer als für den Sieger. Von grofsem Einflusse auf die Abfassung der Berichte ist der Charakter des eigenen Volkes, die Art und Weise, wie dasselbe denkt und seinen Gedanken Ausdruck giebt. So werden denn französische Kriegsberichte, sie mögen Siege oder »Rückwärts-Konzentrationen« melden, stets nach Inhalt und Form von den deutschen Berichten sehr verschieden sein. Die ersteren entsprechen stets mehr den Grundsätzen, welche Heinrich von Kleist, wie wir Eingangs erwähnten, in seinem »Lehrbuch der französischen Journalistik« niedergelegt hat.

Die offiziellen Bulletins, wenn sie wahr sind, tragen dem Bedürfnis des Volkes nach Nachrichten zwar Rechnung, allein sie genügen ihm nicht. Das Volk will Einzelheiten hören, wie sich Alles zugetragen, was seine Söhne geleistet haben, wie es ihnen geht u. drgl. m. Sind die offiziellen Bülletins nun gar meist oder oft unwahr, dann ist das Bedürfnis des Volkes nach zuverlässigen Nachrichten jeder Art um so gröfser.

Daher sind die offiziellen Kriegsberichte der Hauptquartiere in heutiger Zeit in dem einen, wie in dem anderen Falle für das vorhandene Bedürfnis nicht genügend.

Die Presse hat es sich zur Aufgabe gemacht, diesem Bedürfnis durch selbstständige Einziehung von Nachrichten abzuhelfen. Die letzteren können den Tagesblättern — abgesehen von den vorerwähnten offiziellen Mitteilungen — auf vier verschiedenen Wegen zugehen.

1. Durch Vertreter fremder Regierungen, welche sich mit offizieller Erlaubnis in einem Hauptquartier aufhalten; es sind dies die sogenannten Militär-Bevollmächtigten u. s. w.
2. Durch die mit offizieller Erlaubnis sich in den Hauptquartieren und bei der Armee aufhaltenden Berichterstatter der gröfseren Journale des In- und Auslandes.
3. Durch Korrespondenten und Agenten, welche sich auf dem Kriegsschauplatze ohne Erlaubnis aufhalten oder dort wohnhaft sind.
4. Durch heimliche Berichterstatter aus den Reihen des Heeres.

Die Nachrichten, welche auf diesen Wegen in die Presse dringen und aus einem Blatte in ein anderes übernommen werden, verdienen verschiedene Beurteilung.

Zu 1. Im Allgemeinen läfst sich wohl annehmen, dafs die Militärbevollmächtigten fremder Regierungen, welche in den Hauptquartieren sind, nicht in directen Beziehungen zur Tagespresse stehen, und dafs sie keinerlei Kriegsberichte an diese versenden. Es würde dies nicht im Einklang stehen mit der Vertrauensstellung, welche ihnen eingeräumt ist. Uebrigens gehören die Militärbevollmächtigten immer nur eng befreundeten Staaten an, so dafs man erwarten darf, dafs keiner derselben die Absicht oder Unvorsichtigkeit haben kann, der Armee, welche sie begleiten dürfen, durch Veröffentlichungen zu schaden. Die Auswahl der Persönlichkeiten, welche für derartige Stellungen getroffen werden mufs, bürgt dafür, dafs Indiskretionen auf direktem Wege aus dieser Quelle kaum an die Presse gelangen können. Immerhin mufs mit allen Möglichkeiten, auch den Ausnahmen, so undenkdar sie manchmal scheinen, gerechnet werden. — Dazu kommt, dafs ohne Schuld der Militärbevollmächtigten, auf anderem Wege ihre Wahrnehmungen recht wohl in die Oeffentlichkeit gelangen können. Die ersteren haben die Aufgabe, ihre Beobachtungen, ihnen wichtig erscheinende Ereignisse, kurz Alles, was ihrer heimatlichen Regierung von Interesse sein kann, derselben zu berichten. Wir erinnern hier an die bekannten Berichte des Oberst Stoffel über die preufsische Armee. In gleicher Weise, wie dies im Frieden geschieht, kann und wird es auch im Kriege stattfinden. Wer bürgt nun dafür in unserer Zeit, wo so manches diplomatische Aktenstück ohne den Willen der Beteiligten in die Oeffentlichkeit gelangt, dafs dies nicht auch bei den fraglichen Berichten geschieht? Wie leicht kann durch Indiskretion oder Unvorsichtigkeit dies vorkommen! Berücksichtigt man ferner, dafs ein kluger Feldherr und Staatsmann selbst seine besten Freunde nur bis zu einem gewissen Grade in die Karten sehen läfst, so mufs man als Regel aufstellen, dafs die Vertreter fremder Regierungen in den Hauptquartieren stets mit vornehmer Diplomatie, mit feiner, unmerklicher Zurückhaltung zu behandeln sind. Dem gegenseitigen Taktgefühl bleibt es überlassen das Richtige zu treffen. Im Einzelnen bestimmen läfst sich das Verhalten nicht; die Persönlichkeiten, welche sich an mafsgebender Stelle befinden, müssen das richtige militärische Taktgefühl für das in jedem Falle angebrachte zurückhaltende Benehmen finden.

Zu 2. Anders, wenn auch ähnlich ist die Stellung der offi-

ziellen Vertreter der gröfseren in- und ausländischen Tagespresse. Auch von ihnen weifs man, und noch mehr, als von den vorhergehenden Persönlichkeiten, dafs sie beobachten, Nachrichten sammeln und sie berichten. Die Adresse ihrer Berichte ist ganz unmittelbar die Oeffentlichkeit. Diesen eigentlichen Kriegskorrespondenten gegenüber ist es zweifellos strenge Pflicht der Heeresleitung, Alles zu verheimlichen, was nicht in die Oeffentlichkeit gelangen soll. Ja, noch mehr, sollte durch Zufall oder Indiskretion irgend etwas, woran die Heeresleitung ein Interesse hat, es zur Zeit noch oder dauernd zu verheimlichen, — so müssen die Vertreter der Presse im Hauptquartier die Weisung erhalten, zu schweigen. Thun sie dies nicht, veröffentlichen sie wider das Interesse der Heeresleitung Dinge, die geheim bleiben sollten, so mufs streng gegen sie eingeschritten werden, und der betreffende Korrespondent würde die Erlaubnis, dem Heere zu folgen, verlieren.

Das Hauptquartier hat zweifellos das Recht und die Pflicht, die Thätigkeit der Berichterstatter zu überwachen. Die Form, in welcher dies geschieht, hängt wiederum von dem Taktgefühl der Korrespondenten und der mit der Ueberwachung betrauten Persönlichkeiten ab. Im beiderseitigen Interesse ist es daher, dafs die Presse nur Vertreter entsendet, die wirklich nach jeder Richtung den hohen Anforderungen entsprechen, welche der Beruf mit sich bringt. Solcher Persönlichkeiten giebt es nicht viele, und man kann mit Sicherheit behaupten, dafs nur die grofsen Weltblätter in der Lage sind, die geeigneten Männer zu finden und zu beschäftigen. Mittlere und kleinere Journale haben hierzu gar keine Mittel.

Sind die entsandten Korrespondenten stets taktvolle und einsichtsvolle Männer, die sich der grofsen Verantwortlichkeit ihres Berufes voll bewufst sind, die nicht nur schreiben, um die Spalten ihres Blattes zu füllen, es sei, womit es sei, — dann wird sich das Mifstrauen, welches alle Heerführer den Kriegskorrespondenten bisher entgegengetragen haben, bald vermindern, ihre Stellung im Hauptquartier wird sich bessern. Wir sind überzeugt und haben die Bestätigung davon in den Korrespondenzen manches Berichterstatters gefunden, dafs die von den Weltblättern ausgesandten hervorragenden Persönlichkeiten, welche ihrem Berufe mit dem richtigen Taktgefühl nachgingen, darunter vorzugsweise leiden mufsten, dafs eine Legion von unqualifizierten und nicht accreditierten Individuen sich auf dem Kriegsschauplatze als Berichterstatter aufhielten, die durch ihr Gebahren dem gesamten Kriegskorrespondenten-Wesen schadeten. Das

ist die Kategorie der Korrespondenten, welcher unter No. 3 gedacht werden wird.

Wenn nun die grofsen Weltblätter geeignete Männer als Korrespondenten entsenden, die die Erlaubnis erhalten, dem Hauptquartier folgen zu dürfen, — wenn von diesen Korrespondenten verlangt wird, dafs sie sich der Kontrolle im Hauptquartier, soweit es diesem notwendig erscheint, unterwerfen, — dann mufs man auf der anderen Seite auch erwarten, dafs die Betreffenden im Hauptquartier eine dementsprechende Behandlung erfahren, nicht nur für ihre Person, sondern auch für ihre Sache.

Wie wir es als bestes Mittel gegen ein übertrieben entwickeltes Nachrichtenwesen hinstellten, dafs die Heeresleitung prompt und wahr in ihren offiziellen Bulletins sein soll, so möchten wir es auch als beste Gewähr für das richtige Verhalten der beglaubigten Vertreter der Presse im Hauptquartier halten, wenn ihnen nicht nur schroffe Verbote gegen Veröffentlichungen zugehen, sondern ihnen auch Material gegeben wird, über welches sie berichten dürfen. Man teile diesen Kriegskorrespondenten, deren Anzahl ja nur gering sein kann, neben den offiziellen Bulletins prompte, zuverlässige Nachrichten mit, die sie für die Zeitung entsprechend bearbeitet in die Heimat senden dürfen, dann wird sich bald ein gegenseitiges Vertrauens-Verhältnis ausbilden, bei dem die beiderseitigen Interessen am besten gewahrt werden. Das Publikum in der Heimnt erhält gute und zuverlässige Nachrichten, nicht nur in Gestalt von kurzen offiziellen Bulletins, sondern in Berichten, die dem grofsen lesenden Publikum verständlich sind und gefallen.

Auf solche Weise wird dem im Volke vorhandenen berechtigten Bedürfnis nach Nachrichten und Schilderungen buntester Art aus dem Kriegsleben Rechnung getragen, ohne die militärischen Interessen, also die der Armee und des Vaterlandes, zu schädigen.

Selbstverständlich kann es vorkommen, und wir erwähnten einen solchen Fall, welcher in der Zeit der vorbereitenden Operationen zur Schlacht bei Sedan sich zutrug, dafs die Korrespondenzen auch dieser Berichterstatter, ebenso wie alle Privatbriefe u. s. w. durch heimliche Ordre bei der Feldpost zurückbehalten werden. Den höheren Interessen, welche eine solche Mafsregel erheischen, mufs der Kriegskorrespondent sich natürlich fügen, ohne nachher Klagen über ihm zugefügtes Unrecht in die Oeffentlichkeit zu bringen.

Es lassen sich über die Stellung und das Verhalten auch dieser Kategorie von Berichterstattern keine detaillierten Vorschriften geben; wir glauben indessen in Vorstehendem angedeutet zu haben,

wie sich wohl ein gegenseitiges gutes Einvernehmen zwischen der Militärbehörde und den Korrespondenten erzielen liefse. Thatsächlich hatte ein solcher modus vivendi im Kriege 1870/71 in den deutschen Hauptquartieren sich herausgebildet.

Zu 3. Die dritte Kategorie von Kriegskorrespondenten ist die gefährlichste. In erster Linie geben die so verschiedenartigen Persönlichkeiten, welche den Beruf ausüben, keinerlei Garantie dafür, dafs nur Berichte abgesandt werden, welche der eigenen Armee nicht schädlich sind. Es fehlt ihnen auch vielfach jegliches Urteil hierüber, während man bei den accreditierten Kriegskorrespondenten der grofsen Weltblätter dies eher voraussetzen darf. Die Spalten der heimatlichen Blätter sollen mit neuen und spannenden Nachrichten gefüllt werden, ob diese nun nützlich oder schädlich, wahr oder unwahr, den Verhältnissen ähnlich oder übertrieben sind, das wird nicht sorgfältig erwogen. Wie die Stechfliegen umschwärmen diese Reporter die Armee, hier fortgewiesen, dort wieder auftauchend, nie ermüdend in ihrem saueren Berufe. Diese Leute sind es, welche das Kriegskorrespondenten-Wesen jedem Heerführer verhafst machen, und welche darum ihren besseren Kollegen, die der grofsen Sache nicht schaden, sondern nur dienen, die bekannten Schwierigkeiten bereiten. Diese Korrespondenten sind die gefährlichsten, weil sie nicht kontrolliert werden können; sie sind nicht zu beaufsichtigen auf dem weiten Kriegsschauplatze in ihrer Thätigkeit, sie sind nur gewaltsam auszuweisen. Mit rücksichtsloser Strenge sollte man gegen diese Leute vorgehen, die der Truppe nur Lagerraum und Nahrungsmittel fortnehmen und unter der Maske der Freundschaft ihr nur schaden.

Die Journalistik selbst hat durch ihre Ausweisung nichts verloren, denn ihre Berichte haben nur zweifelhaften Wert. Die Geschichtsforscher späterer Zeiten würden allein verlieren, weil ihnen die schwierige und darum lohnende Arbeit genommen würde, aus dem Chaos von sich widersprechenden Nachrichten und Schilderungen das Richtige herauszufinden.

Vor uns liegt die neueste Auflage einer weitverbreiteten Weltgeschichte. Wir wollen aus Dankbarkeit gegen den Verfasser, dessen Werk wir oft zu Rate gezogen haben, den Namen verschweigen. In dieser neuen Auflage ist auch bereits der Krieg 1870/71 bearbeitet. Da findet sich denn ein Gefechtsbericht abgedruckt, der der heiteren Laune mehrerer Offiziere zu verdanken ist, die ihn in einer Laube dem nach Nachrichten durstenden Korrespondenten eines ausländischen Blattes diktierten. Der betreffende Herr kam am Ge-

fechtsabend spät an, stellte sich uns vor, und da er einen ausgezeichneten Cognak für einen Grogk mitbrachte, so war er uns ein willkommener Gesellschafter. Das Gefecht war vorbei, ehe er ankam; er hatte nichts davon gesehen, mufste aber natürlich dabei gewesen sein. So schrieb er denn nach unseren in scherzhafter Laune übertriebenen Schilderungen als »Augenzeuge« den Gefechtsbericht nieder, der bald in seiner Zeitung erschien, und den man nun in einer Weltgeschichte als »wahrheitsgetreue Darstellung« wiederfindet!

Fort mit diesen Kriegskorrespondenten im Interesse der Armee, des lesenden Publikums und des gesamten Kriegskorrespondenten-Wesens!

Zu 4. Die vierte Quelle, aus denen die Presse schöpft, sind die heimlichen Korrespondenten in den Reihen der Armee. Wir möchten diese Kategorie wieder in zwei Gruppen teilen.

Der ersten Gruppe gehören diejenigen Militärs an, welche direkt an Tagesblätter und im Auftrage von Zeitungen Berichte schreiben. Ihre Zahl ist nicht gering, aber was sie schreiben, betrifft meist nur die eigenen Erlebnisse und diejenigen der Truppe, in der sie stehen. Gefährlich sind die Berichte in der Regel nicht, doch machen sie nicht selten böses Blut in den Reihen der Armee und sind darum verwerflich und auch in der deutschen Armee streng verboten. Der Einzelne, wenn er auch noch so wahrheitsgetreu sein will, schildert die Ereignisse, wie er sie von seinem Standpunkte aus gesehen und erlebt hat; das ist aber durchaus einseitig. Dadurch kommt es nicht selten vor, dafs eine Truppe, die eine gewandte Korrespondenten-Feder in ihren Reihen hat, auf Kosten anderer Truppenteile in der Heimat als Heldentruppe gepriesen wird. Es entspricht eine derartige Berichterstattung aus den Reihen der Truppe heraus nicht den althergebrachten Traditionen der preufsischen Armee. Die Truppe schreibe ihre Geschichte mit dem Säbel, lasse die Thaten für sich sprechen und Andere für sich schreiben. Wer das Bedürfnis hat, seine Erlebnisse niederzuschreiben, der thue dies in einem Tagebuche oder in Briefen an die Seinen, aber nicht in der Presse. Es entsteht sonst leicht in den öffentlichen Blättern ein Federkrieg, welcher der Würde der Truppen nicht entspricht und ihre wirklichen Verdienste nur herabdrückt.

Die zweite Gruppe dieser heimlichen Korrespondenten weifs in der Regel nichts von der eigenen schriftstellerischen Thätigkeit. Ein Jeder schreibt seine Thaten, seine Leiden und Freuden, wie sie das Kriegsleben mit sich bringt, in die Heimat. Sein Brief hat

für die Seinigen ein hohes Interesse; es wird vorgelesen im Kreise der Familie, und wenn er Nachrichten vom Nachbarssohn bringt, auch dort. Enthält er nun gar Schilderungen von den Thaten der im Heimatsorte garnisonierenden Truppe, dann hält man es für nötig, den Brief auch weiteren Kreisen bekannt zu machen; er wird dem »Anzeiger«, dem »Tageblatt« u. s. w. eingeschickt, und dort lesen wir bald: »Dem Briefe eines Teilnehmers an dem Gefecht bei X entnehmen wir folgende interessante Schilderung . . . . .« — So wird jener Briefschreiber zum Zeitungs-Korrespondenten, ohne sein Zuthun. Es ist nach dem Schreiber derartiger Korrespondenzen im Kriege 1870/71 oftmals in den Reihen der Truppen recherchiert worden, und es mufste immer wieder der Befehl gegeben werden, die Anverwandten zu ersuchen, Privat-Korrespondenzen nicht zu veröffentlichen. Wir kennen mehrere Fälle, wo Offiziere wegen einer hervorragenden That von Untergebenen, vielleicht Einjährig-Freiwilligen, sehr gefeiert waren; entweder lag eine Heldenthat gar nicht vor, der Fall war übertrieben geschildert, oder aber ein anderer Militär hatte das wirkliche Verdienst an der Sache. Dem Korrespondenten, der in Reih und Glied steht, ist es so erzählt worden, wie er schrieb, er hat es selbst geglaubt, und er mag es den Seinigen weiterberichten. Wenn aber dergleichen Berichte in die Oeffentlichkeit gelangen, so ist es für den Offizier höchst unangenehm, den Vorgesetzten, den Kameraden, der ganzen Truppe gegenüber. Soll er die Sache durch eine Gegenerklärung richtig stellen und so den Federkrieg beginnen?

Wenn nun Privatbriefe, wie dies nicht selten der Fall ist, die Leiden des Kriegers in schwärzesten Farben schildern; wenn ein Muttersöhnchen, weichlich von Natur, kleine Entbehrungen, über die der stramme Soldat kein Wort verlieren würde, als schreckliche Leiden hinstellt; wenn er dabei Anklagen erhebt gegen Personen und Behörden wegen Pflichtvergessenheit, ohne in der Lage zu sein, ein sachgemäfses Urteil darüber fällen zu können, wenn dann solche Privatbriefe in der Zeitung erscheinen, so ist dies ganz direkt verwerflich. Mag der Sohn seiner Mutter Thränen der Rührung entlocken über die Leiden, die er auszustehen hat; in die Presse gehören solche Berichte nicht, sobald sie geeignet sind, Behörden und Personen, die in treuer Pflichterfüllung arbeiten, ungerechtfertigter Weise dem öffentlichen Tadel preiszugeben.

Wenn Jeder, der zur Publikation solcher Privatbriefe Veranlassung giebt, wüfste, wie er dem Einzelnen, ja einer ganzen Truppe schadet, sei es durch öffentlichen Tadel oder durch Lob, so würde

er wahrscheinlich die Veröffentlichung unterlassen. Durch Lob wird allerdings dem Einzelnen oft mehr Unangenehmes bereitet, als durch Tadel. Die Details, wie ein Offizier durch solches Lob in der Presse genötigt sein kann, die ehrengerichtliche Untersuchung gegen sich zu beantragen, entziehen sich der Besprechung; er bedarf eventuell der Rechtfertigung, dafs nicht er selbst zu der Verherrlichung seiner Person Veranlassung gegeben hat, sondern, dafs es ohne sein Zuthun durch Andere geschehen ist.

Leider ist die Zahl der Veröffentlichungen aus den Reihen der Armee nicht gering. Mittel, dieselben ganz zu verhindern, giebt es kaum, denn die Verbote, welche militärischerseits gegeben werden, lassen sich nicht kontrollieren. Wird ein heimlicher Korrespondent in der Truppe entdeckt, so schreitet man, wie manches Beispiel aus dem Kriege 1870/71 beweist, gegen ihn ein; aber es ist schwer, die Berichterstatter oder Briefschreiber zu ermitteln.

Ein besseres Mittel ist, dafs die Zeitungs-Redaktionen selbst das richtige Gefühl haben für diejenigen Korrespondenzen, welche sie ohne Nachteil für Personen oder die Sache veröffentlichen können, und für Berichte, die sie besser nicht aufnehmen. Gröfsere Zeitungen werden immer über entsprechende Persönlichkeiten verfügen, welche die militärischen Verhältnisse richtig zu beurteilen verstehen.

Dies führt uns zum Schlufs auf einen Gesichtspunkt, auf den wir das höchste Gewicht legen möchten.

Wir haben zugegeben, dafs das Kriegskorrespondenten-Wesen seine hohe Bedeutung hat, dafs es ein Bedürfnis ist; wir haben auf der anderen Seite nachgewiesen, welche Gefahren und Unannehmlichkeiten es in militärischer Hinsicht mit sich bringt; wir hatten endlich versucht, die Frage zu lösen, wie man den sich widerstrebenden Interessen vielleicht Rechnung tragen könnte?

Bei Lösung dieser Frage scheint uns die Presse selbst und ihre Haltung der wichtigste Faktor zu sein.

Es ist wohl zweifellos, dafs kein deutsches Blatt der deutschen Armee, noch denjenigen, welche ihr angehören, im Kriege Schaden zufügen will. Die Nachteile und Unannehmlichkeiten, welche der Armee oder dem Einzelnen durch Zeitungsberichte erwachsen, sind fast ausnahmslos unabsichtlich zugefügt. Es besteht eben ein Unterschied in der Auffassung über das Nützliche und Schädliche.

Man mag über alle Tagesfragen, politische, wirtschaftliche u. s. w. verschiedener Ansicht sein, man mag die freie Meinungs-Aeufserung in der Presse ausüben; wenn es sich aber um militärische Dinge im Kriege oder Mobilmachungs-Angelegenheiten handelt,

dann sollte die Presse selbst sich freiwillig die militärischerseits gewünschte und erforderliche Beschränkung auferlegen. Bei solchen Dingen handelt es sich nicht lediglich um die Vertretung von Partei-Ansichten oder das Mein und Dein, — hier handelt es sich um das Wohl des ganzen Vaterlandes, um das Blut seiner Söhne. Diese Ueberzeugung möge sich mehr und mehr unter den Leitern der Presse und dem Publikum Bahn brechen! Wo man im Zweifel ist über die Opportunität dieser oder jener Kriegskorrespondenzen, da wird man dieselbe besser nicht veröffentlichen, als dafs man Gefahr läuft zu schaden. Das lesende Publikum verliert nichts, wenn es die Mitteilung nicht erhält.

Wenn diese Ueberzeugung mehr und mehr festen Fufs gewonnen hat, dann braucht eine der Presse lästige Censur gar nicht ausgeübt zu werden. Dann sind ihre Vertreter, die sie zur Armee entsendet hat, dort gern gesehen. Die allgemeinen Klagen der Kriegskorrespondenten hören auf oder werden auf die Fälle beschränkt, in denen von der einen oder anderen Seite Berechtigung dazu vorhanden ist.

Eine solche Presse wird der Heeresleitung auch dienlich sein können. Sie vermeidet es, vom eigenen Heere zu berichten, was dem Feinde nützen kann, während sie bemüht ist, durch ihre zahllosen Fühlhörner Nachrichten über die feindliche Armee zu bringen.

Es sei nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, wie die grofsen deutschen Zeitungen im Wesentlichen diese Gesichtspunkte während des Krieges 1870/71 befolgt haben, wenigstens im Vergleich zur französischen Journalistik.

Je mehr indessen bei Kriegskorrespondenzen und Nachrichten, die im Frieden über Mobilmachung u. s. w. veröffentlicht werden, die militärischen Interessen Berücksichtigung finden, desto mehr gereicht dies zum Wohle des Vaterlandes!

XVII.

Umschau in der Militär-Litteratur.

Betrachtungen über die Schiefsübungen der Infanterie, Verwendung und Behandlung des modernen Infanterie-Gewehrs, nebst Andeutungen über die Konstruktion einer

handlichen Armee-Waffe und Einführung eines Magazin-Gewehres. Von einem preufsischen Stabsoffizier.

Der Herr Verfasser beabsichtigt einesteils durch seine Schrift den jüngeren, noch unerfahrenen Offizieren zur Heranbildung gefechtstüchtiger Schützen und zur richtigen Verwendung des Infanterie-Gewehres im Massenfeuer ein Hülfsbuch zu bieten und andernteils den älteren Offizieren zur Prüfung des Bestehenden eine Anregung zu geben. Also zwei sehr verschiedene Zwecke werden verfolgt.

Es ist nach unserer Ansicht nicht zweckmäfsig die jüngeren, anzulernenden Offiziere auf scheinbare oder wirkliche Mängel der offiziellen Vorschriften aufmerksam zu machen, wie dies durch Verfolg des zweiten Zwecks des Herrn Verfassers thatsächlich geschehen mufs. Viel besser ist es, wenn wir den jüngeren Offizieren Mittel an die Hand geben, sich in das Bestehende einzuleben. Kein Gebiet fordert hierzu mehr auf, wie dasjenige des Schiefsdienstes. Sind doch heutigen Tages die Ideen der Schiefs-Instruktion, nachdem dieselben seit Ende 1877 uns mitgeteilt sind, noch nicht vollkommen eingebürgert!

Es ist nicht zu läugnen, dafs die Ansichten über Schiefsen auf grofse Entfernungen, über den Wert des Massenfeuers und über Feuerleitung seit 1877 manche Wandlungen erfahren haben. Die Illusionen, welchen wir uns auf Grund der in der Schiefsinstruktion enthaltenen Angaben hingegeben hatten, wurden auf ein bescheidenes Mafs zurückgeführt, — aber keine dieser Angaben mufste bis jetzt als eine irrige bezeichnet werden! Hofften wir von dem Wert des Massenfeuers auf grofse Distanzen zu viel, so war dies unsere, nicht aber der Schiefs-Instruktion Schuld. Vielleicht kann man der Letzteren den Vorwurf machen, dafs sie es auf Seite 69 unterliefs zu betonen, dafs die in den Treffer-Reihen vorgeführten Resultate vor dem Feinde um ein sehr Bedeutendes zu reduzieren seien.

Im grofsen Ganzen sind wir nunmehr auf folgenden Standpunkt gelangt: Der Verteidiger kann unter Umständen grofse Ziele auch bis zu 1200 Meter beschiefsen; der Angreifer aber geht so lange ohne zu feuern vor wie er kann und überläfst die Ueberschüttung des Gegners mit Feuer der Artillerie oder einer anderen hierzu bestimmten Infanterie-Abteilung; das Schützenfeuer (Einzelfeuer) ist die Regel und wird in Feuerpausen von je einer, auch zwei, seltener von 3 Patronen abgegeben. Wir erziehen unsere Schützen auch im Massenfeuer insoweit individuell, als wir die Chargen öfter austreten lassen und in diesem Fall dem Mann eine gewisse Selbstständigkeit in der Schützenlinie geben; endlich legen wir der Ausbildung auf dem Schiefsstand mindestens denselben, der zum gefechtsmäfsigen Einzelschiefsen aber einen viel gröfseren Wert wie früher bei. Allen diesen Ansichten steht die Schiefsinstruktion nicht entgegen; warum also an derselben mängeln, und zwar in einem Buche, welches unseren jüngeren Offizieren als Hülfsbuch dienen soll?

Wenn wir unseren jüngeren Kameraden auf das Entschiedenste abrathen das vorliegende Buch in die Hand zu nehmen, so können wir dagegen den älteren Herren es empfehlen! Reiche Schiefspraxis, verbunden mit eingehendem Studium der Schiefs-Litteratur, diktierten dem Herrn Verfasser seine Zeilen. Wir glauben sowohl ihm, wie der Sache einen Dienst zu erweisen, wenn wir einzelne Details herausgreifen und eingehend besprechen.

In der Einleitung sind wir mit dem Gedanken sehr einverstanden: „Zu der so überaus wichtigen, selbstständigen Verwendung der Waffe Seitens des Mannes gelangen wir einzig und allein durch eine sorgfältige Ausbildung auf dem Schiefsstande.“ Wir möchten diesem Gedanken noch die beiden Folgenden hinzufügen: Zu dieser Ausbildung gehören die eingehenden und rationellen Vor-Uebungen zum gefechtsmäfsigen Einzelschiefsen und dann folgen die mit Platzpatronen auszuführenden Vorübungen zum Abteilungsschiefsen.

Dagegen können wir nach den gegenwärtig in der Armee herrschenden Ansichten die Befürchtung des Herrn Verfassers nicht theilen, dafs in Folge der seit einigen Jahren hervortretenden Cultivierung des Massenfeuers, vor Allem aber durch den leicht mifszuverstehenden Ausspruch „die Masse mufs es bringen“, die Meinung Platz greifen wird, das Schulschiefsen dürfe mit Recht vernachlässigt werden. Wenn auch vor einigen Jahren diese Befürchtung von einem Teil unserer Offiziere ausgesprochen worden ist, so waren dieselben hierzu durch den aufgetauchten Lehrsatz veranlafst, dafs auf grofsen Entfernungen schlecht schiefsende Schützen ziemlich dieselben Resultate im Massenfeuer erreichen wie gute Schützen. Diese Zweifler an einer rationellen Ausbildung im Schulschiefsen übersahen aber vollständig die Anforderungen, welche die Schiefsinstruktion nach wie vor an uns stellte; hiernach konnte das Schulschiefsen nicht vernachlässigt werden und thatsächlich geschah es auch nirgends. Dagegen haben wir in der neuen Schiefsepoche einen erreichten grofsen Vorteil zu registrieren: wir betrachten mehr wie früher das Schulschiefsen als Mittel zum Zweck der Ausbildung im gefechtsmäfsigen Einzel- und Abteilungsschiefsen. Warum verkennt dies der Herr Verfasser? Gewifs hat er selbst seine Freude an den Gefechtsschiefsen, welche der Wirklichkeit allmälig immer entsprechender angelegt werden und welche auf Führer wie Mannschaften erfrischend und belehrend wirken. Oder sollte dem Herrn Verfasser durch lokale oder sonstige Schwierigkeiten keine Gelegenheit zur Ausführung interessanter Gefechts-Schiefsübungen geboten sein? Als besonders wertvoll betrachten wir in dieser Richtung den rationellen Betrieb des gefechtsmäfsigen Einzelschiefsens und verweisen wir auf den Aufsatz im Militär-Wochenblatt von 1880 Seite 958. Wir verkennen indessen nicht, dafs dieser Uebungszweig in der Armee mehr kultiviert werden müfste. Wenn der Herr Verfasser der vorliegenden Broschüre gerade diesen Tadel ausgesprochen hätte, so wären wir ihm sehr dankbar gewesen; da aber seine Ansicht durchschimmert, als wenn in der Armee die Ausbildung auf dem

Schiefsstand in den Hintergrund und diejenige im Massenfeuer in den Vordergrund treten würde; so sind wir nach den gemachten Erfahrungen entschieden mit ihm in Widerspruch und bezweifeln auch ob die in der Armee erreichten Resultate im Prüfungsschiefsen nach den letzten Nachweisungen unsere Meinungsverschiedenheit zu seinen Gunsten entscheiden.

Zum 1. Abschnitt „Schulschiefsen und Ausbildungs-Methode“ haben wir folgende Bemerkungen zu machen. Der Herr Verfasser verwirft die Methode, dafs die Vorbildung der Rekruten zum Schiefsen nur dem Schiefs-Unteroffizier zu übertragen sei, weil dieser dieses Quantum nicht bewältigen könne. Er wünscht, dafs hierzu die 3—4 Exerzier-Unteroffiziere verwandt werden, und sagt „den Ehrgeiz dieser Leute rege zu erhalten, so dafs einer den anderen mit seinen Erfolgen zu überflügeln sucht, ist Sache des Compagnie-Chefs. Wird nun aufserdem die Anordnung getroffen, dafs jeder Lehrer seine Schüler auch nach erfolgter Einstellung derselben in die Compagnie möglichst lange zur weiteren Ausbildung in Ziel- und Anschlag-Uebungen behält, so ist damit ein hervorragend günstiges Resultat gewifsermafsen garantiert, vorausgesetzt, dafs der Compagnie-Chef täglich die Ziel- und Anschlag-Uebungen kontroliert und das Schiefsen mit dem Zielgewehr persönlich leitet. Aber leider sind die Vorzüge dieser Ausbildungsmethode noch viel zu wenig erkannt und dementsprechend auch die Treffer beim Prüfungs-Schiefsen nicht so, wie sie sein sollten und könnten.“ Wir sind keineswegs gegen seine Methode, gehen aber in der Schlufsfolgerung nicht so weit wie er, da uns Beispiele bekannt sind, daſ gute und rationell vorgehende, durch den Compagnie-Chef überwachte Unteroffiziere mit ihren Leuten im Schiefsen auf der ersten Distanz schlechtere Resultate erreichen wie Unteroffziere, welche anscheinend weniger richtig verfuhren; denn es kommt doch bei aller Kunstgerechtigkeit hauptsächlich darauf an, den Leuten ihr ruhiges Blut zu erhalten, nachdem sie die Feuerscheu überwunden haben. Aehnlich verhält es sich beim Prüfungsschiefsen. Bei sinngemäfsem Betrieb führen auch verschiedene Methoden zum Ziel!

Zur Kontrole der Anzeiger, hauptsächlich wenn auffallend gute Resultate angezeigt werden, empfiehlt der Herr Verfasser ein sehr praktisches, bis jetzt wenig bekanntes Verfahren. Er läfst seitens des die Uebung leitenden Offiziers hinter einander neben den Strich, oder in's Blaue 3 Schüsse abgeben — und die Fälschung ist konstatiert, wenn dieselbe versucht wurde. Nach unserer Erfahrung genügten auch 1 bis 2 Schufs, wenn sie absichtlich gleichzeitig etwas hoch oder tief von einem vollkommen sicheren Schützen abgegeben wurden. Nach dem Wortlaut der Schiefsinstruktion können diese Schüsse indefs nicht als Kontrol-Schüsse eingetragen werden, denn dieselben sind nur zur Kontrole des Gewehrs, nicht aber der Anzeiger, im §. 18 der Instruktion vorgesehen. Ein den Bestimmungen lebender Hauptmann mufs denn schon seine für ihn liquidierten 50 Patronen zu dem obigen Zweck bestimmen.

In dem Abschnitt „Uebungen für das Schulschiefsen“ betritt

der Herr Verfasser das Gebiet, welches er nach unserer Meinung zur Befestigung unserer einmal gegebenen Institutionen hätte vermeiden sollen. Er sagt, dafs unsere auf dreijährige Dienstzeit und auf eine jährlich stattfindende Versetzung des Schützen in eine höhere Klasse beruhende Einrichtung nicht zweckmäfsig sei.

Der Herr Verfasser strebt in seinen Vorschlägen nach dem ideellen Ziel: die Mannschaften zu dem Grad von Vollkommenheit zu bringen, dafs dieselben alle Anschlagarten sowie die richtige Ausnutzung der Visire kennen lernen und selbst gegen bewegliche Ziele zur sicheren Führung der Waffe schon im ersten Dienstjahr befähigt werden. Er verwirft zu diesem Zweck das unbedingte Erfüllen von Bedingungen und läfst jährlich, wie es uns scheint, 3 Klassen durchschiefsen, wozu in der dritten 16 Uebungen zu je 5 Patronen, in der zweiten 9 Uebungen zu je 3—4 Patronen und in der ersten Klasse ebenfalls 9 Uebungen zu je 3—4 Patronen, im Ganzen 134—152 Patronen verfeuert werden.

Die Vorzüge der in Vorschlag gebrachten Uebungen werden in den 3 nachfolgenden Sätzen zusammengestellt:

1) Allseitige, kriegstüchtige Ausbildung der Mannschaft schon im ersten Dienstjahr;

2) Zeit- und Munitions-Ersparnis und Förderung der Ausbildung der Führer betreffs Leitung des Abteilungsfeuers, letzteres in Folge der zum Abteilungsschiefsen verfügbar gewordenen Munition;

3) Entlastung des Compagnie-Chefs und seiner Offiziere von der langweiligen und nutzlosen Quälerei mit den nicht bildungsfähigen Schützen.

Wir unserer Seits können uns nicht erwehren, bei jedem dieser 3 Sätze ein Fragezeichen hinzuzufügen.

Der Abschnitt über das gefechtsmäfsige Einzelschiefsen ist von dem Herrn Verfasser ziemlich kurz abgehandelt. Da dieses Schiefsen fast immer auf den umgeänderten Schiefsständen stattfinden wird, so hätten vielleicht die daselbst zu treffenden Einrichtungen, hauptsächlich die verschiedenartigen verschwindenden Ziele eingehender besprochen werden können. Zur näheren Orientierung hierüber wird der bereits erwähnte Aufsatz im Militär-Wochenblatt 1880 empfohlen.

Das Abteilungs-Schiefsen ist sehr eingehend und sachgemäfs behandelt. Bei der Darstellung der Kolonnen durch 3 hinter einanderstehende Scheibenwände gründet indessen der Herr Verfasser seine Berechnung auf einen konstanten bestrichenen Raum von 50 m; es entspricht dieses nicht den thatsächlichen Verhältnissen und verweisen wir auf Beilage L der Schiefsinstruktion, in welcher die Entfernungen der in Abständen des bestrichenen Raumes hinter einander aufgestellten Scheiben (von den Schützen) angegeben sind.

Im Kapitel des Belehrungs-Schiefsens schlägt der Herr Verfasser zwei recht interessante Konkurrenzschiefsen vor. Er will damit beweisen:

1) dafs das Standvisir das ausschliefsliche Visir gegen Kavallerie von 400 m, spätestens von 350 m bis zur Gewehrmündung ist;

2) dafs nicht, wie die Theorie behauptet, die kleine Klappe, sondern das Standvisir von 380 m, spätestens von 350 m bis zur Gewehrmündung gegen aufrechte Infanterie zur Anwendung gelangen kann und mufs.

Der Herr Verfasser geht hierbei von der Ansicht aus, dafs in der Praxis, hauptsächlich aber vor dem Feind unsere Leute, ohne dafs sie die Absicht haben, stets voll Korn nehmen und nicht Ziel aufsitzen lassen, vielmehr in Mitte des Ziels hinein gehen. — Diese Ansicht hat viel für sich. Die Praxis steht allerdings mit der Theorie in der Anwendung des Massenfeuers vor dem Feinde auf gespanntem Fufs. Nach unserer Ansicht könnte man wohl vermitteln dadurch, dafs man mit vorschriftsmäfsigem „Voll Korn" unsere niedere Visierung einer vereinfachenden Revision unterwerfen würde.

Der 5. Abschnitt „Prüfungsschiefsen" ist mustergültig gehalten.

Ebenso der 6. und 7. Abschnitt „Kontrole des Schiefsdienstes, sowie Einwirkung auf die Heranbildung guter Schützen Seitens des Bataillons-Commandeurs; Einwirkung der höheren Vorgesetzten auf den Gang der Schiefsübung."

Im 8. Abschnitt „Allgemeine Betrachtungen über das Massenfeuer" sucht Verfasser zunächst die Begriffe des Einzel- und des Massenfeuers zu klären. Nach unserer Ansicht gelingt ihm dieses aber nicht bezüglich des ersteren Feuers. Unsere Schiefs-Instruktion kennt den Ausdruck Einzelfeuer nicht; sie spricht von dem Bereich des einzelnen Schusses, innerhalb dessen ein guter Schütze von einem einzelnen Schufs einen Treffer zu erwarten hat, und sagt dann, dafs jenseits dieser Grenzen die sichere Erreichung einer Treff-Wirkung nur dann ermöglicht ist, wenn das Feuer aus einer gröfseren Anzahl von Gewehren gleichzeitig auf dasselbe Ziel gerichtet wird. — Unser Reglement indessen gebraucht den Ausdruck Einzelfeuer ein einziges Mal und zwar in Parenthese im § 37. Daselbst heifst es: Das Feuer einer Schützenlinie wird entweder als Schützenfeuer (Einzelfeuer) oder als Salve abgegeben; die letztere Feuerart wird jedoch nur ausnahmsweise anzuwenden sein." Gebrauchen wir demnach den Ausdruck „Einzelfeuer", so kann darunter nur das als Schützenfeuer abgegebene Massenfeuer verstanden sein. Es liegt aber kein Grund vor, den in Parenthese gegebenen Ausdruck dem allgemein verständlichen „Schützenfeuer" vorzuziehen, und ist es zur Klärung der Begriffe das Einfachste, wenn wir den Ausdruck „Einzelfeuer" einfach nicht gebrauchen.

Im Weiteren werden den Betrachtungen einige wirklich erschossene Friedensresultate zu Grund gelegt, von welchen $^1/_{10}$—$^1/_{30}$ als Kriegsresultate gerechnet werden. Alle stimmen wohl in Folgendem mit dem Herrn Verfasser überein: „Es wäre eine arge Täuschung zu glauben, dafs es im Gefecht möglich sei, das Feuer derart in der Hand zu behalten, wie es die Theorie voraussetzt. Nur unter ganz besonders günstigen Verhältnissen dürfte es möglich sein, das Feuer einer kriegsstarken Compagnie noch einheitlich zu leiten, das heifst Ziel, Visir, Munitions-Quantum und Feuer-Art einheitlich bestimmen zu können. — Unter gewöhnlichen Ver-

hältnissen wird der kriegsstarke Zug die gröfste Abteilung sein, deren Feuer im Gefecht noch einheitlich geleitet werden kann. — Auch hinsichtlich der Feuerdisziplin dürfen wir nicht allzu viel erwarten. Das beste Mittel, das Feuer möglichst lange in der Hand zu behalten, liegt in der thunlichsten Anwendung der Schwarmsalve. Wenn auch die meisten Salven nicht rund ausfallen, so wird doch jedesmal nur eine Patrone verschossen, während das befohlene Tirailleurfeuer gar leicht in ein bis zur Munitionverschwendung sich steigerndes, unmotiviertes Schnellfeuer ausartet. — Dafs kriegserfahrene Offiziere hierüber im Klaren sind, unterliegt keinem Zweifel. Dahingegen können junge, unerfahrene Offiziere nicht oft genug auf die Lehren der Kriegsgeschichte hingewiesen und nicht dringend genug vor dem unmotivierten Schiefsen in weite Regionen gewarnt werden. Auch sind dieselben noch ganz besonders darauf aufmerksam zu machen, dafs die Ziele jenseits der 1200 Metergrenze — eigentlich schon jenseits 1000 m — ganz allein der Artillerie gehören, und dafs derselben bei so enormen Distanzen ganz allein die Bekämpfung der feindlichen Artillerie und Einleitung des diesseitigen Infanterie-Angriffs obliegt."

Die einzige Stelle aus obigem Citat, welche angezweifelt werden kann, ist die Empfehlung der Schwarmsalve. Der Referent dieses hält das Schützenfeuer mit Feuerpausen nach je einer Patrone für das Zukunftsfeuer und möchte die Schwarmsalve nur für einzelne günstige Momente und zum Einschiefsen empfehlen.

In dem nun folgenden Abschnitt „Verwendung des modernen Infanterie-Gewehrs", welcher mit Recht für den Angreifer hervorhebt, dafs er suchen mufs, ohne zu feuern bis auf 400 m heranzugehen, stofsen wir auf einzelne angreifbare Ansichten. So ist gesagt: „Sind wir genöthigt schon auf 600 m das Feuer zu eröffnen, dann ist der Angriff bereits lahm gelegt und ein Reussieren desselben kaum noch zu erwarten." Wenn dieser Ausspruch zum Lehrsatz erhoben würde, dann könnten wir — welche ja vorzugsweise auf die Offensive angewiesen sind — kaum noch wagen unserer alten Tradition gemäfs stets anzugreifen. Wenn unser Angriff auch manchmal recht schwierig sein wird, so sollen wir unseren jungen Offizieren und unseren Mannschaften kein Hehl daraus machen, gleichzeitig aber betonen, dafs der einmal angesetzte Angriff durchgeführt werden mufs.

Zur Defensive bei freiem Gefechtsfeld vor der Front empfiehlt der Herr Verfasser folgendes Verfahren:

„Nach erfolgtem Abschreiten der Entfernungen wird vom ersten Glied das 600 m Visir, vom zweiten Glied das 500 m Visir eingestellt und von beiden Gliedern die kleine Klappe aufgerichtet.

Erster Gefechtsmoment: Eröffnung des Feuers mit Schwarmsalven sobald feindliche Kolonnen oder starke Schützenschwärme in den Bereich dieser Visire treten, d. h. sobald dieselben die Grenze von 650 m überschreiten.

Zweiter Gefechtsmoment: Der Feind ist bis auf 450 m vorgerückt.

Erstes und zweites Glied Schieberklappe, niederlegen ohne Herabdrücken, auf 400 m Schwarmsalve mit der kleinen Klappe.

Dritter Gefechtsmoment: Feind auf 250 m. Drei Patronen Schützenfeuer, demnächst 10 Patronen Schnellfeuer. Die Soutiens schiefsen mit dem Standvisir. ·

Vierter Gefechtsmoment: Ist der Angriff abgeschlagen und die zurückflutende Menge auf 450 m angelangt, so treten die 500 und 600 m Visire wieder in Thätigkeit. Beide Visire gelangen leicht und rasch zur Anwendung, da dieselben, nach dem ersten Gefechtsmoment eingestellt, niedergelegt wurden und jetzt blos mit der linken Hand aufgerichtet zu werden brauchen."

Im Kapitel „die Behandlung des Gewehrs" giebt der Verfasser einige bemerkenswerthe Rathschläge zur Behandlung und Kontrole unserer diffizilen Waffe; in den weiteren: „Andeutungen über die Konstruktion einer handlichen Armee-Waffe" spricht er sich dahin aus, dafs die praktische Konstruktion der Waffe seither nicht die gebührende Berücksichtigung gefunden habe. Er schlägt zweierlei Visireinrichtungen, eine andere Stellung und Form des Abzugs, sowie einen Abzugsbügel mit Griff vor.

In dem Abschnitt „Ueber die Einführung eines Magazin-Gewehrs" spricht sich Verfasser dahin aus, dafs die Magazine für höchstens 5 Patronen berechnet sein dürfen.

Zum Schlufs bemerkt derselbe, dafs die Anerkennung und gebührende Belohnung hervorragender Leistungen im Schiefsen bisher nicht in angemessener Art im Allgemeinen erfolgt sei. — Dafs wir seine Schrift mit grofsem Interesse gelesen haben, geht aus der vorstehenden Besprechung hervor. Gleichzeitig können wir dem Herrn Verfasser die Versicherung geben, dafs wir Vieles daraus entnommen haben, um es in der Praxis zur Anwendung zu bringen. Wir empfehlen die Lektüre vor Allem den Compagnie-Chefs und Bataillons-Commandeuren.

Neue Studie über Verwendung der Artillerie in der geplanten Angriffsschlacht. Vortrag, gehalten in der militärischen Gesellschaft zu Posen am 11. Februar 1882, von Hoffbauer, Oberstlieutenant und Commandeur des Posen'schen Feld-Artillerie Regiments No. 20.

Als Resultat dieser, in der Form aufserordentlich knappen, aber eine Reihe der wichtigsten Fragen aus dem Gebiete der Schlachtentaktik berührenden Studie stellt der Verfasser am Schlusse hin:

„Die Wirklichkeit bietet Schlachtfelder mit wechselndem Terrain und verschiedenartigen andern Verhältnissen. Demgemäfs wird auch das Bild der Schlacht stets ein anderes sein. — Die Leitung der Angriffsschlacht und in ihr die Verwendung der Artillerie können daher nie herabsinken zum geistlosen

Handwerk nach der Schablone — sie müssen stets eine Kunst sein und bleiben."

Das sind goldne Worte, denen wir aus voller Ueberzeugung beipflichten. Nichts desto weniger will es uns bedünken, als ob der Verfasser in seinen positiven Vorschlägen für die Schlachtentaktik der Artillerie zum Teil eben jene Quadratur des Zirkels, die Schablone, welche er in scharfer analytischer Kritik für unmöglich erklärt, doch selbst zu bilden versucht habe.

Dem, was in Kap. I (Einleitung der Schlacht) über die Mittel gesagt, sich durch Kampf bezüglich der Hauptstellung des Feindes zu orientieren, wird schwerlich widersprochen werden. Namentlich leuchtet ein, dafs das von den Russen befürwortete Verfahren, durch „eine gröfsere Menge von Artillerie, welche sich zur Scheinbekämpfung auf weitere Entfernung entwickeln solle" den Feind zur Demaskierung seiner Hauptstellung zu zwingen, wohl „unter Umständen die eigene Absicht verhüllen, aber an sich kein zwingendes Motiv für den Gegner" bilden könne, „mehr zu zeigen, als bisher, namentlich nicht seine Infanterie."

Im II. Kap. „der Haupt-Artillerie-Kampf" spricht sich der Verfasser in bedingter Weise für die von Franzosen und Russen grundsätzlich angenommene 1. Artilleriestellung auf 2400—2500 m vom Feinde aus, wie dies den Verhältnissen wohl entspricht. Wenn er aber bei Bemessung der Minimalentfernung für die Hauptposition den beiden genannten Nationen noch um 100 m bezw. 200 m den Rang ablaufen will, indem er dieselbe auf 1300 m normiert, während die Franzosen 1500, die Russen 1400 m annehmen, so scheint uns dies kaum einen theoretischen Wert zu beanspruchen. In Wirklichkeit werden Terrain und Auftreten des Feindes das gewichtigste Wort sprechen und jedenfalls öfter und mehr zu Gunsten gröfserer als kleinerer Entfernungen. — Das gegen Wiederformieren einer Armeegeschützreserve Angeführte ist durchaus zutreffend und spricht auch gegen die Aussonderung einer solchen unmittelbar vor der Schlacht.

Die Besitzergreifung bezw. das Festsetzen im Vorfelde vor der Hauptstellung des Feindes in systematischer Weise, wie dies auch die Taktik von Meckel ausführt, belegt der Verfasser mit vortrefflichen Gründen. Es ist dies III. Kap. wohl mit das beste des kleinen Buchs und nur mit Einem Punkte können wir uns nicht einverstanden erklären, nämlich damit, dafs die Detachements, welche sich in solcher Nähe des Feindes festsetzen sollen, „dafs ihre Schützen mit der vordersten Infanterie-Linie des Gegners ein hinhaltendes Feuergefecht führen können", vor der gesammten feindlichen Front vorzuschieben seien. Das scheint uns weder thunlich, noch nützlich.

Im Kap. IV. [„entscheidender Hauptangriff der Infanterie (Sturm)"] entwickelt Oberstlieutenant Hoffbauer in sehr fesselnder, wenn auch oft zum Widerspruch reizender Weise seine Ansichten über die Art und Weise, wie die Artillerie den Hauptangriff der Infanterie vorzubereiten und seine Ausführung zu unterstützen habe. Vielfach finden wir die Deduktion zu theoretisch und von den Verhältnissen der Wirklichkeit absehend. So

z. B. wenn für den Hauptangriff der Infanterie Punkt 6 empfohlen wird, „Innehaltung der kürzesten Richtung ohne Rücksicht auf Terraindeckungen“, und wenn Punkt 9 eine bestimmte Breiten-Ausdehnung für den Haupt-Angriff eines Armeecorps, nämlich „2400—3600, wenn er sich gegen einen Flügel, 3800—5000 Schritt, wenn er sich gegen die Mitte der Stellung richtet,“ herausgerechnet wird. Der Erfahrungssatz, welchen der Verfasser aus der napoleonischen Schlachtentaktik für diese Berechnung anführt, ist nicht mehr mafsgebend. Terrain und Feuergefecht spielen heute eine weit gebieterische Rolle, als damals und modifizieren auch die Breite der Front, welche ein Armeecorps unter Umständen decken, ein anderes angreifen kann.

Die beiden Hauptmittel, den Infanterie-Angriff mit Artillerie zu unterstützen, 1) „Hinüberschiefsen über dieselbe“ und 2) „Mitvorgehen“ bespricht der Verfasser recht gründlich und sachgemäfs. Wenn wir uns mit der bedingten Art, wie er ersteres unter Umständen gelten läfst, nur einverstanden erklären können, so finden wir, dafs er die 2. Art etwas zu günstig beurteilt, namentlich bei Berechnung der Räume und Zeiten für das Vorgehen und die Wirkung der Artillerie (S. 23 u. 24) nur die Reglements, keineswegs aber die Wirklichkeit: aufgeweichten Boden, Terrainhindernisse, feindliches Feuer, Verluste u. s. w. in Betracht zieht. Daher kommt es denn auch, dafs er die Artillerie aus ihrer Haupttsellung zur Begleitung des entscheidenden Infanterie-Angriffs bereits weiter vorgehen lassen will, sobald die Spitze des Vortreffens in ihre Höhe gerückt ist. Die erscheint durchaus verfrüht. Sie würde dann ihre Wirkung gerade abbrechen bezw. schwächen, wenn sie am nötigsten ist; die alte preufsische Zeitbestimmung für dies Vorgehen, nämlich der Moment, in welchem das 2. Treffen die Artilleriestellung passiert, halten wir noch immer für den richtigen.

Was endlich seine Theorie über Formierung von Artillerie-Massen betrifft, so entspricht sie der gegenwärtigen Vorliebe für dgl. Massentaktik — indessen darüber, wo man Artilleriemassen formieren kann, entscheidet in erster Linie das Terrain, erst in 2. das Angriffsobjekt. Liegt letzteres vor der Mitte des angreifenden Corps, so ist es gewifs wünschenswert, die Artillerie auf den Flügeln desselben zu formieren, schon der koncentrischen Wirkung wegen; man wird aber selbst in dem ungünstigsten Falle, wenn die Hauptangriffsobjekte vor den Flügeln des Angreifers liegen, wie z. B. in der Schlacht von Spicheren, die Formierung der Artillerie im Centrum nothgedrungen hinnehmen müssen, trotz der excentrischen Wirkung, wenn — das Terrain es gebietet. — Dafs der Verfasser auch die Divisions-Artillerie zur Formierung seiner Massen heranzieht, halten wir für richtig — wenn sie disponibel ist, d. h. das Gefecht der Division nicht unmittelbar zu unterstützen hat. Häufig wird sich auch die Artillerie-Masse so formieren, dafs die Corps-Artillerie neben der bereits im Gefecht stehenden Divisions-Artillerie auffährt. Sollen aber nach durchschlagendem Erfolge des Artillerie-Massengefechts einzelne Batterien den Sturm der Infanterie begleiten, so müssen dazu unbedingt diejenigen verwendet werden, welche

zur Hand, taktisch disponibel und ihrer Aufgabe gewachsen sind. In solch' dringenden Momenten erst wieder der Division Batterien ihrer ursprünglichen Abteilung zuweisen wollen, das scheint uns graue Theorie. Verfasser erkennt auch selbst S. 36 an, dafs es „nicht immer möglich sei."

Was in Kap. V und VI für das Begleiten des Infanterie-Angriffs durch mitvorgehende Batterien und „Artillerie-Mengen" gesagt wird, und gegen das „Weitzurückhalten der Artillerie," können wir cum grano salis anerkennen, müssen aber warnen, sich nicht zu einem nutzlosen und unter Umständen geradezu verderblichen Mitschleppen von Batterieen in das Getümmel des Infanteriekampfes verführen zu lassen. Aufnahmestellungen müssen so gewählt sein, dafs ihre etwaige Wirksamkeit nicht auf Gnade und Ungnade vom Verfahren der eigenen Infanterie abhängig wird.

Mit dem Kap. VII „Befehlgebung vom Standpunkte der höheren Truppenführung aus" sind wir am wenigsten einverstanden. Verfasser will Alles befehlen und greift daher vielfach in die Sphäre der Unterbefehlshaber ein. Ein Armeebefehl von $1^1/_2$ Druckseite mitten in der Schlacht, der nicht nur den Angriff von 2 Corps, sondern die detaillierte Verwendung der Divisionen, Brigaden und eines Regiments, die Formierung von Artillerie-Massen in Bezug auf Raum und Zeit, ihre Spezialbedeckungen, Verbindungen u. s. w. anordnet, aufserdem an 12—15 Commandeure bekannt gegeben, daher mindestens hektographiert werden müfste, scheint uns ein Unding; ein historisches Beispiel dafür dürfte es wenigstens nicht geben.

Wir bedauern, auf die im höchsten Grade anregende, viele wichtige Fragen leider allzu knapp behandelnde Schrift, die wir jedem Offizier zu eingehendem Studium empfehlen können, aus Gründen des Raumes nicht noch näher eingehen zu dürfen. Manches ist bestreitbar, Alles interessant.

Von den beiden Figurentafeln halten wir die erste für überflüssig. S.

Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. VIII. Jahrgang 1881. Herausgegeben von H. v. Löbell, Oberst z. Disp.

Mit einem „Embonpoint", der deutlichst das Wohlbefinden bekundet, liegt der achte Jahrgang der Löbell'schen Jahresberichte, in einem wohlausgestatteten, ansehnlichen Bande vor uns. Wie immer, so bringen die Jahresberichte auch diesmal nicht nur viel, sondern auch des Guten, Lehrreichen und Beachtenswerten viel. Schon früher habe ich das Werk als einen beredten Zeugen deutschen Fleifses und deutscher Gründlichkeit hinstellen zu müssen geglaubt, und ich darf wohl sagen, jeder neu erschienene Band befestigte mehr und mehr dies mein Urteil. So auch der vorliegende.

Ueber das Heerwesen von 23 Armeen berichtet in meistens sehr ausführlicher Weise der erste Teil des Buches; 7 Armeen sind darunter, die „Europens übertünchte Höflichkeit" nicht kennen, und unter diesen ist die „neue" Welt zum ersten Male durch die vereinigten Staaten von Columbia, die Republik Guatemala und die vereinigten Staaten von Nord-Amerika vertreten. Dem Urteile eines Uneingeweihten entzieht es sich,

aus welchen Gründen den beiden erstgenannten Staaten die Ehre zu Teil geworden ist, aus dem Dunkel ihrer Existenz hervorgeholt zu werden, während z. B. über das Heerwesen des in den letzten Jahren oft genannten Bolivia die Jahresberichte sich noch nicht ausgesprochen haben. Durch Gründlichkeit zeichnet sich unter diesen Berichten der über Rufsland aus. Mit wenig Ausnahmen bilden die Berichte dieses Abschnitts eine Quelle reicher Belehrung. — Unter den Berichten des zweiten Teils verlangt der sehr eigenartige über die Taktik der Infanterie ein näheres Eingehen. Der erste Unter-Abschnitt desselben ist überschrieben „die taktische Bewegung“ und heifst es dann im Eingange: „Wiederholt glaubte man diese Bewegung als abgeschlossen betrachten zu können.“ Ich würde in nicht geringe Verlegenheit gerathen, sollte ich die Frage beantworten, was der Bericht unter der taktischen Bewegung versteht, die man wiederholt als abgeschlossen glaubte betrachten zu können. Ehrlich gestanden, ich weifs es nicht. Die Grundzüge der modernen Taktik sind längst klar gelegt und allgemein anerkannt; über Einzelheiten werden stets, so lange nicht alle Militärs nach einer Schablone denken und handeln, Verschiedenheiten herrschen und in der Militär-Litteratur zum Ausdruck gebracht werden. In dieser Beziehung giebt es mit anderen Worten schlechterdings keinen Stillstand, sondern es herrscht eine fortwährende Bewegung. Anttatt dafs uns nun der Jahresbericht eine Zusammenstellung über die Veränderungen und Fortschritte in der Taktik der Infanterie bringt, beliebt es dem Referenten, seine taktischen Ansichten mitzuteilen. Als „Kernpunkt der fraglichen Sache“ wird das Problem der Frage hingestellt: „Wie wird dem vernichtenden Feuer der heutigen Defensive gegenüber der entscheidende Angriff im freien Felde durchgeführt?“ Als Antwort, die darauf Litteratur und Reglements geben, lesen wir dann: „1. Das entscheidende Feuer liegt in der möglichsten Ausnutzung der eigenen Waffen auf naher Entfernung. Darauf mufs der Sturm erfolgen.“ und „2. Wie wird der Angriff auf diese entscheidende nahe Entfernung herangeführt?“ Mit dem unter 1 Gesagten wird man es nicht so ganz wörtlich nehmen dürfen, um das Richtige herauszufinden, bei dem unter 2 Gesagten ist die Antwort in eine neue Frage gekleidet. Nicht ganz leicht windet man sich dann durch die Erläuterungen des Referenten zu Punkt 1. „Wir lassen die Aussprüche einiger Schriftsteller über die Natur des Kampfes folgen,“ schreibt der Referent und citiert Clausewitz, Moltke, Scherff, Hessert. Mitten zwischen diesen steht „v. Boguslawski will keine Feueröffnung des Angreifers vor 500 Schritt, fortwährende Verdichtung der Feuerlinie bis zum Sturm.“ Hier ist also weder ein „Ausspruch“ eines Schriftstellers noch eine Angabe „über die Natur des Kampfes“ gebracht. — Bei der Betrachtung des 2., als Antwort dienenden, in Frageform gekleideten Punktes: „Wie wird der Angriff auf diese entscheidende nahe Entfernung herangeführt“ sagt der Referent „die Hauptfrage beim Heranführen des Angriffs auf die nahe entscheidende Entfernung liegt darin: Soll der Angreifer Fernfeuer anwenden oder nicht?“ Nachdem er

erwähnt, dafs die deutsche Schiefsinstruktion als Fernfeuer das Feuer über 700 m hinaus bezeichnet, zeigt er sich als ein warmer Verteidiger des Infanterie Fernfeuers und führt für seine Ansicht an, „dafs nach Schiefsversuchen der belgischen Schiefsschule im Lager von Beverloo der selbst in Schützengräben liegende Verteidiger schon auf 600 – 700 m durch das Feuer des Angreifers leidet.“ Zwischen 700 m und 600 m trafen 5,8 Prozent der Schüsse. Dies nennt Referent eine erhebliche Leistung des Fernfeuers! Nimmt man an, dafs im Gefecht vielleicht $^1/_{20}$ dieses Friedensresultates erzielt wird, so würden also auf 2000 Patronen etwa 5 Treffer fallen!“ — „In die Details des Heranführens des Angriffs kann innerhalb der Grenzen eines Berichts der taktischen Bewegung nicht weiter eingegangen werden“ erklärt Referent im Weiteren. „Wir berühren nur noch zwei taktische Streitfragen, zwei Formfragen des Angriffs. Die eine betrifft die dünnen und dichten Schützenlinien, die andere das Eindoublieren.“ In der näheren Betrachtung dieser Streitfragen wird entschieden nichts Neues zu Tage gefördert, sondern es finden nur längst bekannte und anerkannte Ansichten hier nochmals ihren Platz. „Die Literatur zur Infanterietaktik“ ist der zweite Abschnitt des Berichts; er führt 4 taktische Schriften, zum Teil nur ganz kurz an, denen sich drei über „die Technik des Schiefsens“ anschliefsen. Im nächsten Abschnitt, „Deutschland“ genannt, lesen wir zuerst als Ueberschrift „Bajonnetfechten“, aus welcher Abhandlung der nachstehende Satz hervorgehoben sei: „Selbst die gröfsten Verehrer der Feuertaktik geben zu, dafs das Feuer in der Regel die Vertreibung des Feindes nicht bewirkt, dafs man dazu unbedingt das Bajonnet benutzen wollen müsse“ — ihm reiht sich als nächstes Kapitel an „Ausbildung“, welches aber nur 10 Zeilen enthält. Oesterreich-Ungarn, Rufsland, England, Frankreich finden dann in den folgenden Abschnitten sehr kurze Erledigung. Der Aufsatz, der hier durch die angeführten Stellen in seiner Eigenart charakterisiert sein dürfte, zeichnet sich schliefslich auch noch dadurch aus, dafs er von den taktischen Aufsätzen, die in den verschiedenen milit. Zeitschriften während des Jahres 1881 erschienen sind, nur einen des Militär-Wochenblatts für erwähnenswert hält!

Ganz vortrefflich in jeder Art ist der „Bericht über die Taktik der Kavallerie“, er wird unbedingt allseitig ebenso wie der über die Taktik der Feld-Artillerie reichen Beifall finden. Genufs und reiche Belehrung gewährt das Studium dieser beiden sachlich und in den richtigen Grenzen gehaltenen Abhandlungen. Der Bericht über die Taktik des Festungskrieges dürfte etwas stark auf dem Standpunkte der „opportunen Objektivität“ stehen, der über das Befestigungswesen ist der längste des ganzen Bandes, er umfafst 75 Seiten! Ueber ihn, der im grofsen Ganzen wenig Neues bringt, näher zu berichten, vermag ich nicht, denn ich mufs wie der alte Möllendorf sagen, als ihm ein Projekt Knesebeck's über die Organisation der Landesmiliz vorgelegt wurde: „Es mag alles ganz schön sein. Aber für mich ist es zu hoch, ich kann es nicht begreifen.“ Ein

ungemeiner Fleifs und äufserste Sorgfalt sprechen augenscheinlich aus diesem Berichte, aber — so schreiben mir auch zwei hochgeschätzte Gönner, auf deren Urteil ich im vorliegenden Falle besonders viel gebe — er bleibt ein Buch mit sieben Siegeln für die Menge. — Die Berichte über Material der Artillerie und die Handfeuerwaffen geben nicht zu besonderen Bemerkungen Veranlassung; sie entsprechen vollständig dem Zwecke.

Unter den „Beiträgen zur militärischen Geschichte des Jahres 1881“ fesselt der kurze Bericht über den letzten Teil des Krieges von Chile gegen Bolivia und Peru durch die sehr interessante Darstellung; der über den Krieg der Engländer im Transvaalgebiete scheint von einem Berichterstatter herzurühren, der die Feinheiten der deutschen Sprache nicht kennt, auch ist die Schilderung der Ereignisse sehr ungünstig gruppiert. Hier wäre es nach meiner Ansicht Sache des Herausgebers gewesen, verbessernd einzugreifen. Eine frühere Unterlassungssünde macht der diesjährige Bericht dadurch gut, dafs er endlich, 3 Jahre zu spät, einen Aufsatz über die im Jahre 1879 unternommene russische Expedition gegen die Achal Teke in Verbindung mit der 1880/81 ausgeführten bringt. Wollte ich mich des Weiteren über die Nekrologe und die milit. Chronik des Jahres 1881 auslassen, es erklänge das alte Lied, das dieserhalb schon so oft, aber ohne Erfolg in den Jahrbüchern gesungen ist. Berichte über die kriegsgeschichtliche Litteratur, militärische Erfindungen, Militär-Telegraphie, Luftschifffahrt, Eisenbahnwesen, Brieftauben, Telephon u. s. w., über Militär-Rechtspflege und Militär-Sanitätswesen kennt der sonst so inhaltreiche 8. Jahrgang der Jahresberichte nicht. Im Uebrigen nichts für ungut! Es gilt der Sache, und die kleinen Steine, die im Wege liegen, vermeid' ich nicht sorgfältigst, sondern suche sie fortzuschaffen. „Vivat sequens!“

Die deutschen Landsknechte. Ein Kulturbild von Dr. Friedrich Blau, Oberlehrer am Gymnasium zu Görlitz. Zweiter Abdruck. —

Das reich mit Bildern nach Dürer, Holbein u. s. w. ausgestattete Buch giebt uns eine getreue, auf sorgfältiges Studium begründete lebenswarme Schilderung des Landsknechtslebens mit all seinen Licht- und Schattenseiten. Wie das Landsknechtswesen seine grofse kulturgeschichtliche Bedeutung hatte, so vertritt auch das vorliegende Werk hauptsächlich diesen Standpunkt, was nicht ausschliefst, dafs es auch in militärischer Beziehung ein ganz besonderes Interesse beanspruchen darf. Vielfach wird man in den Einrichtungen des Landsknechtsheeres die Spuren unserer jetzigen Heereseinrichtungen wiederfinden. Seines Zweckes bewufst, bemüht sich der Verfasser sichtlich und nicht ohne Erfolg, dem rauhen, wilden Dasein der deutschen Landsknechte stets die beste Seite abzugewinnen, und der derben Ausdrucksweise des 16. Jahrhunderts das heut zu Tage vielleicht Anstöfsige zu nehmen. Für das Studium der Entwickelung des deutschen Heerwesens ist das Buch von grofsem Werte, auch enthält es schätzens-

werte historische und biographische Angaben über die Thaten und Führer der „frommen" Landsknechte. In militärischen Kreisen wird das interessante Werk gewifs bald viele Freunde finden.

XVIII.

Verzeichnis der bedeutenderen Aufsätze aus anderen militärischen Zeitschriften.

(15. Juni bis 15. Juli 1882.)

Militär-Wochenblatt (No. 47—57): Die 100 jährige Jubiläumsfeier des Grofsherzogl. Mecklenb. Grenadierregiments Nr. 89. — Bemerkungen zu dem Aufsatze „Unser Pferdematerial und seine Konservierung." — Die Reorganisation der englischen Artillerie. — Das 200 jährige Jubiläum des Königlich bayerischen 2. Infanterie-Regiments Kronprinz. — Ueber Schützengräben und Feuertaktik in der Defensive. — Das russische Reglement über den Felddienst vom 16. November 1881. — Das 150 jährige Jubiläum des Kgl. bayerischen 7. Inf.-Reg. Prinz Leopold. —

6. Beiheft: Gottlieb Wilhelm von Platen, kgl. preufs. Generalmajor a. D.

Allgemeine Militär-Zeitung (No. 44—50): Das Heerwesen Oesterreich-Ungarns. — Die französische Infanterie. — Die 100 jährige Jubiläumsfeier des grofshzgl. mecklenb. Grenadier-Regiments Nr. 89. — Das Landes-Verteidigungs-System der Hauptstadt und der Ostgrenzen Frankreich's. — Eine demokratische Ansicht über das Reichsheer. — Die 200 jährige Jubiläumsfeier von vier bayerischen Regimentern. —

Deutsche Heeres-Zeitung (No. 49—57): Zum 25 jährigen Jubiläum der kgl. bayerischen Artillerie und Ingenieur-Schule. — Die taktische Ausbildung der russischen Infanterie. — Seydlitz's Brückensprung. — Zur brennenden Frage: „Unser Pferdematerial und seine Konservierung". — Zur militärischen Jugenderziehung in Frankreich. — Der Spaten als aggressives und defensives Mittel. — Ueber die Erstürmbarkeit der Festungen.

Militär-Zeitung für die Reserve- und Landwehr-Offiziere des Deutschen Heeres. (No. 25—29): Das Treffen bei Nachod. — Ueber die militärische Mission deutscher Offiziere nach der Türkei. — Die Massenverwendung der Artillerie in den Kämpfen Friedrich des Grofsen, Napoleon's und in denjenigen der Neuzeit. — Der Centralverein für Körperpflege in Volk und Schule. — Die Wehrkraft der öster. ung. Kaiserstaates. —

Archiv für die Artillerie- und Ingenieur-Offiziere des deutschen Reichsheeres (89. Bd. III. Heft): Siacci und die stückweise Berechnung der Flugbahn. — Gedanken über Belagerungslaffeten und über den Bau von Belagerungsbatterien. — Ulm als Beispiel für die geschäftliche Entwickelung der Befestigungskunst in Deutschland. —

Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie. (Heft VI): Ueber einige Ergebnisse der neueren Tiefsee- und physisch-oceanischen Forschungen. — Aus den Reiseberichten S. M. S. „Elisabeth."

Streffleurs Oesterr. Militär-Zeitschrift. (VI. Heft): Reglements und Instruktionen für die Ausbildung der Truppe und ihrer Führer, von der Beendigung des ersten Feldzuges gegen das französische Kaiserreich im Jahre 1805 bis zum Kriege 1866. — Der russisch-türkische Krieg in Armenien 1877—78. —

Organ der militär-wissenschaftlichen Vereine (6. u. 7. Heft): Die Expedition Frankreich's gegen Tunesien. — XV Briefe über den Orientkrieg 1877—78. — Der moderne Infanterie-Angriff. — Rückblicke auf die wesentlichsten Neuerungen im Jahre 1881 bei fremden Armeen. —

Oesterr. ung. Wehr-Zeitung „Der Kamerad" (No. 47): Die Notwendigkeit eines Infanterie-Inspektors. — Unsere Kavallerie im Feldzuge 1859. — Teilung der Feld-Artillerie. — Die kgl. belgische Armee. — Ueber Felddienst der Kavallerie. — Frankreich nnd England im Mittelländischen Meere. — Die Kriegsmacht Montenegro's. — Inspizierungen mit Bezug auf das Schiefswesen. — Festungsübungen in Frankreich. — Das Territorial-System. —

Oesterreichische Militär-Zeitung (No. 48—56:) Die Kriegsmacht Montenegro's. — Das Justizwesen der Armee. — Die Magazins-Gewehre und ihr taktischer Wert. — Die kgl. ungar. Honwed-Kavallerie. — Zur projektierten Reorganisation der k. k. Armee. — Das gegenwärtige Persien. — Zur Bequartierungsfrage. — Das Justizwesen der Armee. — Scharfschützen. — Die Hebung der Schlagfertigkeit des k. k. Heeres. —

Oesterreichische ungarische Militär-Zeitung „Vedette" (No. 52): Ansichten über das Feuergefecht der Kavallerie. —

Oesterreichisches Armeeblatt (No. 12—17): Zweck und Ziele der Militär-Journalistik. — Die Detailausbildung der taktischen Grundeinheiten des Heeres. — Die kriegsgemäfse Schulung grofser Truppenmassen. —

Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genie-Wesens. (5. u. 6. Heft): Uebersicht der vorzüglichsten Versuche auf dem Gebiete des Artillerie-Wesens während des Jahres 1881. — Der Bau der Kaiser Franz Josef-Brücke über die Drina bei Gorazda. — Neue Hinterladkanonen von Armstrong. —

Mitteilungen aus dem Gebiete des Seewesens. (No. V u. VI.): Die elektrische Ausstellung in Paris 1881. — Das internationale Seerecht der Gegenwart. — Ueber die Fabrikation von Panzerplatten, speziell im Dillinger Hüttenwerke in Deutschland. — Der Irrtum über die sogenannte „Negertafel".

Journal des sciences militaires (Juni 1882): Die Taktik des Aufklärungsdienstes. — Die französische Kavallerie und die Kritik des Reglements von 1876. — Die Cadres und das Avancement. — Der militärische Geist und die Dienstverkürzung. — Betrachtungen über das Feuer der Infanterie bei Angriff oder Verteidigung von Höhen. —

Le spectateur militaire (15. Juni 1882): Die Formation der Control-Corps. — Das Leben des General Margueritte. — Die Insurrektion von Algier. — Militärische Memoiren des General Hardy. —

(15. Juli 1882): Die Organisatiou der Armee, speziell der Artillerie und des Genie-Corps. — Einige Bemerkungen über Spanien und die spanische Armee. —

Le Progrès militaire (No. 169—178): Die Kavallerie in Tunesien. — Die Kolonial-Truppen. — Die Reform des milit. ärztlichen Dienstes. — Die Artillerie in Tunesien. — Die Rekrutierung in Algerien und den Colonien. — Die französische Kavallerie und die Kritik des Reglements von 1876. — Der Transport zur See. —

La France militaire (No. 131—139): Der Bericht über die milit. Operationen in Tunis durch General Forgemol de Bostquénard. — Die Armee-Kommission. — Das Recht zu schreiben. — Wechsel der Uniform.

L'Armée française (No. 130—139): Tod des Generals Cissey. — Die Rekrutierung der Classe von 1880. — General Barail und die französische Kavallerie. — Das Reglement für den Kavalleriedienst vom 31. Mai 1882. — Die Ereignisse in Tunis. — Der submarine Tunnel. — Die Rekrutierungs-Kommission. — Die Trommler. —

Revue d'Artillerie (Juni 1882): Die Rekonstitution der Artillerie des 16. Jahrhunderts bezw. die 6 Kaliber Kanonen Frankreich's. — Apparat zum indirekten Zielen und Richten der Belagerungs- und Festungsgeschütze.

Revue maritime et coloniale (Juni 1882): Die Fortschritte der Dampffahrzeuge und die Verbesserungen unserer Häfen. — Dimensionen der elektrischen Einheiten in Funktion der fundamentalen Einheiten. — Infanterieschiefsen in bedecktem Gelände. —

L'Exercito italiano (No. 64—78): Die Reserven des Generals Mezzacapo. — Die Stärke der Armee. — Die Militärfrage im Senat. — Das italienische rothe Kreuz. — Solferino und San Martino. — Die ohne Erlaubnis verheiratheten Offiziere. — Die aufserordentlichen Ausgaben vor dem Senat. — Das neue Pensionsgesetz. — Die neue Avancementsordnung nach Wahl.

L'Italia militare (No. 66—83): Die Ordnung des Heeres. — Garibaldi und die Kriegskunst. — Arbeiten und Erzeugnisse des militärisch-geographischen Institutes zu Wien im Jahre 1881. — Die Eisenbahnen und die militärischen Interessen. — Die österreichische Kavallerie. — Das neue Belagerungs-Material. — Die Alpengrenze. — Die egyptische Krisis. — Die Organisation des österr. ung. Heeres. —

Revista militare italiana (Juni 1882): Die Methode bei militärischen Studien. — Leben und Feldzüge des Generals J. A. Majnoni. — Ein häufiger Irrtum bei Uebung eines Gefechts. —

Rivista marittima (Juni 1882): Betrachtungen über Schiffstaktik. — Das italienische Marine-Budget. — Eine notwendige Schule. — Studie in Betreff der besten Zusammenstellung einer Flotte. — Capitain Fondacaro und die Anwendung des Oeles im Meere. — Die Kohlen- und die Eisenindustrie in England. —

Army and Navy Gazette (No. 1166—1173): Die egyptische Krisis. — China's Bewaffnung. — Mangel an Disziplin in Indien. — Die Kavallerie-Organisation. — Die Lehre des Bombardements. —

Army and Navy Journal (No. 980—983): Die Militär-Akademie. — Die Marine-Akademie. — Die Marine im Kongrefs. —

The United Service (Juli 1882): Demokratie und Krieg. — Die Schlacht bei Waterloo. — Mitteilungen für eine Geschichte der Dampfschifffahrt. — Die italienische Artillerie. — Die Schotten bei Waterloo. — Die Reorganisation der englischen Armee. —

Allgemeine Schweizerische Militär-Zeitung (No. 25—29): Militärische Betrachtungen über den Aufstand in Süddalmatien und der Herzegowina. — Bemerkungen eines Fachmannes über die sog. rationelle Fufsbekleidung. — Die türkische Armee-Reform über die zwei neuesten das Militär betreffenden Gesetze. — Leistungen des Infanteriegewehres kleinsten Kalibers

Revue militaire suisse (No. 6): Garibaldi. — Versuche in der Schweiz mit Ringgeschossen und Shrapnels. — Die Befestigung des Schlachtfeldes

Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie (No. 6): Die italienische Armee. — Versuche mit Ringgranaten und Shrapnels für das 8,4 cm Gufsstahl-Ringgeschütz und das 7,5 cm Gufsstahl-Gebirgsgeschütz. — Die Schiefsregeln der Feldartillerie der kontinentalen Hauptmächte Europa's. —

De militaire Spectator (No. 7): Die Herbstmanöver der 2. Infanterie-Division in Oberyssel. 1881. — Uebersicht der Schiefsversuche, gemacht zu Meppen, auf dem Krupp'schen Schiefsplatz am 29. und 30. März 1882. Ueber die Organisation der Schuttery. — Ueber das Einschiefsen mit Granatkartätschen. — Die Ernährung des Soldaten. —

De militaire Gids (3. Lieferung): Ueber den heutigen Standpunkt der niederländischen Feldtelegraphie. — Ueber die Wirkung von Infanterie auf eine Batterie. — Der Krieg in Afghanistan. — Ueber Feldmanöver. —

Konigl. Kriegsvetenskaps-Academiens Handlingar (10—12): Ueber die Verwendung und Ausbildung der Kavallerie für das Gefecht zu Fufs. — Ueber Offensive und Spaten. — Das neue russische Kavalleriereglement. —

Revista cientifico militar (Heft 10—14): Die Belagerung von Taragona 1811. — Die fortifikatorischen Systeme der europäischen Hauptmächte. — Gibraltar. — Die französische, belgische und preufsische Schiefsinstruktion. — Betrachtungen über die Militärmacht Deutschland's, Oesterreich's und Russland's bei einem deutsch-slavischen Konflikt. —

Memorial de Ingenieros (No. 12 und 13): Betrachtungen über die Organisation des Eisenbahndienstes im Felde. — Der Dienst der Torpedo-Mannschaft in Rufsland. — Die Hygiene und die Einrichtung der Kasernen.

Revista militar (No. 11 und 12): Die Regimentsschulen. — Die Tak-

tik der Kavallerie. — Ein neuer Pantograph. — Die grofsen Manöver des 6. franz. Corps 1880. — Ueder Feldbefestigungen. —

XIX.

Verzeichnis der bei der Redaktion eingegangenen neu erschienenen Bücher etc.

(15. Juni bis 15. Juli 1882.)

Arnim, R. v., Oberst z. D.: Zur Taktik der Situation. Taktische Situationen und Mafsnahmen in der Schlacht. I. Abteilung: Die allgemeinen und elementaren Grundzüge der Schlachtentaktik, entwickelt aus der Betrachtung der Rencontre-Schlachten von Custoza u. Loigny. — Mit einer Skizze der Schlacht von Custoza. — 4. u. 5. Heft. — Berlin 1882, Fr. Luckhardt. — 8°. — 142 S.

Blau, Dr. Friedrich., Oberlehrer am Realgymnasium zu Görlitz: Die deutschen Landsknechte. — Ein Kulturbild. — Mit 52 Holzschnitten, 5 photolithographischen Tafeln nach A. Dürer, H. Holbein V. Salis, Jos. Aneman u. A. und einem Titelblatte nach Hans Holbein' — Zweiter Abdruck. — Görlitz, C. Starke. — gr. 8°. — 145 S. —

Buchholtz, F. B., Hauptmann und Compagnie-Chef im Eisenbahn-Regiment: Rathgeber für den Menagebetrieb bei den Truppen. In Bezug auf Organisation, Wirthtchaftsbetrieb, gebräuchlichste Küche. Einrichtungen sowie die zweckentsprechendste Zusammensetzung und Zubereitung der Speisen. — Auf Grund der Instruktion für die Verwaltung des Menage-Fonds bei den Truppen vom 9. Sept. 1878 bearbeitet. — Mit einer Figurentafel. — Berlin 1882. — E. S. Mittler u. Sohn. — 8°. — 166 S. — Pr.: 2,50 Mark.

Dietert, Heinrich: Soldaten-Liederbuch für das kaiserlich-königliche Heer. — Singweisen besorgt von Josef Wörnhart. — Dritte unveränderte Auflage. — Salzburg 1772. — H. Dieter. — kl. 8°. — 192 S. —

Drygalski, A. v., Königl. preufs. Prem.-Lieut. a. D.: Die russische Armee im Krieg und Frieden nach den neuesten Reorganisationsbestimmungen und anderen Quellen hergestellt. Berlin 1882. R. Eisenschmidt. — 8°. — 224 S. — Pr. 4 Mk. —

Feldzug des Herzogs von Rohan im Veltlin im Jahr 1635, mit einer vorausgehenden Abhandlung über den Gebirgskrieg. — Von einem französischen General. — Uebersetzt von einem Stabs-Offizier. — Mit einem Plan des Operationstheaters. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — kl. 8°. — 99 S. — Pr. 2 Mk.

Jahn, W. v., Major: Der Dienst bei den Kontrolversammlungen. — Berlin 1882, E. S. Mittler u. Sohn. — kl. 8°. — 27 S. — Pr. 0,50 Mk.

Kretschmar, H. A. v., Hauptmann à la suite des kgl. sächs. Art. Regts. No. 12. — Taschenbuch für die Feld-Artillerie. — Berlin 1882. E. S. Mittler u. Sohn. — kl. 8°. — 181 S. — Pr. 2 Mk.

Leeb, H., Hauptmann im k. bayr. 12. Inf.-Regiment „Prinz Arnulf“: Die Einnahme von Ulm 1702. — Ein Beitrag zur Geschichte des bayr. Anteils am spanischen Erbfolgekriege nach bisher noch unbenutzzen Quellen. Mit einem Plan und einer Entfernungsskizze. — Ulm 1882, Wohler'sche Buchhandlung. — 8° — 68 S. — Pr. 1,60 Mk.

Militärische Klassiker des In- und Auslandes. Sechszehntes (Schlufs)-Heft: Friedrich der Grofse; militärische Schriften IV. Erläutert und mit Anmerkungen versehen durch v. Taysen, Oberstlieutenant im grofsem Generalstab. — Berlin 1882. R. Wilhelmi. — 8°. — 240 S. — Pr. 1,50 Mk.

Oelhafen, Karl., Prem. Lieut. à la suite II. Fufs-Artillerie-Regiments. — Geschichte der königl. bayer. Artillerie- und Ingenieur-Schule. Aus Anlafs des 25 jährigen Jubiläums. München 1882, Theodor Riedel. — gr. 8°. — 84 S. —

Staudinger, Karl., kgl. Premierlieutenant: Das königlich bayerische 2. Infanterie-Regiment „Kronprinz“ 1682 bis 1882. — Auf Befehl des Regiments-Kommando's verfafst. Erste Lieferung. Vorgeschichte und Zeitraum von 1682—88 — München, 1882. — In Kommission bei R. Oldenbourg. — gr. 8°. — 181 S. Text, 36 S. Anlag.

Druck von A. Haack in Berlin NW., Dorotheenstr. 55

XX.

Albrecht von Wallenstein.

Ein militärhistorisches Charakterbild.

Von

A. v. Crousaz.
Major z. D.

I. Zur allgemeinen Charakteristik.

Der dreifsigjährige Krieg war ein langwieriger Verwüstungsprozess und sein Grundmotiv der konfessionelle Zwiespalt Deutschland's; aber die Politik des Erzhauses Oesterreich hat dann noch einen andern Sinn hineingelegt, und die Einmischung fremder Staaten machte einen europäischen Spekulationskampf daraus. Wirrsal und Grausamkeit wetteiferten in demselben mit einander; der Sieger kannte kein Mafs, und der Ueberwundene wollte sich nicht fügen.

Die aufserordentliche Barbarei, mit der er geführt wurde, entsprang schon allgemein aus jener damaligen Volksrohheit, die, nach Verhältnis, selbst den höheren Ständen eigen war und sich mehr und weniger sogar in der Begriffsweise der Politiker und Feldherrn abspiegelte. Aufserdem wirkten von Haus aus die starken Hebel des Religionshasses, doch schieden diese nachgerade mehr und mehr aus, um dafür anderen Elementen Raum zu geben. Die Lenker der Kriegsfäden wurden dann nur durch Politik und Spekulation bestimmt; in der Menge bildete sich ein professionelles Soldatentum aus, welches nur schweifen, herrschen und geniessen wollte. Diese Macht wuchs dem Bürgertume über den Kopf und wurde eine Zunft aller Zünfte, deren Willkür und Leidenschaft täglich zunahm. »Ein Reich von Soldaten galt es zu gründen, sich alles vermessen und unterwinden,« und man sah schliefslich nur noch ein armes, gepeinigtes Volk und die von Parteistimmungen eigentlich schon unabhängigen Zertreter desselben. Eine tief eingehende Beschränkung dieses Verhaltens lag einmal nicht in der Begriffsweise jener damaligen Heerführer, zweitens würde es dieselben allzusehr mit ihren Truppen veruneinigt, und dem Uebel doch nicht ganz abgeholfen haben. Der Soldat liess sich heut im katholischen und morgen im jenseitigen Heere anwerben; wofür er sich schlug, war ihm, schon

in der Mittelzeit dieses Krieges meist einerlei; er fragte nur nach dem, was zu erschwingen sei, sein Spielraum nach Aussen war gröfser, als die ihn in Reihe und Glied fesselnde Disziplin, und zu seinen Ausschreitungen wurde er nur durch Blut- und Habgier, Wollust und Rachedurst verleitet.

In solchen Zuständen kam es mehr als je darauf an, dass die zerfahrenen Elemente sich bei gewissen Brennpunkten sammeln, grofse Autoritäten des Geistes und der Kraft auf den Platz kommen möchten. Nur durch solche konnten Politik und Kriegswesen geregelt, die wilden Strömungen der Zeit doch einigermafsen gebändigt werden.

Sie erschienen — und unter ihnen stand Albrecht von Wallenstein mit in erster Reihe.

Er war ein schnell vorüberziehendes Meteor, aber gleichwohl aufserordentlichen Vollbringens. Ihn charakterisirte die unvergleichlichste Opferwilligkeit und doch auch ein stark hervortretender Egoismus; politisch und unpolitisch, voll titanischer Entwürfe, und an mancher Stelle doch klimperklein, war er viel freier und mächtiger als sonst Feldherrn und selbst Fürsten meistens sind. Ein bedeutender Organisator und weitblickender Stratege, versäumte Wallenstein doch manchen ganz nahe liegenden Schachzug; bei grosser Vorsicht war er doch oftmals sehr unvorsichtig, und als Impulsator und Wohlthäter der Truppen, gegen diese bisweilen auch grausam. Er rettete seinen Kaiser aus grofser Noth, und die oft schlimmen Mittel, deren er sich bedient, zielten, nach seiner Idee doch stets auf Gutes; ihn kennzeichneten Ehrgeiz und Ländergier, aber auch Kulturstrebungen. Er erstrebte Deutschlands Macht und Einheit, kannte aber keine Selbstbeschränkung. Man messe ihn nicht vom Standpunkte unserer, sondern von demjenigen seiner Zeit; man betrachte auch sein Privatleben, lese seine Briefe*) und denke den von ihm verbliebenen Aussprüchen**) nach.

Wallenstein hat im Allgemeinen allerdings zu den rücksichtslosen Geistern gehört, aber das war mit seiner Lebensaufgabe nicht unverhältnismäfsig: ungewöhnliche Lagen können nur durch eiserne Männer bewältigt werden. Wenn jenes damalige Reichsoberhaupt schwach, von üblen Einflüssen umrungen, und mehrfach in grofser Bedrängnis war, so musste Wallenstein, um hier helfen und retten zu können, sich eine gewisse Unabhängigkeit sichern; aber er ging darin bisweilen zu weit und gab sich hierdurch seinen Gegnern blos.

---

*) Briefe Wallenstein's von Dr. Friedrich Förster.

**) Vergl. Dr. Edmund Schebek: die Lösung der Wallensteinfrage S. 529. Anmerkung.

Solche Gegner erwuchsen ihm durch sein Genie, seinen Erfolg und seine Rücksichtslosigkeit sehr zahlreich. Man beneidet den Hervorragenden stets und feindet ihn deshalb an. Die Alltäglichkeit begreift ihn nicht; wo eine kleine Kreatur, die sich nicht beugen will, vor ihm zittert, wird er von ihr gehasst und verfolgt; eine Hand hilft der anderen, und die Zwerge stürzen den Riesen. Hier in diesem speziellen Falle ist, weil Wallenstein rücksichtslos und unvorsichtig war, seine Stellung um so leichter untergraben worden. Man verschrie ihn vorerst für viel willkürlicher und eigennütziger als er war und drängte ihn vom Ruder; dann griff man, in grofser Bedrängnis doch wieder auf ihn zurück, um nur vermöge seiner aufrecht zu bleiben. Als endlich sein grofser Gegner gefallen war, glaubte man den Friedländer entbehren zu können, und seine Feinde erfanden jetzt den Verraths-Mythus, für welchen Wallenstein's komplizirte Politik wiederum Haltpunkte bot. »Er war ihnen zu hoch gestiegen, sie wollten ihn gern herunterkriegen;« der Kaiser wurde beirrt und geängstet, und so führte man einen Gewaltstreich herbei, durch den sich allerdings eine grofse Rechnung leicht abthun und ein vermeintes Schreckbild schnell beseitigen liefs.

Wenn in Betreff Wallenstein's schliefslich die Exekution dem Prozesse vorausging und auch dieser nur eigentlich ein Scheinverfahren blieb, so stellte dies alle Gerechtigkeit auf den Kopf; aber man hinderte auch in langer Dauer die diese Angelegenheit betreffende Forschung, und jener grofse Faktor seiner Zeit moderte, zwei Jahrhunderte lang, unter einem Schandpfahle. Geschichte und Poesie verurtheilten ihn und mit seiner Rechtfertigung beschäftigt sich erst die Gegenwart.

Die alte Mythe, welche Wallenstein nur als Blutsauger und Reichsfeind kennzeichnet, wird bald dahin sein; dafs er mit menschlichen Fehlern behaftet, aber im Hauptpunkte doch vorwurfsfrei und in seinem Können und Vollbringen ruhmvoll war, ist heutigen Tages schon als feststehend anzusehen. Ein besserer Zeitgeist öffnete die Archive, und in ihnen fand man die Zeugnisse der Entlastung Wallenstein's. Jeder unterdrückten Wahrheit erscheint doch endlich ihr Auferstehungstag.

Nachdem dieses Allgemeine vorangestellt worden, erörtern wir diesen nationalen Typus auch nach den beiden Hauptrichtungen, in welchen er sich kundgab.

Wenn man Wallenstein als Soldat betrachtet, so springt vorerst sein ungemeines Organisationstalent in's Auge. Er stampfte Armeen aus der Erde und machte sie in kürzester Zeit schlagfertig;

die Lösung der Subsistenzfrage entsprang allerdings schon aus der Gröfse und Wucht dieser Heermassen, — aber wie viel Genie gehörte dazu, diese aus Süd und Nord zusammengetriebenen Elemente in ein regelrecht arbeitendes Ganze zu verschmelzen! — Die Ernährung dieser Heere Wallenstein's belastete die von ihnen berührten Länder ganz aufserordentlich; auch ging die Forderung wohl meist über das Bedürfnis hinaus, und die Ausschweifung der Soldaten war sehr peinigend, — aber das darf nicht summarisch dem Feldherrn zur Last gelegt werden. Wenn in einer überhaupt rohen Zeit rohe Kriegsvölker weithin entsendet waren, so liefs sich von oben herab nicht jeder einzelnen Ausschreitung begegnen; dafs aber Wallenstein dem Ausschweifungstriebe seiner Soldaten mit strengen Grundsätzen gegenüber stand, kennzeichnen seine Befehle an Gallas und seine Briefe an Arnim;*) auch wird weiterhin manches Beispiel seiner Strenge gegen Plünderer und Brandstifter erwähnt sein. Dänen, Mannsfelder und Liguisten wurden nicht minder beschwerlich als die Truppen Wallenstein's, und dafs die Begriffe der Heerführer im ersten Drittheile des siebenzehnten Jahrhunderts so human sein sollten als in unserer Zeit, ist kaum zu verlangen. Die Kontributionen Wallenstein's sind in zu grofsen und unter sich differierenden Zahlen ausgedrückt worden, als dafs man diese Angaben für richtig halten könnte. Die wirkliche Summe derselben mag immerhin grofs gewesen sein, aber kein anderer Feldherr würde in jener Zeit mit geringeren Mitteln ebensoviel wie Wallenstein effectuirt haben.

Wallenstein's Kriegskunst und zumal seine Strategie ist bewunderungswürdig; man erkennt darin eine Präzision und Planmäfsigkeit, wie sie damals noch selten war, und erstaunt darüber, wie scharfsinnig alle nur denkbaren Fälle jenes Kriegszusammenhanges prämeditiert wurden. Wo dieser Feldherr seine Vorherbestimmungen gekreuzt sah, hat es ihm nie an blitzschneller Umschau und Entschliefsung gefehlt; seine Einzelnbravour war grofs genug, aber er ordnete sie stets dem leitenden Prinzip unter. Ueber dasjenige, was von ihm kriegerisch etwa verfehlt worden, kann auch der sachkundige Militär nur durch ein genaues Eingehen in die hier mafsgebende Kriegspolitik klar werden. Das ist nicht leicht, denn die kriegspolitischen Fäden kreuzen und verwirren sich oftmals; wo aber wirkliche Fehlgriffe herausgestellt sind, erwäge man, dafs es auch in der Kriegskunst keine unfehlbaren Menschen giebt. Um übrigens die Kriegskunst dieses Feldherrn voll zu ergründen, mufs in Betreff seiner noch viel mehr geforscht werden, als, nach dieser Richtung

*) Vgl. J. M. Schottky: Ueber Wallenstein's Privatleben. SS. 197 und 199 ff.

hin bisher geschehen ist; ehe nicht sein ganzer Heeres-Organismus, sein Verwaltungs- und Verpflegungssystem u. s. w. in klaren Bildern und festen Zahlen vor uns steht, wird über dieses Thema immer nur Allgemeines und Fragmentarisches zu berichten sein.

Noch ein Moment springt bei diesem Feldherrn bedeutsam in's Auge: die Fähigkeit seine Soldaten zu elektrisieren, und, ihrer Bewunderung theilhaftig, wie eine feurige Säule vor ihnen zu gehn.

Sie folgten ihm, begeisterungsvoll, in blinder Hingabe an seinen Stern, und das einem seiner Soldaten in den Mund gelegte Dichterwort: »Wer unter seinem Zeichen thut fechten, der steht unter ganz besonderen Mächten« drückt sogar einen ihn betreffenden Soldatenaberglauben aus. Der gemeine Mann begreift diesen Mut, der Alles wagt, und dieses Genie, das Alles vermag, nicht, — darum schreibt er solche Erfolge, wie sie Wallenstein errang, ganz besonderen Hülfleistungen des Himmels oder der Hölle zu; aber gleichviel, er wird dadurch sicher und siegesfähig gemacht. Diesen Nimbus schwächte Wallenstein allerdings nachher, als ihm ein noch gröfseres Genie gegenüberstand, und seine Popularität ist durch das von ihm, nach der Lützener Schlacht über sein Heer verhängte Strafgericht fast ruinirt worden.

Wallensteins Politik hing mit seiner Strategie eng zusammen; er hat sich in ersterer ganz unabhängig zu machen gesucht und es gelang ihm doch nie vollständig. Er hatte gewaltige Pläne, aber sie waren nicht illoyal; mit seinen politischen Trug- und Kunststücken stellte er sich nur auf den Standpunkt der allerdings zu weit ausgedehnten Kriegslist. Er suchte Länder zu gewinnen, aber er kultivierte sie auch; sein auf die Ueberwältigung Norddeutschlands zielendes Streben drückte unverkennbar die Absicht aus: ersteres von den nordischen Seemächten unabhängig zu machen und so dem Kaiser näher zu bringen. Zweierlei hat ihn politisch am meisten beschäftigt: die Durchführung einer gewifsen Reichsreform, und nachher der Wunsch, im richtigen Zeitpunkte Frieden zu stiften.

Was den ersten Punkt betrifft, so kann von einer Reform des Umsturzes jetzt nicht mehr die Rede sein. Schon Wallenstein's Verhalten im böhmischen Kriege, seine stete Opferwilligkeit für den Kaiser, und nachher Zug um Zug seiner Laufbahn, würden, selbst wenn sich kein entlastendes Dokument gefunden hätte, jene Annahme ganz ausschliefsen. Sein eifrigstes Streben galt einer, allerdings nur zum Nachteil der Reichsfürsten durchführbaren Stärkung der Kaisergewalt, die dann auch einen festeren Reichsverband bedingen würde; aber der Kaiser verstand die Politik seines Bevoll-

mächtigten nicht, und die Fürsten erfafsten sie nur im Sinne ihrer dadurch angedrohten Souveränetäts-Schädigung. Wallenstein wollte seinem Kaiser auch die Krone Dänemark's erschwingen, und wenn dennoch wenig Jahre nachher sich gegen ihn die Anklage seiner Konspiration mit dem Könige von Schweden erhob, so mufs dieses seiner ganzen Politik widersprechende Gerücht nur um so mehr einer böswilligen Erfindung zugeschrieben werden.

Das Vorhaben der Friedensstiftung mufs bei einem Mann, dessen eigenstes Werkzeug das Schwert ist, doppelt accentuirt werden. Gewifs ist es nicht ganz unberechtigt, ihm dabei auch selbstsüchtige Motive mit unterzulegen, aber wer Wallenstein's Bemühung um den Frieden nur allein durch Selbstsucht erklären wollte, würde folgerichtig auch überhaupt seine ganze Politik und zumal das politische Motiv seiner Reichsidee in Abrede stellen müssen. Allerdings brauchte Wallenstein's Besitztum zu seiner Sicherung und Blüthe des Friedens, aber einer Natur wie die seinige genügte dieses Motiv nicht, denn sie beschäftigte sich stets mit dem Ganzen; wo sein Bewufstsein ihn an eine grofse Weltaufgabe wies, konnte eine Friedensstiftung auch nur im Zusammenhange mit jener von ihm erstrebt werden. Er übersah es wohl genau, dafs durch eine noch lange Dauer dieses unheilvollen Krieges Kaiser und Reich, auch günstigen Falles, immer mehr geschädigt, sonst aber ruinirt werden würden. Der Protestantismus war einmal da, und es mufste mit ihm gerechnet werden.

Als Wallenstein bis 1629 alle Feinde des Kaisers weggefegt, schien die Vorsehung selbst diesem Kriege ein Ziel setzen zu wollen. Er verstand den Fingerzeig, aber Kaiser Ferdinand II. verstand ihn nicht; ersterer äufserte sich im Sinne des Friedens, letzterer that von demjenigen, was diesen Kampf endigen und seine eigene Kraft und Autorität stützen konnte, das Gegenteil. Sein für Krieg und Frieden mafsgebender Helfer wurde bei Seite geschoben und der Krieg, zu dem man doch ersteren wieder heranziehen mufste, wurde in um so schwierigeren Umständen fortgesetzt. Als dann Gustav Adolph gefallen war, stand man neuerdings bei einer dem Friedenswerke günstigen Wendung, und Wallenstein machte, den richtigen Moment erkennend, zu Gunsten jenes ersteren ernstliche Anstrengungen; — aber da klagte man ihn, auf Grund der politischen Stratageme, die er gebraucht, des Verrathes an, und schaffte ihn aus der Welt.

Der dreifsigjährige Krieg hat viel rohe Menschenkräfte und aufserdem viel Frevler, Schwachköpfe und Abenteurer gezeigt; kecke Parteigänger, arge Spekulanten, gute und schlechte Generale kamen

zum Vorschein, — aber nur zwei grofse Männer gab es in diesem Zusammenhange: Gustav Adolph und Wallenstein.

Ihr Standpunkt und ihre Interessen hatten ebenso wie die charakteristische Eigenart dieser Männer zu viel Verschiedenes, als dafs eine eigentliche Vergleichung derselben zulässig wäre, aber doch stellt die historische Gegenseitigkeit Beider so viel Interessantes heraus, dafs immerhin auch hier ein kurzer Blick darauf geworfen werden kann. Sie waren Beide aufserordentliche Politiker und Feldherrn und hatten, Einer wie der Andere, den Zug zu ausnahmsweisen und aufserordentlichen Berufserfüllungen; sie nahmen Beide einen überragenden Standpunkt ein und bedienten sich grofser Mittel. Um sie drehte sich in ihrer Zeit eigentlich die Geschichte; alle Welt sah zu, wie zwei Riesen mit einander auf der Mensur standen. Zwischen Gustav Adolph und Wallenstein bestand, so feindlich sie sich auch gegenüber standen, tief innerlich ein geheimer Zusammenhang, und das bestätigte sich auch noch im Tode: sie starben schnell nach einander und Beide gewaltsam; die Vorsehung raffte sie fast gleichzeitig hinweg, um nicht durch den Ueberlebenden seine Gegenpartei ganz erdrücken zu lassen.

Wenn im Grofsen und Ganzen hier solche Berührungspunkte sind, so überwiegt doch die specielle Unterscheidung; gerade dadurch aber, dafs für's Einzelne diese Männer weit auseinander gingen, haben sie sich zu ergänzen, einer die Berufserfüllung des anderen zu fördern vermocht. Gegen Wallenstein kamen, vor der schwedischen Intervention, die Verfechter des deutschen Protestantismus nicht auf; letzterer würde ohne den grofsen Schwedenkönig, zum unberechenbaren Elend ganzer Völker, vollständig erlegen sein. Hätte Gustav Adolph hingegen ohne Wallenstein's Gegnerschaft seinen Feldzug gemacht, dann wäre das deutsche Reich und Kaiserhaus mutmafslich über Bord gegangen; Wallenstein verhinderte also dieses deutsche und Gustav Adolph jenes protestantische Unglück. Einer hielt den Anderen im Schach; jeder von ihnen bewirkte die äufserste Kraftanspannung seines Gegners und hat so dessen ganzes Kriegsgenie zur Erscheinung gebracht, also auch zumeist dessen Kriegsruhm gegründet.

Gustav Adolph war ein geborner Herrscher, er besafs freie Arme und einen klaren Hintergrund; sein Genie ist von rückwärts durch keine weltliche oder kirchliche Macht irritiert worden. Bei Wallenstein war dies anders: er errang nur durch sich selbst eine relative Macht und Unabhängigkeit, und diese wurden durch den Kaiser und seine Räte, die Kirche und ihre Agenten unablässig beargwohnt,

bedroht und gehemmt. Wallenstein vollbrachte sonach Schwereres, weil es für ihn gröfsere Hindernisse gab. Die Geschichtsschreibung Wallenstein's ist durch den Hafs seiner persönlichen Feinde gefälscht worden; diejenige Gustav Adolph's konnte über den konfessionellen Widerspruch hinwegschreiten, und Letzterer erscheint uns so im vollen Lichte, während Ersterer in der öffentlichen Meinung noch zwischen Licht und Schatten steht.

Sie elektrisierten Beide ihre Truppen. Wallenstein verstand es, grofse Streitkräfte zu improvisieren, aber Gustav Adolph hatte vor ihm die Gabe der Erfindung neuer Kriegsmittel und eine noch geschicktere Kriegsführung voraus; dafs Wallenstein von ihm kriegerisch gelernt hat, ist unverkennbar.

Im Ganzen haben Gustav Adolph und Wallenstein, Beide, göttliche und menschliche Autorität, politische Einheiten und blühendes Kulturleben gewollt, — nur in verschiedener Auslegung. —

Kann Wallenstein ein grofser Mann genannt werden? Zur Gröfse gehört universelles Können, Riesenkraft und sittliche Hoheit, — Alles gemeinsam und werkthätig; dieses Ideal kann aber in der Menschheit immer nur annähernd erreicht werden. Jedem historisch Grofsen hat zur Universalität das und jenes gefehlt; jeder hatte auch in der Moral seine schwachen Stellen und jeder ist mehr und minder doch nur ein Spielball des Verhängnisses gewesen. Das findet auf Wallenstein eine ganz besondere Anwendung, und es kommt bei ihm aufserdem noch in Betracht: einmal, dafs er, trotz aller äufseren Unabhängigkeit, doch thatsächlich viel zu gehemmt und gebunden war, um sein volles Genie auf die Weltbühne bringen zu können, — zweitens, dafs sein Verhängnis ihm keine genügende Zeit liefs, seine Intentionen durchzuführen, sein Tagewerk zu vollenden.

Die historische Gröfse wird also unserem Helden schon aus äufserem Anlafs geschmälert, — aber in den neun Jahren seines eigentlichen Weltlaufes kam doch an Ideen und Thaten sehr viel Grofses zum Vorschein. Hier zauberte er dem Kaiser Armeen hervor und schaffte ihm ungeheure Geldsummen, dort kultivierte er seine erworbenen Länder bewunderungswürdig; vor ihm verschwanden die Dänen und Mannsfelder und er nur allein bestand den grofsen Schwedenkönig.

War jene Reichsidee, mit der er sich trug, nicht grofs, seine patriotische Opferwilligkeit nicht moralisch? — Lag nicht darin, dafs er, neben seinem grofsmächtigen Feldherrntume und seiner Politik, auch so kultivirenden Geistes war, etwas Universelles? — Man beurteile dem gegenüber seine Fehler nicht allzustreng, man vergesse nie dafs man es hier mit unvollendeten Ideen und Thatsachen zu

thun hat; und wo man vor seiner eigentlichen Härte und Zweideutigkeit steht, da mögen auch die Uebel, welche ihn peinigten, und die Sporenräder des Schicksals, welche ihn trieben, nicht unerwogen bleiben. Alles zusammengerechnet wird man ihm immer eine relative Menschengröfse zugestehen müssen. —

II. Vorgeschichte.

Albrecht, Wenzel, Eusebius von Waldstein, dessen Name erst später in das der czechischen Zunge geläufigere Walstein, aus dem das deutsche Wallenstein wurde, überging, gehörte einer alten Adelsfamilie Böhmen's an; er erblickte als der dritte Sohn Wilhelm's von Waldstein und seiner Gattin Margarete, einer geborenen Freiin Smirricky von Smirric, am 15. September 1583 auf dem väterlichen Gute Hermanic im Königsgrätzer Kreise das Licht der Welt. Albrecht's Eltern starben früh, und er wurde darauf von seinem Oheim Slawata*) übernommen, der ihn zunächst auf seinem Gute Koschumberg des Chrudimer Kreises, in der dortigen Brüderschule unterrichten liefs. Wenn Wallenstein's elterliches Haus und auch dasjenige seines Oheims protestantisch war, so kommt es in Frage, welchen Gründen es zuzuschreiben ist, dafs man ihn schon wenig Jahre nachher im Convictorium der Jesuiten zu Ollmütz sah. Die Angabe, dafs er zu Innsbruck vom Söller gestürzt, und dann, weil er unbeschädigt blieb, übergetreten sei, ist unbegründet; — dagegen liegt es sehr nahe, diesen Confessionswechsel durch die intimen Beziehungen der Familie Slawata mit dem katholischen Hause von Neuhaus, welches den Jesuiten nahe stand, zu erklären. Auch sah dieser von Lebenskraft strotzende Jüngling sich bei den Böhmischen Brüdern wohl auf zu dürrer Weide, und seine Phantasie und Lebenslust wird für die jesuitische Beredsamkeit sehr zugänglich gewesen sein. Der böhmische Protestantismus stand damals in düsterer Gegenwart, und vor einer noch dunkleren Zukunft; wo ein jugendlicher Sinn, so wie dieser, von Glanz und Ruhm träumte und mehr dem Genusse als der Entsagung zugeneigt war, konnte es nicht schwer fallen, ihn für das so poetisch ausgestattete und in Deutschland noch so überragende Christentum des Südens zu gewinnen.

Der Pater Puchta in Ollmütz that sein Aeufserstes für diesen talentvollen Jüngling, und zwar auch nach der weltlichen Richtung hin, indem er ihm die Gelegenheit zu weitgehenden Reisen, aus

*) Es war dies Albrecht Slawata, ein Vetter seines Vaters, — wohl zu unterscheiden von Wilhelm Slawata, einem anderen Oheime Wallenstein's, welcher nur 11 Jahre älter als dieser war und nachmals sehr feindselig in sein Schicksal eingriff.

denen sich ein reicher Bildungsstoff ergab, verschaffte. Auf der Universität Altdorf in Bayern war Wallenstein nie, Alles was von seinem dortigen, frivolen Studententume erzählt wird, liegt im Bereich der Mythe.

Seinen ersten Kriegskursus machte Wallenstein 1604 im Heere Kaiser Rudolph's gegen die Türken und den Aufrührer Stephan Bocskai, und that sich bei der Belagerung von Gran so hervor, dafs er zum Hauptmann über eine Compagnie Fufsvolk ernannt wurde. Galt dies zumeist seiner Tapferkeit, so erkennt man vermöge einer ihm bald nachher gewordenen Mission nach Wien,*) schon damals, das auch, bezüglich der Intelligenz, in ihn gesetzte Vertrauen seiner Kampfgenossen. Nach diesem Kriege wurde Wallenstein an den Statthalter der spanischen Niederlande, Erzherzog Albrecht, empfohlen, und versuchte dort sein Glück; noch später zog ihn, als der Bruderzwist zwischen Rudolph und Matthias ausgebrochen war, sein Ehrgeiz zu dem unternehmenden Letzteren, und er wurde sogar durch seinen Schwager Carl Zerotin für das Hoflager jenes Prinzen vorgeschlagen. Welche Wirkung dies that, ist nicht ersichtlich, — dagegen springt seine, zu jener Zeit oder bald nachher, stattgefundene Vermählung mit der schon betagten Lucretia Nikefsin von Landeck, der Besitzerin eines sehr umfangreichen Güterkomplexes in Mähren, desto markierter in's Auge. Seine Berechnung zeigte sich in diesem Fall so präzise wie belangreich, denn diese Verheirathung legte durch die Mittel, welche sie ihm gab, den Grund zu seinem nachherigen Emporgehn. Für ein Genie wie das seinige konnte es gerade damals, keine geeigneteren Hebel und Haltpunkte geben, als diejenigen vermöge ungewöhnlicher Reichthümer.

Wallensteins erste Gattin starb schon 1614; aus ihrem Nachlass und seinem Familienerbteil bildete sich schon ein grofsmächtiges Kapital. Was Wallensteins zweites Ehebündnis betrifft, so schlofs er dasselbe 1617 mit Isabella Katharina Gräfin Harrach, Tochter des Kaiserlichen Geheimraths und Kämmerers Grafen Harrach, welcher für einen Liebling des nachherigen Kaisers, Ferdinand II. galt. Da sie ihm ebensoviel Reichthum als Einfluss zubrachte, so war hiermit das Postament, auf welches er steigen sollte, wiederum erhöht; auch werden die persönlichen Eigenschaften dieser zweiten

*) Es handelte sich hierbei darum, dem Kaiser die Notstände des in Ungarn streitenden böhmischen Fufsvolkes vorzustellen und um deren Abhülfe zu bitten. Wallenstein war für diesen Behuf abgeordnet und machte die Reise nach Wien im Winter von 1604 zu 1605 mit einem ähnlich beauftragten Vertreter der Reiterei Vergl. darüber Schebek's Schrift: Wallensteiniana. Prag 1875.

Gattin Wallenstein's, die seine Glanzzeit mit durchmachen und nachher seinen Untergang überdauern sollte, sehr gerühmt.

An dem um die Krone Böhmen's geführten Bruderkriege zwischen Rudolph und Matthias nahm Wallenstein nicht Teil: kurz vor oder bald nach seiner zweiten Verheirathung aber, zog er nach Friaul, um dort dem Erzherzoge Ferdinand,*) welcher mit der Republik Venedig engagiert war, zu dienen. Dafs in diesem kurzen Feldzuge sich Wallenstein bei der Entsetzung Gradisca's persönlich auszeichnete, ist zu seiner Charakteristik als Soldat immerhin belangreich; noch belangreicher aber erscheint es, dafs von ihm für diese Kriegsfahrt zwei Compagnieen Dragoner aus eigenen Mitteln gerüstet wurden, denn hierin beruht schon eine erste Vorprobe jener nachher von ihm selbstständig ausgeführten Heeresrüstung, mit welcher seine Weltrolle begann.

Inzwischen hatte sich in Deutschland das Verhältnis des protestantischen Bekenntnisses zur katholischen Kirche immer schwieriger gestaltet; das politische verschmolz mit dem konfessionellen Interesse, und in den Bündnissen der protestantischen Union und der katholischen Ligue beruhten schon zwei einander feindliche Heerlager, deren Zusammenstofs jeder äussere Impuls bewirken konnte.

Andrerseits war Böhmen in grofser Erregung und Unruhe. Die böhmischen Protestanten erhielten von Kaiser Rudolph II. durch den Majestätsbrief von 1609 auch die Erlaubnis zum Bau eigener Kirchen; als aber zu Klostergrab und Braunau**) solche entstanden, widersetzten sich die katholischen Grundherrn, den Majestätsbrief willkürlich ausdeutend, dieser Mafsnahme. Kaiser Matthias entschied für die Grundherrn, und die Kirche zu Klostergrab wurde hierauf niedergerissen, diejenige zu Braunau geschlossen; da aber die böhmischen Protestanten sich dieser Entscheidung nicht fügen wollten, so gerieth hierdurch ganz Böhmen in Aufruhr.

Matthias starb 1619; sein Nachfolger Ferdinand II.***), dessen bigotter Eifer ihn schon vor seiner Thronbesteigung mit dem Protestantismus entzweit hatte, verwarf die böhmische Forderung nur um so mehr, und so kam es, dafs von seinen protestantischen Unterthanen Böhmen's und der unmittelbaren Nachbarländer ihm nicht blos die Huldigung versagt, sondern auch Ferdinand des böhmischen

*) Sohn des Erzherzogs Karl und Neffe von Rudolph und Matthias, der 1578 seinem Vater in den Erblanden Steiermark, Kärnten und Krain folgte, von 1619 ab als Ferdinand II. deutscher Kaiser wurde.

**) Auf dem Terrain des Erzbischofs von Prag und des Abtes von Braunau.

***) 1619—1637.

Thrones förmlich entsetzt und in seiner Stelle Friedrich V. von der Pfalz zum Könige von Böhmen gewählt wurde. Dieses Unterfangen war unzweifelhaft strafbar, und dafs hiermit dem den böhmischen Protestanten angethanenen Unrecht eine zu weit greifende Folge gegeben war, mifsbilligten selbst die Fürsten der Union. Dafs dem Kaiser jetzt kein Spielraum blieb, seinen ursprünglichen Fehlgriff wieder gut zu machen, da vorerst seine beleidigte Autorität gewahrt und der böhmische Aufstand als solcher unterdrückt werden mufste, kann auf keinem Standpunkte der Unparteilichkeit geläugnet werden. Kaiser Ferdinand schlofs demnach mit Maximilian I. von Bayern, dem die Streitkräfte der Ligue zur Verfügung standen, sogleich ein Bündnis; die Fürsten der Union aber, denen auch das kalvinistische Bekenntnis des neuen Königs von Böhmen anstöfsig war, hielten sich vorerst reserviert, und Friedrich V. selbst entfremdete sich durch ein zu vorschnelles Geltendmachen seiner confessionellen Eigenart die neuen Unterthanen sogleich an mancher Stelle. Auch war er weder ein Kriegsheld noch überhaupt ein dieser Situation gewachsener Charakter; seine Partie stand also schon von Haus aus im Nachteil.

Für Wallenstein öffnete sich jetzt ein Thatfeld, wie er es noch nicht gehabt hatte. Schon Kaiser Matthias hatte ihn 1617 zum Oberst ernannt und die mährischen Stände übertrugen ihm, bei Ausbruch des böhmischen Krieges, den Oberbefehl über das Landaufgebot ihrer Provinz. Hätte Wallenstein zu dieser Zeit sein Schwert in die Wagschale Böhmens gelegt, so würde dies den Lauf der nächsten Ereignisse gewifs ansehnlich verändert haben; aber das hätte ihn nicht blos mit seiner gegenwärtigen Konfession, sondern auch mit den kriegerischen Erinnerungen seines bisherigen Lebens und allen hiermit zusammenhängenden Prinzipien veruneinigt. Auch konnte dies nur auf einem ganz idealen Standpunkte geschehen; schon jeder vorwiegend praktischen Natur lag es wohl fern, sich für eine im Rechtspunkt so zweifelhafte und vermöge ihrer Uebertreibung so unberechenbare Sache wie jene böhmische war, hinopfern zu wollen. Endlich läfst sich annehmen, dafs dem damals schon sechsunddreifsigjährigen Wallenstein der Hauptgedanke seines ganzen Lebenslaufes, derjenige einer politischen Koncentrierung Deutschlands, in dieser Zeit schon vorschwebte; mit diesem aber würde er durch seine Parteinahme gegen den Kaiser ganz zerfallen, und dann ein anderer Wallenstein geworden sein, als derjenige, zu welchem ihn die Vorsehung machen wollte.

Die mährischen Stände traten für die Sache Böhmens mit ein, und da Wallenstein gleichwohl auf Ferdinand's Seite blieb, und so-

gar dem gegen Wien vordringenden Grafen Thurn viel Abbruch that, so entsetzten sie ihn seines Kommandos, und der Kaiser stellte ihn dafür an die Spitze eines neu errichteten Reiter-Regimentes. Mit diesem that sich Wallenstein gegen Betlen-Gabor*) und Mannsfeld mehrfach hervor, und auf Böhmischer Erde trug er am 10. Juni 1619 zur Entscheidung der Schlacht von Zablat**) für die Kaiserlichen Waffen das Meiste bei. Auch am 8. November 1620 nahm Wallenstein an der Schlacht am weifsen Berge hervorragenden Anteil und nach dieser Affaire war es hauptsächlich ihm zuzurechnen, dafs verschiedenen Vorstöfsen Betlen-Gabor's und seiner Verbündeten stets zweckdienlich begegnet wurde.

Dafs die Teilnehmer des böhmischen Aufstandes mit äufserster Strenge behandelt wurden, ist bekannt genug; ihre Güter konfiszierte der Kaiser ganz oder teilweise, und diejenigen derselben, welche nicht diesem oder jenem Heerführer als Zahlung verauslagter Kriegskosten zufielen, verkaufte man um billigen Preis. Wallenstein erwarb bis 1622 einen grofsen Teil davon teils durch Abrechnung teils für bares Geld, und schmolz die Hauptmasse seines jetzt zu ungeheurer Gröfse anwachsenden Grundbesitzes in das Fürstentum Friedland zusammen. Ueber die Abtragung der Kaufsummen liegen nicht durchweg, aber doch mehrfach Dokumente vor, und aus diesen letzteren geht unzweideutig hervor, dafs er für sechzig kleinere und gröfsere Herrschaften nur den relativ sehr geringen Betrag von 7,290,228 Gulden direkt oder indirekt erlegte.***)

Dafs eine so traurige Katastrophe wie diejenige des böhmischen Strafgerichts von Wallenstein so ausgenutzt worden ist, gereicht ihm nicht zur Ehre; selbst wenn kein Egoismus sondern nur sein grofser politischer Zweck ihn zu dieser Spekulation geleitet hätte, würde er in Betreff ihrer nicht ganz entsündigt, denn das jesuitische Axiom von dem Zwecke, welcher die Mittel heiligt, ist mit einer echten Moral nie zu vereinigen.

Wallenstein hatte den böhmischen Krieg nur als untergeordneter Truppenführer, aber in belangreichster Weise mitgemacht. Der Kaiser besafs in seinem ganzen Bereiche keinen zweiten Mann,

*) Betlen-Gabor, Fürst von Siebenbürgen, 1620 Bundesgenosse der aufständischen Böhmen und König von Ungarn, entsagte dieser Würde 1621, drang 1623 wieder in Mähren ein und beteiligte sich dann noch später am Kriege gen Oesterreich. Er starb 1629.

**) Zablat 5 Meilen westlich von Budweis, im Böhmischen Prachiner Kreise.

***) Vergl. darüber: Dr. F. Förster, Wallenstein's Procefs u. s. w. S. S. 10, 11 ff.

der ihm mit so viel Eifer und Genie, und zugleich so opferwillig diente; auch war er der wahrhaftigste Goldproducent im ganzen Reiche, der dem Kaiser mit vollen Händen gab; — wie hätte das Ferdinand nicht erkennen und diesen Mann so erheben sollen, wie es geeignet war, ihn mit seinem ganzen Sein und Können in des Kaisers Interesse zu ziehen. Er wurde schon 1622 in den Pfalzgrafenstand und 1623 in den Fürstenstand erhoben; ein Kaiserlicher Majestätsbrief von 1624 machte ihn sogar zum Reichsfürsten und bald nachher bekam er den Titel eines Herzogs von Friedland. Wenn dabei der Kaiser diesen Unterthanen stetig um Darlehne anging, und ihm diese auch zu jeder Zeit bereitwillig gewährt wurden, so bekommt man den Eindruck eines zwischen Beiden gepflogenen Tauschhandels, dem allerdings auf Seiten des Kaisers viel wirkliche Bedrängnis und bei Wallenstein ein grofser Zukunftsplan zu Grunde lag.

Inzwischen war Friedrich von der Pfalz in die Reichsacht erklärt; seine Hingabe an die Diskretion und Gnade des Kaisers nüzte ihm nichts, denn Ferdinand blieb unversöhnlich und verlieh die Kurwürde Friedrich's, der sein Erbland verlassen mufste, an Maximilian von Baiern. Zwei neue Verfechter des deutschen Protestantismus, der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und der Prinz Christian von Braunschweig waren nicht glücklich; der liguistische Oberfeldherr, Graf Tscherklas von Tilly, schlug 1622 ersteren bei Wimpfen und letzteren bei Höchst, 1623 aber erlitt Prinz Christian eine fernere Niederlage bei Stadtlohn. Mannsfeld allein kam gegen Tilly nicht auf und mufste sich reserviert halten; — es sah aus, als ob der Kaiser siegreich und die protestantische Sache schon im Erliegen sei, aber dem war doch nicht so und die ganze Kriegslage änderte wiederum ein einziger Schicksalszug.

Der Kaiser hatte nämlich durch seine Unversöhnlichkeit alle Sympathien des Auslandes verscherzt, und König Christian IV. von Dänemark trat, in seiner Eigenschaft als Herzog von Holstein, 1625 für den deutschen Protestantismus ein; da seine Macht schon an sich nicht unbedeutend und durch die Niedersächsischen Truppen noch verstärkt war, auch überhaupt sich, auf diesen neuen Haltpunkt hin, die ganze deutsche Gegnerschaft des Kaisers wieder aufraffte, Mannsfeld neuerdings herbeikam und die feindlichen Stimmungen Schweden's, England's und Frankreich's fast schon drohend kund wurden, so sah Ferdinand II. sich durch dies Alles in die übelste Lage versetzt.

Der Krieg nahm gröfsere als die bisherigen Dimensionen an, der Kaiser stand vor eine Lehre, welche ihm die Vorsehung gab, um dennoch daraus keinen Nutzen zu ziehen. Sein ganzer Horizont war mit Feinden umlagert und dem gegenüber stützte sich seine Machtvollkommenheit eigentlich nur auf Maximilian von Bayern und das liguistische Heer, eigene, dem Kaiser unmittelbar dienstbare Truppen gab es kaum. Tilly konnte den jetzt gegen ihn auftretenden Streitkräften nicht mehr gewachsen sein, eine Offensive wie bisher, war nicht mehr möglich.

Wie verhielt sich die Härte und Unduldsamkeit dieses Monarchen mit seinem jetzigen Notstande? — was soll geschehn, damit dieser eiserne Ring, von welchem er sich umfangen sieht, abgethan werde? — Die einer Ausgleichung günstigen Momente sind von ihm versäumt; wenn er jetzt nachgeben will, so kostet dies seine Autorität, also es mufs weiter gekämpft werden. Hierzu gehörten Entwürfe und Streitmittel, wie sie Ferdinand II. allein nicht erschwingen konnte; er selbst war, nach Verhältnis seiner grofsen Lebensaufgabe, eigentlich arm und dunkel, was blieb da zuletzt übrig, als seine Zuflucht zu dem Reichen und Erleuchteten, zu Wallenstein, der ihm schon bis hierher so erfolgreich gedient und ihn so ansehnlich unterstützt hatte. Diesen Kreuzgang hätte der Kaiser unternehmen müssen, wenn er ihm nicht durch die Anerbietungen, mit welchen Wallenstein jetzt hervortrat, erspart worden wäre. (Fortsetzung folgt.)

XXI.

Die Kavallerie in der letzten Woche des August 1870.

von

C. v. Bredow.

Premier-Lieutenant.

Das mit dem Jahre 1870 abgeschlossene Jahrzehnt ist die Zeit der Wiederentwickelung unserer Kavallerie. Von Vorurteilen und falschen Ansichten vielfach befangen, sah die Mehrzahl unserer Reiteroffiziere in der Reiterei nur noch eine Waffe — zu wertvoll

zur ausgiebigen Verwendung, die aufgespart werden müsse zur Schlachtenentscheidung — als im fernen Westen während des amerikanischen Krieges bei der Armee der Secessions-Staaten zwei Männer das Auge auf sich lenkten, die der Waffe der Reiterei wichtige, zeit- und sachgemäfse Aufgaben zuwiesen, — der eine, der sie genial erdachte — der bedeutende Stratege Lee — der andere der sie mit gröfster Kühnheit und Reiterführerbegabung ausführte — Stuart.

Immer weit vor den Infanterie-Divisionen, sei es auf einem Punkte zur offensiven Rekognoszierung zusammengenommen, oder in meilenweiter Ausdehnung die eigene Armee vor jedem Einblick des Feindes sichernd, deckende Flufsläufe bewachend — und nur wenn die Gefechtspausen zu lange währten — auf kühnen Streitzügen hinter der feindlichen Armee — finden wir Stuart mit seinen 10000 Pferden immer am richtigen Fleck, dort, wo seine Reiterei der Armee von gröfstem Nutzen sein mufste.

Bald nach dem amerikanischen Krieg, ohne zuverlässige Berichte über denselben — traten wir in den Krieg gegen Oesterreich. Wir finden in demselben die Masse der preufsischen Reiterei als Reserve-Kavallerie eingeteilt und als solche verwendet. Im Avantgardendienst suchen die den Infanterie-Divisionen zugewiesenen Regimenter ihr Möglichstes in der Aufklärung zu leisten, wo sich jedoch die Klingen kreuzen, zeigten unsere Reiter dem sehr geachteten Feinde gegenüber Ebenbürtigkeit, oft sogar Ueberlegenheit.

Ein frischer Hauch des Erwachens zog frühlingsartig durch die Herzen alter Kavalleristen, die von den vereinzelten Thaten unserer Reiterregimenter oder Brigaden hörten, und vielseitig erhoben sich nach dem Feldzug aus den Kreisen unserer Kavallerie Stimmen, die die Parole der Neuzeit ausgaben: »Nach vorne gehört die Masse der Reiterei, Name und Bestimmung: Reserve-Kavallerie mufs verschwinden!« — Und sie verschwand! Entsprechend dem von Allerhöchster Seite in den 1870 erschienenen »Bestimmungen für die Truppenführer« ausgesprochenen Fundamentalsatz: Zweck der Kavallerie ist Aufklärung und Verfolgung — eilen unsere Reiterdivisionen im letzten Kriege weit vor der Front der Armee aufklärend dem Feinde entgegen, der seine Reiterei nicht nach denselben Grundsätzen verwendete.

Hierdurch machte uns der Gegner die Erfüllung unsrer Aufgabe der weitgehendsten Aufklärung leicht — wir hatten ganz freie Hand. Doch — auch wir waren noch Neulinge in der Benutzung unserer Waffe als Auge und Ohr der Armee und vor unseren Augen vollzieht sich die Thatsache, dafs eine geschlagene feindliche Armee,

deren Rückzug in der auf die Schlacht folgenden Nacht einer Flucht glich, am Morgen des nächsten Tages verschwunden ist, ohne dafs man in der ersten Tageshälfte weifs wohin!

Der unglückliche Ausgang der Schlachten bei Wörth und Spicheren drang den französischen Heeren einen koncentrischen Rückzug auf.

Die Rheinarmee — festgehalten durch die Kämpfe am 14. und 16., — wurde nach der Schlacht am 18. August — durch die vereinigte I. und II. Armee in Metz fest eingeschlossen, während es dem Marschall Mac Mahon unter Benutzung der Eisenbahnen gelang, seine Corps mit andren frischen Kräften bei Châlons zu einer neuen Armee zusammenzubringen.

In breiter Front zieht die III. Armee über die Vogesen und nördlich der Marne, ohne dafs es gelang, die seit Reichshofen verlorene Fühlung mit dem Feinde wiederzugewinnen. Gleichzeitig drang — nördlich davon — von Metz kommend die neugebildete Maas-Armee über Verdun nach Westen vor. —

Die bei Châlons sich sammelnde französische Armee bestand aus dem 1., 5., 7. und 12. Armee-Corps. Dem 1. und 12. Corps waren 3, dem 5. 2 und dem 7. Corps 1 Brigade Reiterei zugeteilt. Die dem Armee-Kommando unterstellten Reserve-Divisionen Bonnemains und Margueritte waren 5 bezw. 4 Regimenter stark. Die gesamte Reiterei umfafste 28 Regimenter. Würde man jeder Infanterie-Division ein Reiterregiment zugeordnet haben — so wären 15 Regimenter oder 2 starke Divisionen dem Armee-Kommando noch verfügbar geblieben.

An Artillerie besafs nur die Division Fenélon (12. Armee-Corps) und die Reserve-Division Margueritte je 1, die Reserve-Division Bonnemains — 2 Batterien. —

Die deutschen Armeen konnten dagegen — ungerechnet die Divisions-Kavallerie — 178 Schwadronen mit 10 Batterien in die Wagschaale werfen. Davon verfügte die Maas-Armee über 96, die III. Armee über 82. War somit die Kavallerie unsrer beiden Armeen der des Feindes an Zahl überlegen, so war die feindliche Reiterei doch stark genug — bei Einsetzung ihrer ganzen Kraft auf einem Punkte Aufklärung zu erzielen.

Marschall Mac Mahon hatte die Armee am 21. Quartiere um Reims beziehen lassen, um dem Vorrücken der III. Armee auszuweichen, und von dort aus, entweder auf einem Umwege Paris zu erreichen, oder dem Marschall Bazaine entgegenzugehen.

Die Nachrichten über das Vorgehen der Deutschen in der

Richtung über Châlons, welche der Marschall in Reims erhielt, bestimmten ihn zu dem Entschlufs, die Armee nach Paris zurückzuführen. Selbst das Drängen des Ministers Rouher zum Vormarsch gegen Montmedy vermochte nicht diesen Entschlufs wankend zu machen.

Kaum waren jedoch die Anordnungen dazu an die Generale erlassen, als am Nachmittage des 22. eine Depesche Bazaines*) über die Schlacht am 18. einlief, welche den Marschall bewog, seinen Plan zu ändern, den Versuch zu machen, der Rhein-Armee die Hand zu reichen.

Am 23. verliefs die Armee wieder Reims, nun aber in nordöstlicher Richtung.

Für die Bewegungen der beiden deutschen Armeen bildet folgender Befehl aus dem grofsen Hauptquartier die Grundlage:

H. Q. Pont-à-Mousson den 21. August 11 Uhr Vm.

»Nachdem ein grofser Teil der französischen Armee geschlagen und durch $7^1/_2$ Armee-Corps in Metz eingeschlossen ist, werden die Armee-Abteilung des Kronprinzen von Sachsen und die III. Armee den Vormarsch gegen Westen in der Art fortsetzen, dafs letztere links der ersteren im Allgemeinen um eine Etappe voraus bleibt, um den Feind, wo er Stand hält, in Front und rechter Flanke anzugreifen und nördlich von Paris abzudrängen.

Zufolge hier eingegangenen Nachrichten sollen zunächst in Verdun feindliche Abteilungen stehen, wahrscheinlich nur im Rückmarsch auf Chalons begriffen; dort sich aber Teile der Corps Mac Mahon und Failly, sowie Neuformationen und einzelne Regimenter aus Paris und dem Westen und Süden Frankreich's versammeln.

Gegen diesen Punkt werden zum 26. August die Armee-Abteilung des Kronprinzen von Sachsen und die III. Armee auf der Linie St. Menehould—Vitry le Français sich koncentrieren.

Die erstere bricht am 23. ds. Mts. auf und dirigiert sich auf die Linie St. Menehould—Doncourt—Givry en Argonne, woselbst die Avantgarden am 26. eintreffen müssen.

Die III. Armee bricht so auf, dafs sie am 26. mit ihren Avantgarden die Linie St. Mare sur le Mont — Vitry le Français erreicht!«

In wenigen Worten zusammengefafst, bestimmte dieser Befehl also, dafs die Têten beider Armeen am 26. die Argonnen in der

*) Vergl. Generalstabswerk T. I. S. 954.

Richtung Châlons passiert haben sollten. — Da die Fühlung mit dem Gegner verloren war, mufste es zugleich Aufgabe der Kavallerie sein, diese wiederzugewinnen.

Der 23., 24. und 25. August.

Auf 100 km breiter Front erreichen die vorgesandten Kavallerie-Abteilungen beider deutschen Armeen nur 5—10 km vor den Corpstêten am 23. folgende Punkte:

V.	— Bras*)	rechtes Maasufer	Maasarmee
K.-D. XII. A.-C.	— Dieue	rechtes Maasufer	Maasarmee
VI.	— Ambly	rechtes Maasufer	Maasarmee
G.	— westlich St. Mihiel		Maasarmee
U. B.	— Bar le Duc	III. Armee.	
W.	— Stainville	III. Armee.	
IV.	— St. Dizier	III. Armee.	
II.	— Vassy s. Blaise	III. Armee.	

Der Schwerpunkt der Kavallerie-Aufklärung lag — gemäfs den vom grofsen Hauptquartier gegebenen Nachrichten — vorläufig auf dem linken Flügel der Kavallerie der III. Armee.

In Erkennung dieses hatte Prinz Albrecht von Preufsen 2 Schwadronen 5. Dragoner gegen Châlons vorgetrieben. Dieses Detachement (Major v. Klocke) erreichte am 23. bereits La Chaussée, südöstlich Châlons.

Um bei einem versuchten Ueberfall gegen Verdun diese Festung auf dem linken Maasufer einzuschliefsen, wurden am 24. die V. und K.-D. XII. A.-C. mit ihren gesamten 52 Schwadronen dort zurückgehalten, so dafs wir beide hintereinander am 25. erst bei St. Menehould bezw. Clermont antreffen — dicht vor ihren Corpstêten; VI. und G. bei Le Vieil Dampierre bezw. Triaucourt — 10 km vor den Corpstêten. Nach der rechten Flanke entsandt, erreichen die 17. Husaren nach 40 km langem ununterbrochenem Ritt Mouzay südlich Stenay, um von hier aus die nach Montmedy führende Bahnlinie westlich dieser Festung zu zerstören.

Teilen der VI. Kavallerie-Division gelang es am 25. ein auf dem

*) Abkürzungen: II., IV., V., VI. = zweite, vierte, fünfte, sechste Kavallerie-Division.
G. = Garde-Kavallerie-Division.
W. = Württembergische Kavallerie-Brigade.
Ü.-B = Bayerische Ulanen-Brigade.
K.-D. XII. A.-C. = Kavallerie-Division XII. Armee-Corps.
Die Nummern der französischen Armee-Corps sind mit arabischen, die der deutschen Armee-Corps mit lateinischen Ziffern bezeichnet.

Marsche von Vitry nach St. Menehould begriffenes Mobilgarden-Bataillon westlich Epense zu zerstreuen und gefangen zu nehmen.

Die Kavallerie der III. Armee finden wir am 25. bei Courtisols (W.); Coupeville (U.-B.); La Chaussée (IV.); Coole (II.) weit vor der Front ihrer Armee. —

Die Schwadronen unter Major v. Klocke erreichen St. Léonard östlich Reims, nachdem sie am 24. den Abmarsch der feindlichen Armee aus dem Lager von Châlons auf Reims konstatiert und gemeldet haben. Auf dem Wege über London hatte das grofse Hauptquartier jedoch bereits am 23. die Nachricht, dafs Napoleon mit einem grofsen Teile der französischen Streitkräfte sich um Reims befände. —

Die französische Armee hatte in jenen Tagen vom 23.—25. nur geringe Fortschritte nach N. O. gemacht. Am 23. steht die Armee am Suippe-Bach zwischen Pont-Faverger und Bétheniville echelloniert. Kaum in Bewegung überfällt den Marschall die Sorge um Ernährung seiner Truppen, er weicht von der bisherigen Richtung ab, und sammelt sich zur Proviantierung in der Linie Vouziers—Rethel, die am 25. erst von allen Corps erreicht wurde.

Die Aufklärung der Armee bezw. Deckung gegen die feindliche Einsicht war den beiden Reserve-Kavallerie-Divisionen übertragen.

Die Division Bonnemains steht am 23. in Suippe, Division Margueritte in Monthois mit dem Auftrage, die Defileen des Argonner-Waldes bei Grand Pré und La Croix zu beobachten. Die Kavallerie-Divisionen der Corps verbleiben bei diesen.

Verwandte man wenigstens diese beiden Divisionen weiter in jenen Richtungen, so war die rechte Flanke der Armee gegen jede Ueberraschung gedeckt, doch gehörte keine grofse militärische Einsicht dazu, um den 4 Kürassier-Regimentern Bonnemains wenigstens eine leichte Brigade beizugeben. Ob es diese Betrachtung ist, — dafs die Kürassiere sich zur Aufklärung wenig eignen? — genug, der Marschall nahm diese Division bereits am nächsten Tage nach dem linken — dem Feinde abgewandten Flügel, wo sie verblieb. Keine andere Kavallerie trat jedoch an ihre Stelle. Indem Mac Mahon am 25. auf die Division Margueritte von Monthois nach Le Chêsne heraufzog — sie also vor die von keinem Feinde bedrohte Front der Armee nahm — entblöfste er den rechten Flügel seiner Armee von jeder weiterreichenden Deckung, legte ihn jeder Einsicht offen.

General Douay — Chef des rechten Flügelcorps (7.) — in Er-

kennung dieses, sendet die 4. Husaren zur Sicherung der Argonne-Defileen nördlich der Aire nach Grand Pré.

Die Entfernung von Grand Pré (4. franz. Husaren) nach Varennes (Seitendet. K.-D. XII. A.-C.) beträgt 20 km, welche die äussersten Spitzen beider Heere am 25. August noch trennte.

Während die Situation am 25. das eigentümliche Schauspiel zweier aneinander vorbeimarschierender Armeen bietet, — der nächste Tag — der 26. bei Fortsetzung der eingeschlagenen Richtungen sie aneinander vorbeiführen mufste — hatte sich im deutschen Hauptquartier die Ansicht der strategischen Situation geändert.

Alle militärischen Rücksichten sprachen dafür, dafs die französische Armee ihre Aufgabe in direkter oder indirekter Deckung von Paris suchen mufste. Das bisher gemeldete Zurückweichen der feindlichen Armee von Châlons auf Reims schien ein Argument für diese Annahme zu sein. Am Morgen des 24. bei einer gemeinsamen Besprechung der augenblicklichen Kriegslage zwischen dem Oberstabe der III. Armee und dem des grofsen Hauptquartiers machte sich zuerst die Ansicht geltend, dafs ein Vormarsch der Franzosen von Reims zum Entsatze des Marschall Bazaine, ungeachtet der dagegen sprechenden militärischen Bedenken, dennoch aus politischen Gründen nicht unwahrscheinlich sei, und sich daher für den weiteren Vormarsch des deutschen Heeres »eine Verschiebung desselben nach dem rechten Flügel hin empfehle.«

Für diese Annahme sprach bisher nur eine Andeutung in einem aufgefangenen Briefe eines in Metz eingeschlossenen höheren Offiziers, in welchem die zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen wird, dafs ein Entsatz durch die Armee von Châlons bevorstehe.

So wurde am Abend des 24. im grofsen Hauptquartier denn ein Befehl zur Verausgabung aufgesetzt, der bestimmte, dafs die Armee am 28. die Linie Suippe-Châlons-Coole erreichen solle. Dieser Befehl kam nicht zur Ausgabe, da um 11 Uhr Abends eine Depesche aus Paris via London einging, datiert vom 23. folgenden Inhalts:

»Mac Mahon's Armee bei Reims versammelt. — Kaiser Napoleon mit Prinz bei Armee. Mac Mahon sucht Vereinigung mit Bazaine zu gewinnen!«

Der Schlufssatz dieser Depesche bestätigte die auffällige und bisher wenig glaubwürdig erschienene Andeutung in dem Briefe aus Metz. Unklar war es jedoch, welchen Weg der Gegner zu nehmen gedenke, da der direkte verlegt; — erschien doch der dann noch einzig denkbare, nördlich den rechten Flügel der deutschen Armee

umgehend, wegen der Nähe der belgischen Grenze für ein zu gewagtes Unternehmen.

In dem Sinne ganz geringer Verschiebung nach rechts in Richtung auf Reims, erhöhte Aufmerksamkeit, weitgehende Aufklärung auf die rechte Flanke zu richten und ehe man nach dort abmarschierte glaubwürdigere Nachrichten abzuwarten, erging am 25. V. von Bar-le-duc aus ein Armeebefehl, wonach am 26. die Aisne-Linie Givry-Vitry zu erreichen war. Für die Kavallerie der Maas-Armee heifst es weiter: »Die Kavallerie ist zur Aufklärung der Front und rechten Flanke weit vorzuschieben und hat insbesondere Vonziers und Buzancy zu erreichen!«

Die Nachrichten, welche am 25. Abends im grofsen Hauptquartier eingingen*) bestätigten die Richtigkeit der Wahl der zur Aufklärung besonders empfohlenen Punkte — Vouziers und Buzancy. Es beschränkten sich zwar diese Nachrichten lediglich auf Mitteilungen der französischen Presse, sowie die Reden von Abgeordneten in der Nationalversammlung; trotzdem erschien es in Anbetracht der eigentümlichen Verhältnisse Frankreich's immer wahrscheinlicher, dafs Mac Mahon, anstatt Paris direkt oder indirekt zu verteidigen, in nordöstlicher Richtung abmarschiert sei, Vereinigung mit Bazaine anstrebend.

Daraufhin wurden alle Einleitungen getroffen, um für den Fall, dafs die Meldungen der gegen Vouziers und Buzancy entsandten Kavallerie den Anmarsch des Feindes in der Richtung auf Metz bestätigen sollten — mit der Maas-Armee, den bayerischen Corps und 2 Armee-Corps der Cernirungs-Armee vor Metz nach Damvillers — 16 km südöstlich Dun — abmarschieren zu können. Wenn der Feind — wie es das Gewagte seines Unternehmens gebot — schnell marschierte, so konnte man nicht hoffen, ihn noch auf dem linken Maasufer zu fassen. Daher die Wahl des Koncentrations-Punktes östlich der Maas.

Bei der Maas-Armee und den bayerischen Corps bestanden diese Einleitungen nur darin, dafs die Corps angewiesen wurden, die für den 26. in Aussicht genommenen Märsche vorläufig noch nicht anzutreten. Bis zum Mittage des 26. konnte der Rechtsabmarsch noch aufgeschoben werden, gingen bis zu diesem Zeitpunkt aber keine weiteren Meldungen ein, so sollte er jedenfalls ausgeführt werden.

Der 26. August.

Gemäfs den für die Kavallerie gegebenen Directiven wurde von

*) Generalstabswerk I. S. 980.

dem Oberkommando der Maas-Armee die Kavallerie in folgenden Richtungen angesetzt:

K.-D. XII. A.-C. — Banthéville } mit dem Befehl gegen die Linie Dun
V. — Grand Pré } — Buzancy — Vouziers aufzuklären.
VI. — Tahure, um von dort gegen Reims zu beobachten.
IV., W., U. B., der III. Armee schlossen sich bei Suippe und Châlons an.
II. beobachtete nahe bei Arcis sur Aube die linke Flanke.

Der Kronprinz von Sachsen — erwägend, dafs die Kavallerie bei Erhaltung der bezüglichen Befehle bereits den Marsch in westlicher Richtung angetreten haben würde, Meldungen daher, vor Abend nicht zu erwarten seien — sandte das XII. Corps sofort nach Varennes und entschied sich im Lauf des Vormittags auch für einen Vormarsch der andern Corps in nördlicher Richtung. —

Auf französischer Seite finden wir die 4 Corps bei Tourteron, Attigny, Le Chesne und Vouziers — die Kavallerie-Division Margueritte vor der Front bei Oches, die Division Bonnemains hinter der Armee bei Attigny. Die Deckung der allein gefährdeten rechten Flanke lastet auf der Kavallerie des bei Vouziers stehenden 7. Corps — das nur über die 3 Regimenter starke Brigade Cambriel verfügt. General F. Douay sendet davon die 8. Lanciers gegen Monthois (Westseite der Argonnen), das 4. Husaren-Regiment nach Grand Pré, 4. Lanciers bei La Croix zurückgehalten; aufserdem zum Rückhalt für die Kavallerie, die Infanterie-Brigade Bordas nach Grand Pré und Buzancy, während er selbst mit dem Corps bei Falaise — am Schnittpunkt der Chausseen nach Buzancy und Grand Pré, südlich Vouziers Stellung nahm. Den Angaben Bonie's gemäfs hatten die 4. Husaren den Auftrag: Nachrichten vom Feinde zu bringen, es koste, was es wolle. — K.-D. XII. A.-C. hatte dem ersteren Befehl vom 25. nachkommend die Vorwärtsbewegung in westlicher Richtung auf Autry bereits begonnen, als sie den umändernden Befehl erhielt. Selbst auf Banthéville marschierend läfst sie eine Schwadron (rechte Seitendeckung, nun linke) auf der Strafse Varennes — Grand Pré vorgehen. Sie stiefs bei Fléville auf 1 Schwadron 4. französischer Husaren, eine andere Schwadron der sächsischen Division bei Buzancy auf 2 feindliche Bataillone (Brigade Bordas).

Die Meldung hierüber, die 7 Uhr Abend im grofsen Hauptquartier einging lautet:

»Bei Grand Pré und Chevières feindliche Truppen. Der Feind zieht sich in diesem Augenblick nordwärts von Grand Pré ab. Man sieht Infanterie, Kavallerie, Fuhrwerke, kann aber nicht unterscheiden, ob es Artillerie ist!«

Eine Offizier-Patrouille ging westlich der Maas auf Beaumont und Dun vor. Ihre weitere Thätigkeit und Erfolg werden wir am 27. sehen.

V. im Marsch von Menehould auf Vouziers begriffen, bog dem neuen Befehl gemäfs östlich über Montcheutin ab auf Senuc. Die Avantgarde erhielt Feuer von Grand Pré und stellte französische Truppen aller Waffen an der Aire fest. Ein weiteres Vordringen machten die vom Feinde stark besetzten vorliegenden Defileen unmöglich. (Die betreffende Meldung traf 7 Uhr Abends des 26. im grofsen Hauptquartier ein.) Auf der alten Marschlinie (Menehould — Vouziers) war die Seitendeckung (1 Schwadron 13. Dragoner) verblieben. Sergeant Brohmann derselben gelangte bis auf $^1/_2$ Meile an Vouziers heran und meldete, dafs der Feind in ansehnlicher Stärke (7. Corps) östlich der Stadt stehe. (Eintreffen dieser Meldung 4 Uhr Abends des 27. im grofsen Hauptquartier.)

Eine von der VI. entsandte Patrouille unter Premier-Lieutenant v. Werthern vom 16. Husaren-Regiment traf mit der Patrouille Brohmann auf den Aisne-Höhen westlich Vouziers zusammen. Er meldete:

»Die Höhen östlich Vouziers — zwischen Chestres und Falaise sind mit Lagern aller Waffen bedeckt. An der Strafse nach Longwé — zwischen La Croix und Grand Pré gelegen — stehen 1—2 Infanterie-Regimenter, davor 1 Batterie und 1 Jäger-Bataillon. Bei Chestres treten soeben Kolonnen aus dem Walde, um Lager zu beziehen. Diesseits Vouziers steht 1 Schwadron Lanciers.*) Die Stadt selbst scheint mit Infanterie nicht besetzt zu sein. Einwohner sagen, es seien ungefähr 140,000 Mann hier versammelt; Mac Mahon sei in Attigny und werde in 2 Tagen hier erwartet.«

Dieser — schon um 5 Uhr Vormittags des 27. im grofsen Hauptquartier — eintreffenden Meldung war seitens der Division hinzugefügt, dafs die gegen Châlons und Reims vorgetriebenen Patrouillen nirgends auf den Feind gestofsen seien, dafs sich aber sämtliche französische Truppen aus jener Gegend angeblich nach Norden gewendet haben sollten. —

Französischerseits glaubte General Bordas — verleitet durch die allerorts auftretende deutsche Kavallerie — stündlich einen Angriff auf Grand Pré erwarten zu müssen. Er räumt auf diese Erwartung hin sofort die dortigen Defileen. Die Meldung davon alarmiert General Douay, derselbe läfst die Höhen von Falaise zur Verteidigung

*) 8. Lanciers.

einrichten und in strömendem Regen durchwacht das 7. Corps gefechtsbereit die ganze Nacht. Dem Ober-Kommando aber geht die Meldung zu, dafs Grand Pré in den Händen der Deutschen, das 7. Corps bei Vouziers stündlich einen Angriff erwarte. Hierauf gründete der Marschall seine Befehle für den 27.: Rechtsschwenkung der gesamten Armee um Vouziers als Pivot in die Linie Vouziers — Buzancy, Front nach Süden, die belgische Grenze auf 5—6 Meilen im Rücken.

Die Ereignisse des 26. zusammengefafst sind folgende: Der wichtige strategische Entschlufs des Rechtsabmarsches wird gefafst, seine Ausführung eingeleitet, auf Spions- und Zeitungsnachrichten hin, nicht auf der Basis der Meldungen aufklärender Kavallerie. Andrerseits schlossen die von den Armee-Kommandos den bezüglichen Kavallerie-Divisionen gestellten Aufgaben bis zum 26. die Möglichkeit, auf den Feind zu stofsen, aus. Der 26. ist der erste Tag, an welchem es der deutschen Kavallerie den gegebenen Befehlen gemäfs möglich ist, die seit Reichshofen (Steinbach) mit dem Gegner verlorenen Fühlung wieder aufzunehmen.

In 10 Meilen breiter Front (Dun—Châlons) avancieren am 26. $4^1/_2$ Reiter-Divisionen nach Nordwesten, stofsen mit ihrem rechten Flügel auf den der französischen Armee und stellen die Anwesenheit eines feindlichen Armee-Corps bei Vouziers fest.

Die Stärke des rechten Flügels der deutschen Reiterei (V., K.-D. XII. A.-C. = 52 Schwadronen) hätte es der französischen Kavallerie, wenn richtig verwandt, nicht unmöglich gemacht, uns wenigstens noch an diesem Tage den Einblick in den rechten Flügel des französischen Heeres zu verbieten. Doch die beiden Reserve-Divisionen werden vom Marschall, wie erwähnt, teils nach einer Direktion entsandt (Oches), aus welcher vorläufig noch kein Feind zu erwarten war, teils hinter der Armee zurückgehalten. Dagegen mufs das Corps, welches die wenigst zahlreiche Kavallerie besitzt — das 7. — die ganze Sicherung seiner rechten Flanke und damit auch die der Armee übernehmen. Die Mafsregeln General Douay's waren — innerhalb der ihm zu Gebote stehenden Mittel — gut getroffen. Seine 3 Kavallerie-Regimenter blieben aber passiv unthätig, wie im ganzen Feldzug — es ist, als ob die französische Reiterei immer erst durch den gewaltigen Kanonendonner der Schlachten zu ihrer Pflicht gerufen wird — aus ihrem Traum erwacht. — Die 4. Husaren stehen bei Grand Pré — sie sollen Nachrichten bringen »es koste, was es wolle« — ihre am weitesten vorgeschobenen Posten, eine

Schwadron, wird erst bei Fléville, 1 Meile südlich Grand Pré betroffen. Die 8. Lanciers sollen auf Monthois die westlichen Ausgänge der Argonnen beobachten. Bei Anblick der kleinsten deutschen Abteilung geht die einzige vorgeschobene Schwadron bis Vouziers zurück, gestattet ganz schwachen deutschen Patrouillen, von den vorgelegenen Höhen aus genaueste Einsicht in das Lager des 7. Corps bei Falaise. So, nicht wissend, wie schwach der so kühn vorgehende Feind, übereilt General Bordas seinen Abzug, hält das ganze Corps eine Nacht hindurch von der nötigen Ruhe ab, verleitet den Marschall zu falschen, zeitraubenden Maſsregeln. Alles die Folge der Lethargie der französischen Kavallerie. —

Interessant ist noch aus den Meldungen dieses Tages ein Vergleich der des Lieutenant v. Werthern mit der des Sergeant Brohmann. Beide sehen vom selben Standpunkte zur selben Zeit dasselbe. Und doch wie erschöpfend ist des ersteren, wie wenig in's Detail gehend des letzteren Meldung! Die Entfernung, auf die sie den ungedeckten Feind beobachteten, beträgt $^1/_2$ Meile; eine für das bloſse Auge zur Erkennung von Einzelheiten immerhin groſse. Wenngleich die von Offizieren erstatteten Meldungen ja besser sein müssen, wie die der Unteroffiziere, spricht bei diesen Meldungen jedenfalls doch ein Umstand schwerwiegend mit: das Fernglas. Nur mit Hülfe eines solchen konnte Lieutenant v. Werthern die gemeldeten Einzelnheiten erkennen. Ich glaube, daſs wir bei jeder Schwadron für Unteroffizier-Patrouillen einige Ferngläser unbedingt nötig haben, und daſs, — da sie vorläufig nicht geliefert werden, bei einer Mobilmachung die Regiments- oder Schwadrons-Kassen aushelfend eingreifen müssen.

Der 27. August.

Die vorher erwähnten, um 7 Uhr Abends des 26., im groſsen Hauptquartier eingegangenen Meldungen der V. und K.-D. XII. A.-C. machten den Abmarsch der feindlichen Armee zur Unterstützung der Rhein-Armee fast zur Gewiſsheit. Die daraufhin ausgegebenen Befehle brachten am 27. das XII. Corps weit vor der Armee nach Stenay und Dun; die beiden anderen Corps der Maas-Armee und die beiden bayerischen Corps in die Gegend westlich Verdun. Die übrigen Corps der III. Armee standen am Abend dieses Tages zwischen St. Menehould und Heiltz-le-Maurupt, Front nach Norden echelloniert. Also von der Tête der Maas (XII.) bis Queue der III. Armee (VI. Corps) 13 Meilen.

Für die deutsche Kavallerie muſste es am 27. Aufgabe sein, weiteren Einblick in die feindlichen Streitkräfte nach Norden zu erzielen.

Auf dem rechten Flügel nahm K.-D. XII. A.-C. daher die Richtung auf Buzancy.

V. stand bei Grand Pré in engster Fühlung mit der feindlichen Infanterie (7. Corps), konnte somit Terrain nur umfassend gewinnen.

VI. auf Vouziers herangezogen;

U. B. dahinter bei Monthois;

IV. ging von Châlons nach Suippe.

Französischerseits wurde die 1. Reserve-Kavallerie-Division nach Beaumont vorgesandt — also auf dem linken — die 2. Reserve-Division bei Attigny auf dem rechten Flügel belassen, beide getrennt durch 7 Meilen Entfernung. Vor der neuen nach Süden gerichteten Front überliefs der Marschall die Aufklärung allein der Kavallerie der einzelnen Corps, die dieselbe, — so wichtig Nachrichten sein mufsten — wiederum im defensiven Sinne der absoluten Sicherung auffafst.

Diese Bewegungen führten am 27. zu einem kleinen Reitergefecht bei Buzancy. General de Failly mit dem 5. Corps von Le Chêsne kommend hatte diesen Punkt als Marschziel angewiesen erhalten — wir wissen, dafs dasselbe deutscherseits für die K.-D. XII. A.-C. der Fall war.

Bei Harricourt mit dem Corps halten bleibend — da nach Aussage der Bewohner dieser Ort deutscherseits in der Nacht ausfouragiert worden — sendet General de Failly 2 Schwadronen 2. Chasseurs zur Rekognoszierung auf Buzancy vor. Diese treffen südlich dieses Ortes in dem Augenblicke ein, als sich die Avantgarde der 24. Kavallerie-Brigade (General Senft v. Pilsach), von Süden kommend, dem Orte näherte. Rittmeister v. Harling wirft sich mit 3 Zügen den 2 Schwadronen entgegen, die ihn — nach Bonies Angaben — mit einer Salve empfangen, und bis nach Buzancy zurückgeworfen werden, dort aber den Kampf zum Stehen bringen, und die sächsischen Reiter zurücktreiben. Inzwischen war jedoch Rittmeister v. Wolffersdorff mit der 1. Schwadron 3. Reiter-Regiments herangekommen, der die Chasseurs in der linken Flanke fafste und sie nun im Verein mit den wieder Front machenden Zügen der 5. Schwadron, abermals nach Buzancy trieb. Karabinerfeuer aus der Lisiere des Orts brachte die Attacke zum Stehen, wenige Schüsse der reitenden Batterie jedoch genügten, um die beiden Schwadronen des Feindes zum eiligen Rückzuge durch Buzancy zu veranlassen, so eilig — sagt das Generalstabswerk, »dafs es der schnell dem Feinde nachfolgenden 3. Schwadron Ulanen-Regiments Nr. 18 nicht mehr gelang ihn zu erreichen.«

Nach dem Gefecht bei Buzancy ändert sich plötzlich die Sachlage einigermafsen! Mac Mahon — der am Morgen die Nachricht erhalten hatte, dafs der gefürchtete Angriff auf Vouziers nicht stattgefunden, man vorläufig dort gegenüber auch nur Kavallerie habe — beschlofs, um Vouziers wieder rückwärts schwenkend, seine Marschrichtung gegen die Maas von neuem aufzunehmen.

Die 1. Kavallerie-Division bei Beaumont erhielt Auftrag, gegen die Maas-Uebergänge von Dun und Stenay zu patrouillieren.

So ging dem General de Failly zur Zeit des Reitergefechts bei Buzancy auch der Befehl zu, nach Brieulles zurückzugehen, welche Bewegung sofort ausgeführt wurde. —

Beim Ober-Kommando der Maas-Armee war aber im Lauf des Vormittags die Meldung jener, am 26. auf Beaumont entsandten Patrouille der K.-D. XII. A.-C. eingetroffen, besagend, dafs dieselbe 4 Uhr Vm. des 27. bei genanntem Orte auf stärkere feindliche Kavallerie (Division Margueritte) gestofsen und bis westlich Dun von ihr verfolgt worden sei. Das Ober-Kommando ordnete darauf hin das Vorgehen von K.-D. XII. A.-C. auf Nouart zur Aufklärung in jener Richtung an, während G. — die am letzten Tage mit dem Garde-Corps marschierend herangerückt war — für K.-D. XII. A.-C. gegenüber Buzancy in die aufklärende Reiterlinie einrückte.

Aufser den beiden Meldungen über das Gefecht bei Buzancy und dem Patrouillenritt auf Beaumont ging von K.-D. XII. A.-C. noch eine aufklärende Meldung des Lieutenant v. Karlowitz (1. Reiter-Regiment) ein, besagend: »Dafs am 26. Brigade Bordas und 4. Husaren bei Grand Pré gestanden hätten, dafs erstere von Vouziers gekommen und in der Nacht wieder dorthin zurückgegangen wären, die Husaren aber in der Richtung auf Buzancy abgerückt seien.« —

Die V. hatte inzwischen am Morgen das vom Feinde verlassene Grand Pré besetzt und war dem auf Vouziers abziehenden Gegner mit dem 13. Ulanen-Regiment gefolgt. Diese stiefsen im Walde von Longwé auf stärkere Infanterie und bemerkten bei Vouziers feindliche Massen; von den beiden anderen Brigaden erreichte die 13. Nachmittags Buzancy.

VI. (Vouziers) sandte im Laufe des Tages 2 Meldungen, welche besagten, dafs bei Vouziers ein feindliches Armee-Corps stände, auch bei Blaise und Chambre au loup eine Infanterie-Brigade bemerkt worden sei, die von den Vortruppen eingebrachten Gefangenen dem 52. und 82. Regiment des Corps Douay angehörten.

Im Allgemeinen waren die 4, durch Hinzutreten der G. nun

5 Kavallerie-Divisionen im Laufe des 27. rechts bis an die Maas herangeschoben worden. Ihre Meldungen stellten fest:

1) dafs, das bei Vouziers beobachtete feindliche Corps am 27. auch dort verblieben, und dafs es das 7. Corps Douay sei;

2) dafs bei Buzancy und Grand Pré am Tage vorher Teile dieses Corps gestanden hätten; dafs jedoch die am 27. dort eingetroffenen feindlichen Schwadronen des 12. Chasseurs-Regiments zur Division Brahaut 5. Corps gehörten. (Man hatte den Commandeur des Regiments nebst 12 Chasseurs gefangen genommen);

3) dafs nur Kavallerie-Têten des Feindes bis Beaumont vorgedrungen, die feindliche Armee jedoch noch weiter zurück sei, auch im Laufe des Tages wesentliche Fortschritte gegen die Maas nicht gemacht habe.

Durch diese Ergebnisse, sowie die Besetzung der Maas-Uebergänge Stenay und Dun, war man im grofsen Hauptquartier in der Lage, übersehen zu können, dafs es noch gelingen würde, den Feind auf dem linken Maas-Ufer anzufassen.

Der Koncentrationspunkt Damvillers wurde fallen gelassen, vom Heranziehen des II. und III. Corps von der Cernierungs-Armee von Metz Abstand genommen.

Nicht gelungen war es dem rechten Kavallerie-Flügel das 5. französische Corps zu konstatieren, obschon Gelegenheit dazu geboten war. Die Schuld hieran mag wohl teilweise das Verschieben von K.-D. XII. A.-C. nach rechts mittragen, da diese Division dadurch gezwungen wurde die mit der Kavallerie-Tête des Corps Failly gewonnene Fühlung wieder aufzugeben, die 13. Brigade bezw. G. aber erst spät Nachmittags den Schauplatz des Gefechts vom Vormittag erreichte. Hätte K.-D. XII. A.-C. in der ersten Richtung belassen werden können, so wäre es ihr wohl zweifellos gelungen, unter Ausbeutung des Erfolges gegen die 12. Chasseurs Einblick in die Kolonnen des 5. Corps zu erhalten.

Dem XII. Corps hatte es der Schutz der Kavallerie ermöglicht, die Maas-Uebergänge zu gewinnen. —

Schwer verständlichen Mafsnahmen begegnen wir wieder auf französischer Seite; zunächst bei dem Corps de Failly. Um einen nur wenige Kilometer auf seiner Marschlinie liegenden Ort, der zugleich sein Marschziel ist, rekognoszieren zu lassen, mufs das ganze Armee-Corps halten bleiben, seinen Marsch unterbrechen. Dafs überhaupt noch eine derartige Rekognoszierung nötig ist, beweist, dafs General de Failly über seine Kavallerie bis dahin noch gar nicht im Aufklärungssinne verfügt hatte. Weiter unverständlich

bleibt — bei der Wichtigkeit Buzancy's — die Entsendung von nur 2 Schwadronen, wo 3 Regimenter zur Verfügung standen.

Das mit Kunst durchgeführte System der Verwendung der beiden Reserve-Kavallerie-Divisionen immer an den, dem Feinde abgewandten Seiten — findet auch am 27. seine Fortsetzung. Aber welche Unthätigkeit entwickelt wieder die Division Margueritte bei Beaumont! Nach Zurücklegung eines Marsches von 1 Meile (Oches — Beaumont) beschränkt sich dieselbe auf Verfolgung einer schwachen Patrouille, von einem Vortreiben stärkerer Rekognoszierungen gegen Stenay und Dun, diesen hochwichtigen Punkten, ist keine Rede und so entgeht ihr die Besetzung beider Uebergänge durch die 24. Division!

Der 28. August.

Marschall Mac Mahon am Abend des 27. in Chêsne populeux eintreffend, erfährt hier durch glaubwürdige Patrioten, dafs ihm gegenüber der Kronprinz von Preufsen sowie der Kronprinz von Sachsen stehen. Was seine Kavallerie versäumt, wirft ihm das Schicksal mühelos in den Schofs. Er erkennt die Gefahr, die ihm bei Fortsetzung seines Weitermarsches droht und erläfst einen Befehl zum sofortigen Abmarsch in nordwestlicher Richtung.

Davon in Kenntnis gesetzt erhält der Marschall kurz nacheinander zwei Depeschen*) vom Kriegsminister aus Paris, in deren letzterer er aufgefordert wird, sich mit der Armee Bazaines zu verbinden, es koste, was es wolle, sonst drohe in Paris eine Revolution.

Der Marschall unterwirft sich dieser von Paris gekommenen Entscheidung und nimmt zum Unglück für Frankreich die Richtung auf Metz wieder auf, dirigiert sich gegen Stenay.

Ob der Kriegsminister bei Niederschreibung der Worte »es koste, was es wolle« wohl an die Möglichkeit des Verlustes der ganzen Armee gedacht hat? —

Die Befehle des französischen Oberbefehlshabers zur Wiederaufnahme des Vormarsches auf Montmedy trafen erst ein, nachdem die Corps sich schon in entgegengesetzter Richtung in Bewegung gesetzt hatten. Das 7. Corps rückte von Vouziers nach Boult au bois; das 5. Corps besetzte mit frühestem Morgen Harricourt und nahm — als stärkere diesseitige Kräfte bei Buzancy gemeldet wurden — Stellung auf den Höhen bei Bar. Hier erhielt General de Failly Befehl, gegen die Maas vorzurücken. Angesichts der bei

*) Generalstabswerk I. S. 1004.

Buzancy vermuteten starken deutschen Kräfte (G.) glaubte General de Failly, Stenay nur auf dem Umwege über Sommauthe erreichen zu können, kam bei den aufgeweichten Wegen aber nur bis Belval. 1. Corps — Le Chêsne; 12. Corps — westlich Beaumont (La Besace); 1. Reserve-Kavallerie-Division wird nach Sommauthe zurückgenommen. —

Deutscherseits bezwecken die für den 28. gegebenen Befehle ein Aufschliefsen der Armeen unter vorläufiger Festhaltung der Uebergänge Stenay und Dun. Die Kavallerie sollte weiter den Einblick in die Verhältnisse beim Gegner zu gewinnen suchen, hatte jedoch den bestimmten Befehl, den Feind nicht zu drängen, um nicht unzeitig in eine Schlacht verwickelt zu werden.

Zwischen der so nach Osten weiter vorrückenden Armee von Châlons und den 4 aufklärenden Kavallerie-Divisionen bildete am 28. die Strafse Vouziers-Stenay im allgemeinen die Scheidelinie.

Der Feind — in seinen Mafsnahmen die Anwesenheit des Gegners in der rechten Flanke ignorierend — gestattete unsern aufklärenden Abteilungen vollen Einblick in seine Kolonnen.

VI. war mit frühem Morgen aufgebrochen, um den von Vouziers abziehenden Gegner zu folgen. Das Regiment der Vorhut — 15. Ulanen — stiess in dieser Stadt auf die Nachhut des 7. Corps und folgte*) ihr auf Ballay, von wo man alsbald die Läger der 7. Corps bei Quatre Champs feststellte.

Aufser der bezüglichen Meldung hierüber, sandte diese Division noch im Lauf des Tages zwei andre Meldungen, die aussagten, dafs bei Voncq noch 6 Bataillone des Feindes ständen, der Rest auf Le Chêsne abmarschiert sei;**) Kaiser Napoleon und Mac Mahon sich bei Stenay befänden und Attigny seit dem 23. von 12,000***) Mann passiert worden sei.

V. hatte am Morgen das 13. Ulanen-Regiment von Grand Pré auf Vouziers vorgehen lassen, welches sich nach kurzem Fufsgefecht bei Falaise in Vouziers mit dem gleichzeitig dort einrückenden 15. Ulanen-Regiment vereinigte. 2 Brigaden marschierten sodann nach Monthois, die 13. von Buzancy nach Grand Pré, wo sie die Verbindung mit G. herstellte.

An Stelle dieser Brigade war in Buzancy die Ulanen-Brigade der G. getreten. In nördlicher Richtung zur Rekognoszierung vor-

*) Generalstabswerk I. S. 1004.

**) Es war das 1. französische Corps.

***) Soll wohl heifsen 120,000 Mann.

gehend traf die 5. Schwadron 3. Garde-Ulanen-Regiments auf das eben von Brieulles anmarschierende 5. französische Corps, von welchem bereits Abteilungen aller Waffen bei Harricourt angelangt waren. Eine feindliche Schwadron zurückdrückend, gelang es hier nach Eintreffen von noch 2 Schwadronen des 3. Garde-Ulanen-Regiments, das Lager des 5. französischen Corps bei Harricourt festzustellen.

Angezogen durch das vernehmbare Feuer war indessen Major v. Funcke mit dem sächsischen Garde-Reiter-Regiment bei Buzancy eingetroffen und unternahm von hier aus begleitet von einem Zuge 3. Garde-Ulanen-Regiments eine Rekognoszierung gegen die Höhen nordöstlich von Bar.

Diese Rekognoszierungen der Garde-Ulanen-Brigade und des sächsischen Garde-Reiter-Regiments ergaben folgende Meldungen:

1. Vormittags 11 Uhr. »Ungefähr zwei feindliche Brigaden sind im Vorrücken auf Buzancy sichtbar.« (Garde-Ulanen).

2. Mittags 12 Uhr. »Bar und Harricourt sind vom Feinde besetzt. Nördlich Bar feindliche Kavallerie ungefähr ein Regiment. Südlich der Strafse Buzancy — Reims ein feindliches Biwak« (Garde-Ulanen). Eintreffen im grofsen Hauptquartier am 28. 9 Uhr A.

3. Nachmittags $1^1/_2$ Uhr. »Am Walde von Autruche, Front gegen Bar, stehen Feinde aller Waffen, östlich Germent, zwei Kavallerie-Regimenter.« (Major v. Heintze.)

Ueber die Rekognoszierung des sächsischen Garde-Reiter-Regiments meldete Lieutenant v. Scheele.

4. »Westlich Harricourt, ungefähr eine Division, die Höhen sind mit Artillerie besetzt.«

5. Nachmittags 3 Uhr. »Feindliche Truppen marschieren von Beaumont auf Autruche-Vonziers.« (Hauptmann v. Merkel, Adjutant des Prinzen Albrecht.)

6. Nachmittags $6^1/_2$ Uhr. »Der Feind, ungefähr ein Armeecorps marschiert von Autruche nach Osten; Wetter klar, genau gesehen.« (v. Scheele.).

7. Abends $9^1/_2$ Uhr. »Feindliche Wachtfeuer auf der Linie Bar-Fossé, Bois des Dames und in der Richtung nach Stenay vor der ganzen Front der Maas-Armee. Nouart soll vom Feinde besetzt sein.« (v. Roon, Premier-Lieutenant im Garde-Füsilier-Regiment.)

8. Abends $9^3/_4$ Uhr. »Französische Infanterie ist auf Nouart vorgegangen; in Folge dessen hat sich die 12. Kavallerie-Division auf Andevanne zurückgezogen, wo sie biwakirt.« (Graf Gröben, Rittmeister im Garde-Husaren-Regiment.)

Meldung 5 widerspricht Meldung 6. Gar nahe lag im grofsen Hauptquartier zu jener Zeit die Auffassung, der Gegner werde in westlicher Richtung abziehen.

Dies schien Meldung 5 zu bestätigen. Selbst die bald folgende Meldung 6 vermochte den durch die Meldung 5 im grofsen Hauptquartier hervorgebrachten Eindruck nicht zu verwischen.

Aufser jener schon angeführten Rekognoszierung des Garde-Reiter-Regiments hatte K.-D. XII. A.-C. von Nouart, Failly und Barricourt aus Patrouillen auf den nach Norden führenden Strafsen entsendet, auch die Verbindung mit der 48. Infanterie-Brigade bei Stenay hergestellt.

Die in der Richtung auf Beaumont vorgehenden Patrouillen stiefsen überall auf stärkere feindliche Abteilungen und konnten hier nicht weiter vordringen. Nach 5 Uhr Nachmittags meldeten die Vorposten mehre feindliche Schwadronen und hinter denselben auch Infanterie im Marsch von Bois des Dames auf Nouart (5. Corps). Die Batterie der Division trat hiergegen noch gegen Abend in Thätigkeit; die Division bezog dann später bei Andevanne Biwak.

Von der K.-D. XII. A.-C. trafen Abends gegen 6 Uhr im grofsen Hauptquartier aufserdem noch folgende Meldungen ein:

1) Am Morgen. »Ein Einwohner von Nouart — roter Republikaner — hat den Vorposten bei Nouart mitgeteilt, dafs am 27. Nachmittags 10,000 Franzosen unter General Margueritte bei Sommauthe gestanden hätten, 17,000 befänden sich in Le Chêsne und Mac Mahon mit dem Gros der Armee, welche im Ganzen 150,000 Mann stark sei, von Vouziers auf Buzancy.«

2) Das schon oben mitgeteilte, durch die Garde-Kavallerie gemeldete Resultat der Rekognoszierung gegen Harricourt.

Das XII. Armee-Corps hatte sich bei Dun und Stenay zu nachhaltiger Verteidigung eingerichtet und wurde durch das Anrücken des 12. Corps in Spannung gehalten, seine Kavallerie stellte am Abend die Lager des 12. französischen Corps bei Beaumont fest.

IV. erreichte die Gegend von Vouziers, die beiden Schwadronen v. Klocke rückten bei der Division ein.

II. Suippe.

Beide deutschen Armeen, das vorgeschobene XII. Corps nicht eingerechnet, standen zwischen Bantheville und St. Menéhould nach teilweisen Märschen von 5—6 Meilen auf 4 Meilen Tiefe aufgerückt.

Der deutschen Reiterei war es geglückt im Laufe des 28. sämtliche 4 Corps der feindlichen Armee festzustellen. Bei Beaumont

das 12.; die Queue des 1. bei Voncq; das 5. bei Bar; das 7. bei Quatre Champs.

Die absolute Unthätigkeit der feindlichen Kavallerie hatte gestattet, dies bedeutende Resultat fast ohne Opfer zu erlangen.

Betreffend den Widerspruch in zwei der angeführten Meldungen, so ist dies wieder ein Beweis, dafs uns als Patrouillenführer, Beobachtungsoffiziere p. p. keine Pflicht höher stehen mufs als die: nur genaue, der Wirklichkeit entsprechende Meldungen abzusenden. Es darf kein »ist« stehen wo ein »scheint« am Platze wäre. Der Ehrgeiz — eine wichtige Meldung einsenden zu können mufs, zurückgedrängt werden. Falsche phantasiereiche Meldungen sind schlimmer wie keine; die Kavallerie, die solche sendet ist zur Erfüllung unserer vornehmsten Aufgabe — der Aufklärung — unbrauchbar.

Der 29. August.

Die bis Mittags des 28. im grofsen Hauptquartier eingegangenen Meldungen der V. und VI. — Inhalt: Abmarsch des 7. Corps von Falaise nach Quatre Champs, des 1. Corps von Attigny, Voncq nach Le Chêsne, — deuteten auf ein Ausweichen des Feindes nach Norden. Auf Grund derselben wurde am Nachmittag ein Befehl für den 29. ausgegeben, der die Maas-Armee und die linken Flügelcorps der III. Armee bis in die Linie Vouziers — Buzancy — Nouart bringen sollte.

Die darauf um 9 Uhr Abends anlangenden Meldungen der G. und K.-D. XII. A.-C. liefsen eine solche Absicht des Gegners nicht mehr erkennen, und folgender neuer Befehl bestimmte über die Mafsnahmen des nächsten Tages, des 29.:

»Das Erscheinen des Feindes bei Buzancy deutet auf dessen Absicht hin, Metz zu entsetzen. Es ist anzunehmen, dafs hierzu ein oder zwei Corps die Strafse über Buzancy nach Stenay einschlagen, während die übrigen Teile der Armee weiter nördlich über Beaumont marschieren. Um den Gegner nicht zum Angriffe herauszufordern, bevor auf deutscher Seite hinreichende Streitkräfte vereinigt sind, wird es dem Ermessen des Kronprinzen von Sachsen anheimgestellt, seine drei Armee-Corps vorerst in einer Verteidigungsstellung, etwa zwischen Aincreville und Landres frühzeitig zu versammeln. Die Beobachtung der Maas-Linie von Dun bis Stenay liegt auch fernerhin der dorthin abgezweigten Brigade ob. —

Die bayerischen Corps brechen um 5 Uhr Morgens auf, das I. über Fléville nach Sommerance, wo es um 10 Uhr einzutreffen hat, das II. über Binarville und Cornay nach St. Jurin.

Das V. Armee-Corps marschiert über Montcheutin nach Grand

Pré. Ueber die anderen Corps der III. Armee hat das Oberkommando derartig zu verfügen, dafs sie nötigenfalls am 30. zur Entscheidung herangezogen werden können. Die Fortsetzung der Offensive gegen die Strafse Vouziers — Buzancy — Stenay bleibt vorbehalten, eine alsbaldige Besitznahme derselben durch die Maas-Armee aber nicht ausgeschlossen, falls Letzterer nur schwächere Kräfte des Feindes gegenüber stehen sollten. — Seine Majestät der König werden sich um 9 Uhr Vormittags zunächst nach Varennes begeben.« —

Der daraufhin fufsende Befehl der Maas-Armee lautet:

»Das Garde-Corps läfst die nach Rémonville vorgeschobene Avantgarde daselbst stehen, um der bei Bar rekognoszierenden Garde-Kavallerie zur Aufnahme zu dienen; das Gros des Corps bleibt in Bereitschaftsstellung bei Bantheville. Das XII. Corps überschreitet frühzeitig bei Dun die Maas und nimmt Aufstellung zwischen Cléry le Grand und Aincreville; die 12. Kavallerie-Division klärt unter dem Schutze einer nach Villers devant Dun vorzuschiebenden Avantgarde gegen Nouart auf. Da auch die Maas zwischen Dun und Stenay nur zu beobachten ist, so kann die 48. Brigade von dort stromaufwärts herangezogen werden; das IV. Corps rückt vorläufig bis in eine Aufstellung nördlich von Nantillers. Die kommandirenden Generale versammeln sich um 8 Uhr Morgens auf der Höhe südlich von Aincreville.« —

Während also an der Maaslinie Stenay — Dun nur noch durch Kavallerie beobachtet wurde, das Gros der Maas-Armee sich westlich Dun sammelte, sollte:

G. unter Rückhalt seiner Infanterie-Brigade bei Rémonville von den Höhen bei Bar in nördlicher Richtung rekognoszieren;

K.-D. XII. A.-C. von neuem gegen Nouart und Beaumont vorgehen;

V., seit dem 27. der III. Armee unterstellt, gegen Attigny aufklären;

VI. — desgleichen — von der Gegend von Vouziers aus gegen Voncq, Quatre-Champs und Buzancy beobachten. —

Im französischen Hauptquartier zu Stonne hatte man am 28. Abends endlich Nachricht von der erfolgten Besetzung Stenay's durch ein feindliches Armee-Corps erhalten. Dies sowohl, wie die Beunruhigung seines rechten Flügel-Corps durch die deutsche Kavallerie liefsen den Marschall den Entschlufs fassen, die Maas bei Mouzon und Remilly zu überschreiten. Dazu sollten das 1. und 12. Corps, sowie beide Kavallerie-Divisionen am 29. Mouzon und

Raucourt, das 7. und 5. Beaumont und la Besace erreichen. Der Marschall liefs jedoch die Division Margueritte und das 12. Corps bereits am Abend des 29. bei Mouzon übergehen. Glaubte der Marschall durch diesen Zug nach Norden allein der deutschen Kavallerie zu entrinnen? Wenigstens lassen seine Befehle jede Mafsregel zur Fernhaltung unserer Eclaireurs vermissen. An eine Zusammenfassung der gesamten Reiterei vielleicht auf den Höhen von Oches — Sommauthe — Fossé, die waldfrei sind und Kavallerie-Aktion gestatten, scheint garnicht gedacht worden zu sein. Und doch, wie nahe war es ihm gelegt, da er schon die empfindlichsten Nadelstiche durch die weithin patrouillierende deutsche Reiterei erhalten hatte und — rechnete er nicht auf Fehler des Gegners, wozu ihn kein Präzedenzfall berechtigte — überzeugt sein mufste, dafs er die letzten Corps geradezu dem Feinde Preis gäbe, liefs er sie so ohne jeden deckenden Schleier, nahe am überlegenen alles sehenden Feinde, den Uebergang ausführen. —

Von den 4 aufklärenden Kavallerie-Divisionen war es der Sachlage gemäfs die G., welcher der Löwenanteil des Nachrichtenerfolges des 29. zu Teil werden mufste. Sie stiefs von Bar aus mit ihren Rekognoszierungen mitten hinein in die ohne jede Deckung und Verbindung marschierenden feindlichen Heeresteile, während K.-D. XII. A.-C. alsbald bei Champy vom 5. französischen Corps aufgehalten wurde und ihre Rekognoszierungen weiterhin ebenfalls nur über Buzancy ausführen konnte, V. und VI. sich aber bereits hinter der feindlichen Armee befanden.

Das Garde-Corps hatte am Morgen seinen Marsch nach der Gegend von Buzancy angetreten, während die bereits dort befindliche Vorposten-Kavallerie ihre Rekognoszierungen fortsetzte. Die gegen Sommauthe entsendeten Patrouillen des 3. Garde-Ulanen-Regiments fanden daselbst eine ruhende französische Infanterie-Brigade nebst Kavallerie. Lieutenant v. Plefsen genannten Regiments hatte beim Vorreiten auf Germont einen ihm entgegenfahrenden französischen Intendantur-Beamten gefangen genommen, stiefs aber dann auf überlegene feindliche Chasseurs, welche einem von Marschall Mac Mahon an General de Failly abgesendeten Generalstabs-Offizier als Bedeckung dienten. Nach erhaltener Verstärkung aus der Vorposten-Schwadron warfen die Ulanen ihre Gegner zurück, wobei der oben erwähnte Generalstabs-Offizier, Marquis de Grouchy, in ihre Hände fiel. Die bei demselben vorgefundenen Schriftstücke enthielten die Anordnungen des französischen Feldherrn für den 29. August, sowie auch Angaben über die in den vorigen

Tagen ausgeführten Märsche der Armee von Châlons. Die französischen Chasseurs wurden bis in die Gegend von Germont verfolgt; dort, sowie auch bei Boult aux Bois zeigten sich ansehnliche Infanterie- und Kavallerie-Lager. Eine Patrouille des 1. Garde-Ulanen-Regiments war bei Nouart mit einer sächsischen zusammengetroffen und nördlich dieses Ortes in Infanteriefeuer gerathen.

Das an der Spitze der 2. Garde-Infanterie-Division befindliche 2. Garde-Ulanen-Regiment hatte bei dem Vormarsche auf Thenorgues wahrgenommen, dafs französische Truppen bei Boult aux Bois im Lager ständen, andere aber sich von dort auf Autruche bewegten. Rittmeister v. Scholten vom 1. Garde-Ulanen-Regiment hing sich mit 2 Schwadronen diesem Flankenmarsche an und meldete später von St. Pierremont, dafs der Feind in dortiger Gegend Biwaks beziehe.

Das XII. Corps war mit seiner Avantgarde am Morgen nach Nouart marschiert, wo die Kavallerie-Division den Anmarsch feindlicher Kolonnen von Champy und Bois des Dames auf Beaufort und Beauclair meldete. Die Avantgarde des Corps griff den Gegner lebhaft an und stellte mindestens 1 Division desselben fest. Nach Erkennung der feindlichen Stärke zog Prinz Georg die Truppen wieder auf Nouart zurück, da es nur auf eine Rekognoszierung ankam. In Wirklichkeit war das 5. Corps der Gegner der Sachsen. Der Zufall — der im Kriege so oft entscheidend eingreift — liefs den Generalstabsoffizier, der diesem Corps den Befehl zum Abmarsch auf Beaumont bringen sollte, in unsere Hände fallen. General de Failly hatte daher am Morgen dem alten Befehle gemäfs den Marsch auf Stenay angetreten. Nachdem er 2 Stunden bei Champy gegen die sächsische Avantgarde gefochten, erreichte ihn endlich durch General Douay der neue Befehl und langsam zog auch er seine Truppen aus dem Gefecht zurück, um Beaumont auf schlechten Wegen, die halbe Nacht marschierend, zu gewinnen.

Die speziellen Meldungen des 29. lauten:

I. Meldungen des Garde-Corps am 29. August:

1. 10 Uhr Vormittags. Bei Boult aux Bois befinden sich 3 grofse feindliche Biwaks, 2 Infanterie, 1 Kavallerie-Regiment.

2. 12½ Uhr Nachmittags. Feind hat Germont und Autruche besetzt. Hinter dieser Linie findet der Abmarsch von Truppen aller Waffen statt und zwar von Autruche gegen Beaumont. Von Beaumont noch keine Meldung.

3. 1¾ Uhr Nachmittags. Feind marschiert seit 2 Stunden in

in einer fortlaufenden Kolonne von Auth nach Le Chêsne. Man weifs noch nicht, ob er gegen Beaumont abbiegt.

4. Nachmittags 5 Uhr von Fontenois. Der durch Autruche abgezogene Feind bezieht Lager bei St. Pierremont und Oches. (Rittmeister v. Scholten.)

II. Meldung des Prinzen Georg von Sachsen am 29. August Abends $7\frac{1}{2}$ Uhr.

Die feindlichen Kräfte bei Nouart waren Anfangs gering, betrugen später mindestens 1 Division mit 5 Batterien, 1—2 Mitrailleusen-Batterien und 2 Kavallerie-Regimenter. Das Corps ist im Besitz von Nouart. Bei St. Pierremont steht ein feindliches Armee-Corps im Lager. Eingegangen im grofsen Hauptquartier am 30. 5 Uhr Morgens.

III. Meldungen der 6. Kavallerie-Division am 29. August.

1. Um 9 Uhr früh. Quatre-Champs ist noch stark vom Feinde besetzt. Zahlreiche Biwaks von dort bis Ballay. Boult aux Bois ist von Infanterie besetzt. Von Voncq ist der Feind auf Le Chêsne abmarschiert, wo nur noch etwa 200 Mann.

2. Um $11\frac{3}{4}$ Uhr Vormittags. Voncq ist durch 2 Eskadrons Husaren genommen. Bei Le Chêsne zahlreiche Läger aller Waffen; diesseits Le Chêsne grofse Wagentrains unter Bedeckung von Kavallerie-Regimentern. 2 starke Infanterie-Regimenter haben Quatre-Champs besetzt und verhindern das Debouchieren aus Ballay. Ebenso sind Boult aux Bois und Belleville noch von feindlicher Infanterie besetzt.

Eingegangen im grofsen Hauptquartier am 29. $4\frac{1}{2}$ Uhr Ab.

3) Um 5 Uhr Abends: »Feind verläfst Quatre-Champs und scheint in der Richtung auf Petites-Armoises abzuziehen. Bei Le Chêsne steht anscheinend mehr als 1 Corps. In Voncq hat das 1. französische Corps gestanden.«

Eingegangen im grofsen Hauptquartier 29./30. Nachts.

4) Um 10 Uhr Abends: »Feind geht von Le Chêsne zurück, anscheinend auf Beaumont. Bei Le Chêsne ist noch eine starke Arrieregarde, Quatre-Champs ist vollständig geräumt, Châtillon noch besetzt.«

Eingegangen im grofsen Hauptquartier am 30. 9 Uhr Ab.

Dazu tritt noch eine Meldung der sächsischen Kavallerie-Division, aussagend, dafs von Dun bis Stenay wie bei Beaufort nichts vom Feinde stehe.

Die Summe der Meldungen lautet:

Mindestens 1 Armee-Corps bei Le Chêsne (von Voncq);

1 Corps bei Oches (von Boult);
1 starke Division bei Belval — Champy;
Maas frei vom Feinde bis nördlich Stenay.
Dazu die beim Marquis Grouchy gefundenen Papiere.

Diese Summe ergiebt: Vorwärtsbewegung des feindlichen Heeres in nordöstlicher Richtung gegen die Maas. Die bei Champy aufgetretene Division (Corps Failly) konnte man mit Recht für eine Art Arrieregarde des Gegners halten; auch ihr späterer Abzug deutete darauf.

Im grofsen Hauptquartier wurde demgemäfs der Angriff des Feindes westlich der Maas für den 30. beschlossen.

Der 30. August.

Die Maas-Armee wurde angewiesen in dem Raume östlich der grofsen Strafse von Buzancy gegen Beaumont vorzurücken und um 10 Uhr Vormittags die Linie Fossé — Beauclair zu überschreiten.

Das Garde-Corps hatte bis 8 Uhr Vormittags jene Strafse zu räumen und vorläufig in Reserve zu treten.

Die III. Armee sollte frühzeitig aufbrechen und bereit sein mit 2 Corps den Angriff des Kronprinzen von Sachsen zu unterstützen, hierzu wurde ihrem rechten Flügel die Richtung über Buzancy auf Beaumont, dem linken die auf Le Chesne vorgeschrieben.

Das Ober-Kommando der Maas-Armee erhielt in der Nacht noch eine hochwichtige Meldung aus Stenay. Eine Abends des 29. vom Zieten-Husaren-Regiment*) und von Teilen des 2. Reiter-Regiments ausgeführte Rekognoszierung ergab, dafs der Feind Beaumont noch stark besetzt, stärkere Teile defselben jedoch auch die Maas schon überschritten und Abteilungen gegen Inor vorgeschoben hätten. (Teile der Division Margueritte.)

Es drängte sich die Ueberzeugung auf, dafs der Gegner beabsichtige am 30., dem nächsten Tage, seine gesamte Macht auf dem rechten Maas-Ufer zu vereinigen, dafs jedoch bei eignem schnellen Vorgehen die Möglichkeit vorliege, einzelne Teile noch vor beendetem Uebergang am linken Ufer einzuholen und zu schlagen.

Die Disposition der Maas-Armee war daher die zum Kampfe! Die Divisions-Kavallerie zur Aufklärung blieb an der Tête. Vorgeschoben klärte das 17. Ulanen-Regiment seit 5 Uhr Morg. von Belval aus gegen Beaumont auf, während der Rest der K.-D. XII. A.-C. der Infanterie folgte; G. marschierte mit dem Garde-Corps bei Nouart

*) Zur Verbindung mit dem XII. Corps vom III. Corps bei Etain bereits eingetroffen.

in Reserve auf. Eine Schwadron des 17. Ulanen-Regiments stellte die Läger des 7. Corps bei Beaumont fest, ohne sie zu alarmieren, so dafs der 8. Division beim Eintreffen in Belval darüber Meldung gemacht werden konnte. Den 4 Kolonnen des XII. und VI. Corps, koncentrisch auf Beaumont den Wald von Dieulet durchschreitend, gelang es noch auf dem linken Flügel, unterstützt vom I. bayer. Corps das 5. Corps überraschend in seiner kaum erlangten Ruhe bei Beaumont anzugreifen und in glänzendem, stetig fortschreitenden Gefechte unter grofsen Verlusten über die Maas auf Mouzon zurückzuwerfen.

Mit II. und IV. Corps stand die III. Armee mit ihren Hauptteilen am Abend des 30. südlich und in Stonne, nachdem das V. Corps enge Fühlung mit der Arrieregarde des Corps Douay (7), das am Abend vorher bei Pierremont gelagert — gewonnen hatte.

V. und VI. hatte für den 30. den Auftrag erhalten — die rückwärtigen Verbindungen der feindlichen Armeen bei Tourteron bezüglich Semoy zu unterbrechen, sie hatten diese Orte ohne Ergebnis erreicht.

K.-D. XII. A.-C. hatte am Nachmittag der Schlacht den Auftrag erhalten, die Maas bei Pouilly zu überschreiten und gegen Norden, wo Teile des 12. Corps über die Maas hinweg gegen den rechten Flügel des XII. bei Givodeau kämpfenden Corps in's Gefecht getreten waren, — sowie auf Carignan aufzuklären. Die ausgedehnten Waldungen zwischen Moulins und Malandry, und starke feindliche Kräfte bei ersterem Orte machten ein Vordringen in Stärke unmöglich. Einer Patrouille gelang es jedoch, kühn die Vorposten des Feindes durchreitend, bei Sailly die Lagerfeuer eines französischen Armee-Corps festzustellen. (Division Margueritte, 1. Corps.) Am Morgen des 31. war dieses Lager verschwunden. Die Nacht hindurch hörten die sächsischen Vorposten ein unaufhörliches Rollen auf den nach Douzy führenden Strafsen, während auf der Ardennenbahn von Montmédy nach Norden Züge kursierten, worauf die Bahn zwischen diesem Platz und Carignan noch in der Nacht unterbrochen wurde.

Die Schlacht bei Beaumont selbst bietet wenig für die Kavallerie. Der Raum zwischen Yoncq und Maas war nicht einmal breit genug zur Entwickelung der beiden Têtencorps der Maas-Armee, so dafs die Kavallerie nur zu Beginn und zu Ende der Schlacht in den vordersten Linien auftrat.

Auf französischer Seite möchte ich jedoch die Aufmerksamkeit auf einen Reiterangriff der 5. Kürassiere lenken.

Zur Unterstützung des von Beaumont auf Mouzon zurückge-

worfenen 5. Corps hatte Marschall Mac Mahon gegen 3 Uhr eine Infanterie-Brigade und die Kavallerie-Brigade Béville des 12. Corps zur Aufnahme des 5. Corps südlich Mouzon in der Höhe von Villemontry Stellung nehmen lassen. Marschall Mac Mahon, welcher um $2^1/_2$ Uhr daselbst eingetroffen war, hatte indessen wohl die Ueberzeugung gewonnen, dafs es sich bereits mehr darum handle, das linke Flufsufer allmälich zu räumen, als neue Streitkräfte daselbst anzuhäufen. Es wurde daher nicht nur die Brigade Cambriels angehalten, sondern auch das 6. Kürassier-Regiment der Brigade Béville wieder auf das rechte Ufer zurückgezogen. Das 5. Kürassier-Regiment dagegen war, mit dem bestimmten Befehle zum Ausharren nördlich von Faubourg-Mouzon verblieben. Als dieses Regiment nun von den Geschossen der vorrückenden preufsischen Compagnieen erreicht wurde, und seine Verluste sich fortwährend steigerten, gab der Divisions-General de Salignac-Fénélon den Befehl zum Angriff. Oberst de Contenson setzte sich sogleich mit geschwungenem Degen an die Spitze seiner Kürassiere und führte sie in schnellem Anlaufe gegen die linke Flanke der Siebenundzwanziger.

Der Angriff nahm somit anfänglich die Richtung auf die 11. und 12. Compagnie, richtete sich dann aber mittelst einer Linksschwenkung gegen die 10., welche mit ihrem rechten Flügelzuge gegen die Römerstrafse stand, während die beiden anderen Züge die Front nach Mouzon behielten, also zur Zeit mit oben erwähntem Zuge den Kürassieren noch den Rücken zuwendete. Hauptmann Helmuth liefs diesen Zug sogleich gegen die Kavallerie Front machen, untersagte aber ausdrücklich ein Zusammenlaufen in Trupps, befahl vielmehr den Füsilieren, das Herankommen des Gegners stehenden Fufses zu erwarten, und erst auf Kommando zu feuern. Diesen Anordnungen wurde pünktlich Folge geleistet. — In den von der Compagnie gebildeten, nach Norden offenen Haken stürmte nun die französische Reitermasse mit voller Kraft hinein, bis ein, in gröfster Ruhe abgegebenes Schnellfeuer in furchtbarer Weise ihre Reihen lichtete. Die Ueberreste der kühnen Angreifer setzten den Anlauf zwar weiter fort, doch wurden sie von den wacker Stand haltenden Füsilieren mit leichter Mühe zurückgewiesen. Hauptmau Helmuth mufste sich in persönlichem Zweikampfe der Hiebe eines Kürassier-Unteroffiziers erwehren, bis Letzterer von Kugel und Bajonett getroffen zu Boden sank.

Die preufsische Compagnie hatte ihren glänzenden Erfolg ohne Opfer errungen; einige von den Pferden überrannte oder zur Seite geworfene Füsiliere waren nur unerheblich verletzt worden, so dafs

sie bei der Truppe verblieben. Dagegen belief sich der Verlust des französischen Kürassier-Regiments in der Attacke auf 11 Offiziere, mehr als 100 Mann und eine noch gröfsere Anzahl von Pferden. Die Ueberreste jagten in wilder Flucht nach der Maas zurück, deren Brücken und Furthen aber bereits derartig mit Geschützen und Wagen verstopft waren, dafs die Kürassiere schwimmend das andere Ufer zu erreichen suchten, wobei noch viele Mannschaften und Pferde ihren Tod fanden.

Kühn, wie immer, unglücklich wie bei Wörth!

Der 31. August.

Noch während der Nacht zum 31. gab der Marschall Befehl zur Versammlung der Armee bei Sedan. Man wollte sich dort mit Proviant versehen, und dann westwärts vielleicht über Mézières nach Paris abmarschieren. Diese Hoffnung zu verwirklichen hätte es aber starker Märsche am 31. bedurft, nur mit Opfern war dies noch zu erkaufen; aber die Truppen waren ermüdet, man gönnte ihnen Ruhe, gestattete der deutschen Armee, die beiden Zangenarme auszuspannen, deren Schliefsung am folgenden Tage zur Katastrophe führte.

Die gesamte französische Kavallerie blieb den ganzen Tag über völlig unthätig, so dafs die deutsche Kavallerie leichtes Spiel hatte. Selbst als ein Ordonnanz-Offizier Generals Vinoy — dessen neuformiertes Corps in Mézières eingetroffen war — mit der Bahn von dort anlangend dem Kaiser mitteilte, dafs deutsche Artillerie vom linken Maasufer her seinen Zug beschossen habe, geschieht nichts zur Aufklärung der Verhältnisse beim Gegner. Der Kaiser glaubt Mézières auf der Strafse über St. Menges-Vrigne aux Bois am 1. September noch erreichen zu können — denn er nimmt mit Bestimmtheit an, dafs diese neue Strafse auf den deutschen Karten noch nicht verzeichnet ist. Welch vage Hoffnung um das Schicksal einer Armee darauf zu gründen! Dazu kommt, dafs durch eine Summe von Nachlässigkeitsfehlern die beiden Maasbrücken bei Bazeilles und Donchery den deutschen Armeen unzerstört in die Hände fielen.

Was die Einzelheiten betrifft, so rückten K.-D. XII. A.-C. und G., gefolgt von ihren beiden Corps, die Maas überschreitend zu beiden Seiten des Chiers nach Norden vor. Während G. nur in und nördlich Carignan auf geringe Kräfte des Feindes stiefs, gelang es Teilen der sächsischen Division, die zwischen Maas und Chiers vorging, nördlich Douzy in die Trains des 12. Corps einzubrechen und sie zu nehmen. Auch eine wunderbare Thatsache, Beweis weitgehendster Sorglosigkeit! Das Armee-Corps ist auf dem Rückzuge, hat mit dem Feinde am Tage vorher gefochten, kennt die Regsam-

keit seiner Reiterei und läfst die gesamten Trains anstatt vorgehen — folgen, nur bedeckt von weniger Infanterie, während die Reiterei in der Marschkolonne eingeteilt ist, wieder dort, wo sie nicht hingehört — beim Rückzuge an der Tête. —

Auf dem linken Maasufer gelang es IV., die Brücke von Donchery zu besetzen und so lange zu halten, bis das XII. Corps herangekommen. Das Feuer der Batterie dieser Division unterbrach sodann die Eisenbahnverbindung zwischen Mézières und Sedan auf dem nördlichen Maasufer. Weiter links zerstörte die VI. Division die Eisenbahn Rheims — Mézières bei Poix.

Die Têten des I. bayerischen Corps gewannen bei Bazeilles nach kurzem Gefecht die Eisenbahnbrücke über die Maas. Von der belgischen Grenze bei Grand-Haie bas über Escombres — Pouru — St. Remy — Bazeilles — Frenois — Donchery — Flize umgaben die Wachtfeuer der deutschen Armee am Abend des letzten August, die auf engstem Raume zwischen Sedan — Floing — Illy — Givonne lagernde Armee von Châlons. Mit bewaffnetem Auge hatte man vom grofsen Generalstab auf den Höhen zwischen Frenois und Wadelincourt genau das feindliche Lager sehen, die Dispositionen allein daraufhin für den tagenden Septembermorgen treffen können.

Die Katastrophe des 1. September gehört nicht mehr in den Rahmen dieser Arbeit. Auf engstem Raume — der sich von Stunde zu Stunde verringerte — zusammengedrängt, kann die französische Kavallerie in der Linie selbst keinen Platz zur Aktion finden. Divisionsweise irrt sie in der Nähe des Centrums des von der erliegenden Armee gebildeten Halbkreises umher. Zweimal ruft der Feldherr sie als letzte Hoffnung vor, zweimal stürzt sich die Division Margueritte auf den Höhen von Cazal und Floing dem umschliefsenden Feuerring entgegen — Hekatomben von Reitern und Pferden bezeichnen ihren Weg. Aber trotzdem es galt, einen letzten Verzweifelungsstofs auszuführen, werden doch nur 7 Regimenter, und dann wieder dieselben 7 Regimenter vorgetrieben — ein grofser Teil der Reiterei kam nicht zum Kampfe. Warum da nicht wenigstens die ganze Kraft zusammengenommen, die bei den Corps eingeteilten Divisionen herangezogen und mit napoleonischen Massen napoleonische Durchbruchstaktik versucht?

So sehen wir eine Reiterei verschwinden, — die alle Anlagen hatte, Grofses leisten zu können — durch einsichtslose Oberleitung aber und nur zum Kampfe ausgebildet, nicht im Stande ist, ihre Armee rechtzeitig vor der Ueberlegenheit des umfassenden Feindes zu warnen. Grofs, wie sie sich im Kampfe immer gezeigt, geht sie unter.

»Ich kenne die Namen dieser braven Regimenter nicht, welche ich von den Höhen (Cazal und Floing) aus mit einem über alles Lob erhabenen Mut attakieren sah. Sie stürzen sich ungeachtet des Feuers, welches sie niederschmettert, vorwärts, durchbrechen die Linien und kommen zurück, indem sie dem betrübten Auge das Bild der mit Menschen und Pferden besäten Ebene geben.«

Das sind Worte unseres erhabenen Monarchen in einem Briefe an die Kaiserin! — In Bezug auf die deutsche Kavallerie enthalte ich mich jeder mir nicht zukommenden Kritik, nur die Thatsachen sind geschildert, möge der Leser selbst sich ein Urteil bilden. Es ist jene Kriegsperiode zum genauen Studium nicht nur für den Strategen, sondern auch für den Reiteroffizier das interessanteste und lehrergiebigste Feld aller bisherigen Kriege.

Hüten wir uns jedoch die französische Kavallerie wegen ihrer dabei zu Tage tretenden geringen Leistungen im Aufklärungsdienst — zu unterschätzen. Wenn gut geführt und gut beritten bietet der Franzose bei seinem lebhaften Temperament und durchschnittlich leichtem Fassungsvermögen — nach vorhergegangener Friedensinstruktion, ein vorzügliches Material zum leichten Reiter — und Frankreich hat heute nur noch leichte Kavallerie im Sinne ihrer Verwendung. Keine Kürassiere, keine Lanciers! Führer aber auszubilden, den Pferdebestand auszubessern ist das Bestreben der französischen Regierung. Das neue Exercier-Reglement schliefst sich dem österreichischen an; für die Bewegungen der Brigaden und Division beabsichtigt man die deutschen Vorschriften einzuführen. Organisatorisch und in Manöveranlagen in Bezug auf die Reiterei gesprochen, ist uns Frankreich sogar vorausgegangen — da hier kein Geldzwang existiert, die Kammern für die Armee jede Forderung bewilligen. Frankreich's Reiterei ist bereits im Frieden in Divisionen eingeteilt, von denen 3 mit einer ihrer Brigaden an unserer Grenze stehen; auch fanden bereits im vorigen Jahre an 3 Plätzen Manöver zweier Divisionen gegeneinander statt, so dafs 36 Regimenter, also die Hälfte der gesamten französischen Kavallerie an diesen Uebungen Teil nahmen.

So wird uns ein Feldzug denn gegen einen sehr zu achtenden Reiterfeind in die Schranken rufen. Jede Nachricht — die zu gewinnen uns 1870 so leicht war — wird mit teurem Blute erkauft werden müssen und nur der Sieger im Kampfe wird Nachrichten bringen können.

Darum »Arbeiten wir, um zu siegen, und Gott sei mit unseren Standarten!«

XXII.

Die anglo-indischen Streitkräfte in ihrer historischen Entwickelung und jetzigen Organisation.

(Schlufs.)

Die eingeborenen Truppen der anglo-indischen Armee setzen sich aus den Truppen der Krone und den Heeren der eingeborenen tributpflichtigen Fürsten zusammen.

Die der Kaiserin von Indien direkt verpflichtete Armee ergänzt sich wie ihre Schwester im Mutterlande durch Anwerbung auf sieben Jahre. Nach Ablauf dieser Zeit ist es den Leuten gestattet, ein weiteres Engagement auf 8 Jahre einzugehen, womit sie sich ein Anrecht auf Pension erwerben. Finden sich in einer Compagnie weniger als zehn Manquements, so können einige Leute schon nach dreijähriger Dienstzeit entlassen werden, die dann zur Reserve übertreten. Durch Einführung einer Reserve hofft man bei eintretender allgemeiner Mobilmachung, die Truppenteile schnell auf Kriegsstärke bringen zu können, da aber eine Controlle dieser Leute unmöglich ist, und bei einem Aufstande die einheimischen Fürsten durch sie ihren Armeen ausgebildete Elemente in Menge zuführen können, so hat diese Einrichtung wohl nicht ohne Grund von mancher Seite Anfeindung erfahren.

Leute, die sich zum Dienst melden, müssen zwischen sechszehn und fünfundzwanzig Jahre alt sein, für die Infanterie 1,67 Meter, für die Kavallerie 1,65 Meter messen. Gurkhas können in jeder Gröfse angeworben werden, so dafs die Durchschnittsgröfse der Bataillone 1,59 Meter ist. Der Brustumfang mufs zum wenigsten 78,8 – 87,5 Centimeter betragen. Die Leute verpflichten sich beim Eintritt, in jedem Teile der Welt zu dienen; mit Unlust überschreitet aber der Hindu den Indus, sodafs die Zahl der Hindu-Rekruten während des letzten Afghanen-Krieges bedenklich abnahm. Die religiöse Scheu des Hindu, den Indus zu überschreiten, wurde

im Parlamente auch als Grund zur Räumung von Kandahar geltend gemacht. Die Religion verbietet den Brahmanen aufserdem auf dem Wasser zu kochen, so dafs der Seetransport grofse Schwierigkeiten findet, und man sich genötigt gesehen hat, besondere Compagnieen aus Brahmanen zu bilden. Der eintretende Rekrut erhält als Handgeld sechszig Mark (mit Ausnahme der Rekruten der Bengal-Kavallerie) zum Beschaffen der Klein-Montierungsstücke, da der Staat nur Waffen, Ausrüstung, Waffenrock und Beinkleider liefert. Der Bombay- und Bengal-Kavallerie hat man dadurch einen besseren Ersatz gesichert, dafs jeder eintretende Rekrut ein brauchbares Pferd oder die Summe von vierhundert Mark zum Ankauf eines solchen mitbringt, (Silladar-System) wodurch das Pferd natürlich sein Eigentum wird. Stirbt das Pferd oder wird dasselbe unbrauchbar, so liefert der Staat dem Manne unentgeltlich ein neues. Remonten werden in Afghanistan, Belutschistan und Kaschgar aufgekauft, zur Bildung eines Remontenkauffonds erleidet jeder Kavallerist einen monatlichen Abzug von vier Mark. In der Bombay-Kavallerie gehören eine grofse Anzahl Pferde Privateigenthümern, die dafür ein bestimmtes Miethgeld beziehen, die Pferde sind aber nicht so gut wie in Bengalen.

Die Löhnung der Infanteristen beträgt fünfzehn, die der Kavalleristen sechszig Mark monatlich, hiervon aber haben die Mannschaften ihren Unterhalt zu bestreiten — eine Menage ist bei den vielen sich direkt widersprechenden Religionsvorschriften unmöglich — ihre Bekleidung in Stand zu halten und im Bedarfsfalle zu ersetzen. Bei den wenigen Bedürfnissen der Hindus, meist Vegetarianer, ist das Gehalt recht hoch. So erhielten z. B. während des abessynischen Feldzuges die Sepoys ein Pfund Mehl, dreifsig Gramm Fett oder Butter und dreifsig Gramm Gemüse, und befanden sich bei dieser geringen Verpflegung ganz wohl. In der Bengal-Kavallerie erleidet der Kavallerist einen Abzug von 150 Mark jährlich, zur Beschaffung der kleinen Montierungsstücke. Nach drei, neun und fünfzehnjähriger Dienstzeit treten Gehaltszulagen von zwei, vier und sechs Mark ein. Unteroffiziere erhalten das doppelte Gehalt der Gemeinen.

Die Offiziere gehen sämtlich aus dem Unteroffizierstande hervor und werden nach Ablegung eines Examens vom Regiments-Commandeur zum Jemadar (Lieutenant) ernannt, und nach der Anciennität zum Hauptmann (Subadar in der Infanterie und Ressaldar in der Kavallerie) befördert. Nehmen wir ein beliebiges Infanterie-Regiment z. B. das 18. der Bengal-Armee, so finden wir, dafs der älteste Hauptmann sich seit 1866 in dieser Charge befindet, und 1857 zum

Lieutenant befördert ist, der älteste Lieutenant ist seit 1877 Offizier. Eine Anzahl Hauptleute sind aber noch vor dem Aufstande befördert, wir finden sogar einige aus dem Jahre 1847. Aehnliche Verhältnisse herrschen in der Kavallerie. Lieutenants der Infanterie und Sappeure erhalten monatlich hundert, Hauptleute zweihundert Mark, ein Jemadar der Kavallerie 120—160, nach sechs Jahren Dienstzeit als Offizier zweihundert Mark.

Die Pension für Gemeine beträgt acht bis fünfzehn, für Unteroffiziere fünfzehn bis vierundzwanzig Mark, für Lieutenants vierundzwanzig, für Hauptleute achtundvierzig Mark. Nach vierzigjähriger Dienstzeit betragen die Pensionssätze für Offiziere sechszig bezw. achtzig Mark.

Die Infanterie-Regimenter haben durchschnittlich einen Etat von 712 Mann aller Chargen, Pendschab- und Sikh-Regiment von 742 Mann, Gurkhas 737 Mann, die Assam-Regimenter (42, 43, 44) der Bengal-Armee von 800 Mann, und die Infanterie-Bataillone des Hyderabad-Kontingents von 856 Mann. Die Zahl der Chargen ist überall gleich, und finden sich nur Differenzen in der Zahl der Gemeinen (Sepoys). Die Kavallerie-Regimenter zählen durchschnittlich 457 Mann, die Pendschab-Regimenter 489 und die Hyderabad-Regimenter 556 Mann.

Die Truppen der Krone (125000 Mann) sind entsprechend den drei ehemaligen Präsidentschaften (Bengalen, Madras und Bombay) in drei getrennte Armeen formiert. Während man nach dem Aufstande in der Verwaltung die Einteilung in drei Präsidentschaften fallen gelassen und dafür eine Einteilung in acht Provinzen (Bengalen, Nordwest-Provinz, Pendschab Audh, Central-Provinz, Birma, Assam, Bombay, Madras) eingeführt hat, hat man für die Armee unbegreiflicher Weise die Dreiteilung beibehalten. Aus diesem Umstande ist z. B. auch erklärlich, dafs die Truppen in Radschputana, Pendschab und Central-Indien, trotzdem dafs sie zur Bengal-Armee gehören, unter den Befehlen der Civilbehörden stehen, und nur in Angelegenheiten disciplinarischer und taktischer Natur dem Oberbefehlshaber von Bengalen unterstellt sind. Die drei alten Provinzen haben ihren eigenen »Rat«, während die Verwaltungsbehörden der übrigen fünf Provinzen direkt dem Council of India unterstellt sind. Madras und Bombay nehmen noch immer ihre alte Sonderstellung ein, die im vergangenen Jahrhundert ihre grofse Entfernung von dem Sitze der Regierung in Indien, Calcutta, bedingte, so können sie sich z. B. direkt an den Staatssekretär wenden, während die übrigen Provinzen dieses nur unter Vermittlung der indischen Re-

gierung thun können. Der bengalische Armeedistrikt umfaſst im Allgemeinen das Land von den afghanischen Bergen bis zur Ostgrenze von Assam, von den Himalayas bis zum Vindyagebirge, und umschlieſst somit die Provinzen Bengalen, Assam, Pendschab, Nordwest-Provinz und Audh. Der Madras-Distrikt umfaſst die gleichnamige Provinz und Birna, ferner die Garnisonen an der Straſse von Mabacca. Zum Bombay-Distrikt gehören die Provinz Bombay, die Landschaft Scind und die Garnisonen in Aden und Perim. Die Garnisonen in Pischin und Quetta sind aus Truppen der Bombay- und Bengal-Armeen combiniert.

Die 125000 Mann verteilen sich mit 63000 Eingeborenen auf Bengalen, 41300 Mann auf Madras und 26250 Mann auf Bombay.

Oberkommandierender sämtlicher Streitkräfte in Indien ist gleichzeitig Oberkommandierender der Bengal-Armee, der Generalstab der Armee gleichzeitig Generalstab der Bengal-Armee, und besteht aus dem persönlichen Stabe (ein Dolmetscher, ein Militärsekretär, ein Arzt, ein eingeborener und vier englische Adjutanten), dem Generalstabe mit den Departements des Adjutant-Generals (Ressort: Disziplin und Ausbildung der Truppen), ein Quartermaster General (Ressort: Garnisonbauten, Verpflegung, Dislokation und Märsche der Truppen) und dem Departement der General-Inspektion der Artillerie. Das »Militär-Departement«, unserem Kriegsministerium entsprechend, besteht aus fünf Unterabteilungen, der Abteilung für Artillerie-Angelegenheiten, der Abteilung für das Rechnungswesen, Abteilung für Verpflegung der Truppen und je eine Abteilung für das Remonte- und Bekleidungswesen der Truppen. An der Spitze der Abteilung für Artillerie-Angelegenheiten steht ein General-Inspekteur mit drei Inspekteuren für jede der drei Armeen. Europäische Zeugoffiziere sind mit der Beaufsichtigung der einzelnen Arsenale, Magazine und Fabriken beauftragt. Dieser Abteilung sind die verschiedenen Pulver-, Munitions-, Lafetten-, Zaumzeug-, Geschirr- und Sattel-Fabriken unterstellt. Jede der drei Armeen hat eine Pulver- und eine Lafetten-Fabrik, Bombay und Bengalen je eine Munitions-Fabrik und Bengalen eine Fabrik, in der Zaumzeug, Sättel und Geschirre gefertigt werden.

In ähnlicher, jedoch beschränkterer Weise ist der Generalstab und das Kriegsministerium in den beiden anderen Armeen organisiert. Auſserhalb des Armeeverbandes stehen die Leibgarden des Vicekönigs (drei europäische, drei eingeborene Offiziere, siebzehn Unteroffiziere, zwei Trompeter und achtundneunzig Mann) und die Leibgarden der

Commandeure der Bombay- und Madras-Armeen in wenig abweichender Stärke.

Das Gebiet der Bengal-Armee ist in sechs gröfsere (Divisionen) und sechs kleinere Bezirke eingeteilt; aufserhalb des Bezirksverbandes stehen die Pendschab-Truppen, die Irregulären in Central-Indien und Radschputana und das Kontinent des Nizam von Hyderabad. Die Garnisonen sind zum gröfsten Teil an den durchgehenden Bahnlinien, an der Nordwestgrenze und in den gesunderen Berggegenden gelegen. In den Garnisonen finden sich soweit als möglich Abteilungen aller Waffen, zum wenigsten Kavallerie und Infanterie und stets eine Abteilung englischer Truppen, was aber zur Folge hat, dafs nur in den gröfseren Garnisonen ganze Bataillone und ganze Regimenter stehen. Nehmen wir z. B. Nowgong, so finden wir an europäischen Truppen dort ein Kommando des 39. Regiments und eine Feld-Batterie, dann ein Halbbataillon eines eingeborenen Bataillons.

Die eingeborenen Truppen der Bengal-Armee zählen fünfundvierzig Bengal- und vier Gurkha-Infanterie-Bataillone

19 Kavallerie-Regimenter
1 Schwadron Leibgarde des Vicekönigs
1 Sappeur-Bataillon

Ferner an attachierten Truppen:

a) Pendschab Grenzcorps:
12 Bataillone Infanterie
(einschl. 4 Bataillone Sikhs
» 1 » Gurkhas
» 1 » Guiden)
5 Regimenter Kavallerie
2 Schwadronen Guiden
4 Gebirgs- und 1 Garnison-Batterie

b) Truppen in Central-Indien:
2 Bataillone Infanterie
2 Regimenter Kavallerie

c) Truppen in Radschputana:
4 Bataillone Infanterie
2 Schwadronen Kavallerie

(b und c:) von einigen als Irreguläre bezeichnet.

d) Contingent des Nizam von Hyderabad:
6 Bataillone Infanterie
5 Regimenter Kavallerie
2 Schwadronen Guiden
4 Feldbatterieen.

Somit im Ganzen:

73 Bataillone Infanterie
30 Regimenter Kavallerie
5 Schwadronen
1 Sappeur-Bataillon
9 Batterien
rund 63,000 Kombattanten.

Die Infanterie-Bataillone zählen acht Compagnieen zu zwei Offizieren (ein Subadar und ein Jemadar) einem Feldwebel, einem Zahlmeister, fünf Sergeanten, (Havildar) fünf Unteroffizieren (Naik) zwei Tambouren, (die Pendschab- und Gurkha-Bataillone zwei Hornisten) und fünfundsiebzig Gemeinen (Sepoys-Compagnie der Pendschab- und Gurkha-Bataillone achtzig Gemeine). Ein jedes Bataillon soll einen Arzt und sieben englische Offiziere zählen, und zwar einen Commandeur, zwei Halbbataillons-Commandeure (wing-commanders) zwei wing-officers, einen Adjutanten und einen Zahlmeister (letzterer in England Offiziersrang). Der Adjutant hat die Bureaugeschäfte zu besorgen, die Rekruten auszubilden und in Vertretung des Commandeurs das Battaillon zu exerzieren. In Ausbildung der Rekruten wird der Adjutant durch einen eingeborenen Adjutanten und zwei eingeborene Unteroffiziere, die zum Bataillonsstabe gehören, unterstützt. Die wenigsten Regimenter haben ihren vollen Etat an Offizieren, fast jedes Regiment hat einen Offizier auf längere Zeit nach Europa beurlaubt oder einen Offizier abkommandiert. Greifen wir z. B. das 3. Gurkha-Regiment heraus, welches nur fünf Offiziere zählt, von denen aber der Adjutant und Zahlmeister nach Europa beurlaubt sind.

Die Uniform der Bengal-Infanterie besteht aus vorwiegend rothen Waffenröcken ohne Kragen, einige Bataillone haben graue, andere dunkelgrüne Waffenröcke, blaue unten enger werdende Beinkleider; die Truppen mit grauen und grünen Waffenröcken haben gleichfarbige Beinkleider. Im Sommer werden weifsleinene Beinkleider getragen. Kopfbedeckung ist eine schirmlose, cerevisartige Mütze, um die von den Bengal-, Pendschab- und Sikh-Regimentern ein verschiedenfarbiger Turban gewunden wird. Die Fufsbekleidung besteht aus Gamaschen und ungeschwärzten Schuhen. Das Lederzeug ist braun und wird nur bei Gurkhas und den Regimentern, die grüne Waffenröcke tragen, schwarz lackiert. Ausrüstungsstücke sind Brodbeutel, in dem ein Filtrierstein getragen wird, Feldflasche, Kochgeschirr und Mantel, der entweder en bandoulière oder zusammengelegt auf dem Rücken getragen wird. Das Gepäck wird auf Tragthieren fortgeschafft.

Die Infanterie führt den aptierten Snider-Hinterlader mit Bajonett; die Truppen des Hyderabad-Kontingents und die Irregulären noch gezogene Enfield-Vorderlader. Man scheint somit den Eingeborenen nicht recht zu trauen, da man noch immer säumt, ihnen Martini-Henry Gewehre zu geben. Die Gurkhas führen als Seitengewehre aufserdem breite, gebogene Messer »Kuhris«, die sie mit Vorliebe im Handgemenge gebrauchen. Zwei Bataillone (23 und 32) sind mit Spaten, Hacken und Aexte ausgerüstet, und führen den Namen Pioniere; mit Vorteil wurden sie in Afghanistan zur Wegebesserung im Bolan- und Schutargadanpasse verwandt.

Die Kavallerieregimenter zählen drei Schwadronen zu zwei troops; taktische Einheit ist die Schwadron, administrative der troop zu vier Zügen. Ein troop hat folgenden Etat:

Zwei Offiziere (ein Resaldar, ein Jemadar) ein Wachtmeister, acht Unteroffiziere (Duffadaro), von denen die vier ältesten die Züge führen, ein Trompeter und vierundsechszig Gemeine (Sowars). Zum Regimentsstabe gehören ferner ein eingeborener Adjutant, ein ein Rofsarzt und ein Hufschmied. Die Pendschab- und Centralindischen Regimenter haben troops zu siebzig, die Guiden und Hyderab-Kavallerie troops zu achtzig Sowars.

Von den sieben englischen Offizieren ist der älteste Commandeur des Regiments, die drei nächstältesten Schwadronschefs, von den übrigen drei Offizieren ist einer mit den Adjutantengeschäften und einer mit den Zahlmeistergeschäften betraut.

Die Kavallerie wird in jeder Hinsicht gerühmt, und hat auch trotz sehr ungünstiger Terrainverhältnisse, trotz des ungewohnten kalten Wetters Hervorragendes im letzten afghanischen Feldzuge im Aufklärungsdienste und im Gefecht geleistet. Das Pferde-Material ist gut und ausdauernd. In den Reihen der Kavallerie finden wir die Elite der Bevölkerung vertreten, in den Pendschab-Regimentern manche Häuptlinge der Grenzstämme mit ihrem Gefolge. Auf die Leistungen der Kavallerie im letzten Feldzuge werden wir weiter unten noch zurückkommen.

Die Uniform besteht aus einem langen Waffenrocke, der beinahe bis zu den Knieen reicht und in der Taille durch einen Gürtel zusammen gehalten wird, ohne Kragen, von rother, blauer, gelber oder grüner Farbe mit verschiedenfarbigen Aufschlägen. An Stelle der Achselklappen geflochtene Stahlkettenschnüre, die absolut gegen Hiebe schützen. Die Reiter haben weifse Beinkleider, hohe Stiefel und die gleiche Kopfbedeckung wie die Infanterie. Sattelung und Zaumzeug sind dem englischen Modell nachgebildet. Sämtliche Reiter

führen breite, starke gebogene Säbel in Holzscheiden, die mit Leder überzogen sind. Die Kavallerie ist aufserdem noch mit Snider-Karabinern bewaffnet, nur die Hyderabad-Kavallerie führt noch glatte Karabiner; die Bewaffnung mit Revolvern ist noch nicht durchgeführt, sodafs noch eine Anzahl Regimenter glatte Pistolen führen. Vierzehn Regimenter sind mit Lanzen bewaffnet, der Lanzenschaft ist aus Bambusrohr hergestellt, die Lanzen-Flaggen sind roth-weifs. Bei drei Regimentern hat nur das erste Glied Lanzen. Die Ausbildung ist die gleiche wie bei der englischen Kavallerie; Hauptgewicht wird aber auf Waffensport gelegt. Vor allem ist es das Zeltpflockstechen (tent-pegging), wobei die Geschicklichkeit der Kavalleristen am meisten zu Tage tritt. Ein Zeltpflock, zwei Fufs lang, wird soweit in die Erde hineingetrieben, dafs er nur noch einen halben Fufs hervorsteht. Die Kunst besteht darin, in der Carrière mit der Lanze den Pflock herauszuheben. Zeltpflockstechen ist seit dem Jahre 1879 Ausbildungsgegenstand der englischen Ulanen geworden.

Die nationalen Waffenspiele mit hölzernem Säbel und mit Knöpfen versehenen Lanzen werden noch eifrig geübt.

Als Kuriosum mufs erwähnt werden, dafs den Hyderabad-Kavallerie-Regimentern noch eine Anzahl Kameelgeschütze zugeteilt sind.

Die Guiden, das Erinpura- und das Deoli-Corps bestehen aus Infanterie und Kavallerie.

Bis zum Jahre 1857 bestand in Indien eine zahlreiche eingeborene Artillerie, die aber nach Unterdrückung des Aufstandes bis auf wenige Batterieen, die in für Europäern gesundheitsgefährlichen Gegenden stehen, aufgelöst wurden. »Im Gefecht haben die Inder gröfseren Respekt vor Geschützfeuer wie europäische Truppen, wohl weniger der Wirkung als des moralischen Eindrucks wegen, der Donner des eigenen Geschützfeuers scheint auffallend ihren Mut und ihr Selbstvertrauen zu beleben, und mehrmals habe ich gesehen, dafs, wenn wir sie angriffen, sie mit Manöverkartuschen feuerten. Ihr Vertrauen auf die Artillerie grenzt beinahe an Aberglauben, und haben die Engländer, indem sie fast nur europäische Artillerie in Indien haben, bei Aufständen sich schon von vornherein ein bedeutendes Uebergewicht gesichert.« *)

Die Pendschab-Gebirgsbatterien zählen drei englische, zwei eingeborene Offiziere, eilf Unteroffiziere, zwei Trompeter und sechzig

*) Sir Garnet Wolsely.

Kanoniere. Ferner sechs Unteroffiziere, fünfundachtzig Mann, acht Mauleselführer und ein Hufschmied zum Transport der Geschütze, Munition u. s. w. fünfzig Maultiere. Die übrigen Batterien haben einen ähnlichen, nur um weniges abweichenden Etat. Die Gebirgsbatterien führen vier siebenpfündige Gebirgsgeschütze, die Hyderabad-Batterien zwei glatte Sechspfünder und zwei glatte zwölfpfündige Haubitzen.

Das Pionier-Bataillon besteht aus sechs Feld-Pionier-Compagnien, zwei Pontonnier-, einer Feldtelegraphen- und einer Depot-Compagnie.

Der Etat beträgt an Europäern: neunundzwanzig Offiziere, ein Arzt, fünfundsechzig Unteroffiziere, an Eingeborenen: zwanzig Offiziere, einhundertundzwanzig Unteroffiziere, zwanzig Hornisten, tausend Mann.

Die Uniform ist dieselbe wie die der englischen Ingenieure, rote Waffenröcke mit blauen Aufschlägen; das Bataillon ist mit dem Snider-Karabiner bewaffnet.

Hauptbestandteil der Bengal-Armee bilden die besseren Hindukasten — Brahmanen und Krieger — (28 %, davon 12 % Brahmanen), wie denn ja die grofse Ganges-Ebene Hauptsitz des Brahma-Kultus ist; schon hierin ist die Bengal-Armee den anderen Armeen, in denen die unteren Kasten und die Kastenlosen vorherrschend sind, überlegen, da z. B. Feigheit mit Verlust der Kaste bestraft wird, und bekanntlich Ehre und Pflichtgefühl bei den Angehörigen der höheren Kasten stärker entwickelt ist, als bei den Angehörigen der niederen Kasten. Dann befinden sich darunter 25 % Mohamedaner, 35 % nordwestliche Stämme, die sich vom strengen Brahma-Glauben losgesagt haben, 5 % Telupus (Sikhs), unter denen viele Buddhisten, dann 3 % Christen und 0,2 % Juden. Nach Nationalitäten getrennt und nach ihrem militärischen Werte geordnet, erhalten wir folgende Prozentsätze, 9 % Gurkhas, 8 % Pathanen, 20 % Sikhs, 9 % Pendschab-Stämme, 14 % Radschputen, 24 % Hindus, 3 % Jats und 6 % Dogras. Nicht mit eingerechnet sind das Hyderabad-Kontingent (11 %) und die irregulären Corps. Bei einer so bunten Musterkarte von Religionssystemen und Nationalitäten ist es völlig unmöglich, allen Prärogativen und allen Vorurteilen gerecht zu werden. Für den Mohamedaner fallen ungefähr hundert Tage, für den Hindu hundertneunundfünfzig Tage im Jahre aus, an denen überhaupt kein Dienst abgehalten werden darf. In gemischten Regimentern kann daher, abgesehen von Festtagen, nur in der ersten Hälfte der Woche und am Sonnabend im Bataillon, bezw. Regiment geübt werden, da der Donnerstag für den Hindu, der Freitag für den Mohamedaner und der Sonntag für den Christen Feiertag ist.

Aus diesem Grunde hält man die einzelnen Religionen und Stämme in den Bataillonen getrennt; nehmen wir z. B. das 31. Regiment, so finden wir vier Compagnien Sikhs, zwei Compagnien Pendschabi, eine Compagnie Pathanen und eine Compagnie Radschputen.

Die Madras-Armee rangiert, was die Stärke anbetrifft (41300 Mann) hinter der Bengal-Armee, doch steht sie an militärischem Wert der Bombay-Armee nach. Sie ist die älteste der vorhandenen Armeen, ihre Truppen haben Plassey geschlagen, Seringapatam erstürmt, in ihr hat sich Wellington den Namen eines »Sepoy-Generals« erworben. Ein langer Friede hat aber ihre guten militärischen Eigenschaften rasch verschwinden lassen, dazu kommt noch, dafs die Mannschaften ihre Familien mit in's Feld führen dürfen, sodafs der Trofs sich bis in's Unendliche vergröfsert, was sich zu Offensivbewegungen ganz und gar ungeeignet macht. Die Anwesenheit ihrer Familien verhinderte die Armee aber, sich 1857 an dem grofsen Soldatenaufstande zu beteiligen, im Felde kamen die Madras-Truppen jedoch garnicht zur Verwendung, sie dienten nur zum Schutze der Etappenstrafsen. Hauptbestandteil der Armee bilden Hindus und Mohamedaner in ungefähr gleichem Verhältnis; unter letzterer gelten als die militärisch brauchbarsten die Radschputen und Mahratten. Die Madras-Armee zählt die meisten Christen in ihren Reihen (5 %), die durch ihre weifsen Helme kenntlich sind.

Der Bezirk der Madras-Armee umfafst drei Divisionen und sechs Distrikte, und finden wir die gleichen Verwaltungseinrichtungen hier wie in Bengalen, allerdings nur in kleinerem Mafsstabe.

An eingeborenen Truppen zählt die Armee vierzig Bataillone Infanterie, vier Regimenter Kavallerie, ein Bataillon Sappeure zu zehn Compagnien.

Was oben von den Etats und der Uniformierung und Ausrüstung der Bengal-Truppen gesagt, gilt auch im Allgemeinen für die Truppen der beiden anderen Armeen, eine Aufzählung der kleinen Detailabweichungen würde zu weit führen. Die Infanterie hat durchweg rote Waffenröcke mit verschiedenfarbigen Aufschlägen, blaue Beinkleider, graue Mäntel; weifses Lederzeug mit schwarzen Taschen und Segeltuch-Tornister; die Bewaffnung besteht aus dem Snider-Gewehre. Unteroffiziere haben als Abzeichen rote Schärpen, und die früher in der englischen Armee üblichen verkürzten Snider-Gewehre. Die Kavallerie macht im Vergleich zur Bengal-Kavallerie einen wenig günstigen Eindruck, mangelhaftes Pferdematerial und kleine schwächliche Leute, das Silladar-System hat man bei dem Mangel an Pferden im südlichen Dekkan hier nicht einführen können.

Die Uniformierung besteht aus einem grau-blauen Attila mit weifsen Schnüren und gelben oder roten Aufschlägen, weifsen Hosen, langen Stiefeln mit Anschnallsporen, und als Kopfbedeckung die kleine Feldmütze der englischen Kavallerie, die absolut keinen Schutz gegen die Sonne gewährt. Die Bewaffnung besteht aus Säbel und Karabiner.

Ihre Stärke nach nimmt die Bombay-Armee den dritten (26,250 Mann), ihrem militärischen Werte nach den zweiten Platz unter den anglo-indischen Truppen ein. Der Bezirk der Armee umfafst drei Divisionen und vier Distrikte, die Truppen bestehen aus:

Dreifsig Bataillonen Infanterie, sieben Regimentern Kavallerie, einen troop Kavallerie, der in Aden stationiert ist, sowie zwei Gebirgsbatterien, fünf Sappeurcompagnien.

Die Uniform der Bombay-Infanterie besteht aus roten und bei drei Regimentern aus grünen Waffenröcken, blauen Beinkleidern, nur bei den Regimentern mit grünen Waffenröcken sind diese von roter Farbe; abweichend von den beiden andern Armeen tragen sämtliche Infanteristen den Turban und braune Kamaschen. Für Kavallerie und Artillerie gilt das oben in Betreff dieser Waffen bei der Bengal-Armee Gesagte.

Nach Stämmen getrennt haben wir ungefähr 33 % Mahratten, 5 % Sikhs, 5 % Pathanen und ungefähr 33 % Hindus aller Kasten.

Die Besitzungen der einheimischen Fürsten Indien's nehmen an Flächeninhalt beinahe die Hälfte (1874, 5) der vorderindischen Halbinsel ein, während die Bevölkerung nur den vierten Teil der Gesamtbevölkerung Indien's ausmacht. Die Einkünfte dieser Fürsten belaufen sich auf 320 Millionen Mark, von denen 15 Millionen als Tribut der englischen Regierung zu entrichten sind, ihre Streitkräfte, von allerdings sehr ungleichen militärischem Werte, beziffern sich auf 271,063 Mann Infanterie, 64,773 Mann Kavallerie und 5250 Geschütze, mit rund 30,000 Bedienungsmannschaften. Im Ganzen stehen 800 Fürsten, von denen aber nur etwa 200 von irgend welcher Bedeutung sind, in Abhängigkeitsverhältnis zur englischen Regierung, die Autorität der meisten dieser Fürsten erstreckt sich nur über ein oder zwei Dörfer, und verfügen sie über eine Streitmacht von zehn bis zwanzig Mann, die meist noch in der primitivsten Weise bewaffnet sind, aber auf deren Bestehenbleiben und Anerkennen seitens der englischen Regierung diese kleinen Potentaten ein kaum zu verstehendes Gewicht legen. In der grofsen Zahl der eingeborenen Fürsten mit ihren vielen sich widerstrebenden Interessen liegt der Hauptgrund ihrer Schwäche, sie hassen die Engländer als Eindring-

linge, aber wer soll nach Vertreibung derselben an ihre Stelle treten, jeder dieser Fürsten hält sich allein für berechtigt die Erbschaft der Kaisar-i-Hind anzutreten. Weder Tippo noch Nenna Sahib ist es möglich gewesen, sie zum Kampfe gegen England zu vereinen, in allen Krisen hat es die Regierung verstanden, sich ihrer Neutralität zu versichern, oder sie gar zu bestimmen, ihre Waffen gegen die eigenen Landsleute zu gebrauchen. So war es während des Sikh- und Afghanen-Krieges, und wenn sich auch während des grofsen Soldatenaufstandes hier und da Unruhen bemerkbar machten, so blieben dennoch die Fürsten treu; in Hyderabad wurde der ausbrechende Aufstand sogar ohne, dafs England hierzu die direkte Veranlassung gegeben hätte, ohne weiteres von Nizam unterdrückt. Anders ist es aber, wenn dereinst russische Truppen an der Grenze des Reichs erscheinen werden. Es liegt schon in der menschlichen Natur begründet, dafs ein jeder sich von einem eintretenden Wechsel Vorteile verspricht, hierzu kommt noch, dafs das Vertrauen der Hindus zu den Engländern durch ihre abwartende Haltung den Intriguen Rufsland's gegenüber erschüttert ist und sich allgemein der Glaube verbreitet hat, dafs England einen Zusammenstofs mit Rufsland scheuen müsse. Russische Agenten haben daher in Indien, und was sich gerade in neuester Zeit herausgestellt hat, auch in Kaschmir recht fruchtbaren Boden gefunden. Vielleicht wird es bei einem Kriegsfalle der Diplomatie wiederum gelingen, die Fürsten zur Neutralität zu veranlassen, aber immerhin wird eine grofse Zahl Truppen nötig sein, um sich der Loyalität der Fürsten völlig und ganz zu versichern.

Augenblicklich sind es nur zwei Staaten, die wirklich gefährlich werden könnten, Hyderabad und Gwalior. Der Nizam von Hyderabad verfügt aufser seinem Kontingente von 7000 Mann unter englischen Offizieren, welches der Bengal-Armee zugeteilt ist, über 37,000 Mann Infanterie, 8200 Mann Kavallerie und 725 Geschütze. Die Armee rekrutiert sich nur aus den unteren Volksklassen des Landes (es hat ungefähr dieselbe Gröfse wie Italien), diese setzen sich aus Hindus, eingewanderten Arabern und Afrikanern zusammen, meist kräftige, genügsame Leute; der mohamedanische Adel hat die Führerstellen inne und stammt aus dem Norden. Die Truppen sind schlecht bewaffnet, schlecht ausgebildet und garnicht diszipliniert, die vielen Geschütze sind trotz ihres mächtigen Kalibers selbst modernen Feldgeschützen gegenüber machtlos.

Der Maharaja von Gwalior beherrscht ein Gebiet von ungefähr 10,000 Quadrat-Kilometern Flächeninhalt mit 3,000,000 Einwohnern,

zum gröfsten Teile Radschputen und Mahratten, die bis zu Anfang dieses Jahrhunderts den Engländern die Herrschaft in Indien streitig gemacht haben. Die ehemalige Stellung seiner Vorfahren scheint der Maharaja noch immer nicht verschmerzen zu können und sucht sich auf jede Weise der Kontrolle England's zu entziehen, in Folge dessen hat England das Besetzungsrecht von Gwalior in Anspruch genommen und sein Heer auf 5000 Mann und 36 Geschütze reduziert. Der Maharaja ist aber bestrebt gewesen, durch gute Ausbildung diese 5000 Mann zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit zu erheben, und durch Umgehung des Vertrages sein Heer auf 17,000 Mann zu bringen, die 36 Geschütze sind bespannt, aber ungefähr noch 140 Geschütze aller Konstruktionen liegen in den Arsenalen. Für die Armee ist eine beschränkte Dienstzeit eingeführt, und treten die Leute nachher zur Reserve über. Versuche, seine glatten Gewehre durch Henry-Martini zu ersetzen, wurden noch frühzeitig entdeckt, im Ganzen fand man 5000 Henry-Martini in seinen Besitz, die zum Teil den englischen Truppen gestohlen waren.

Die Lage seines Landes im Nordwesten der Halbinsel in unmittelbarer Nähe der Indus-Bahn und des Ausschiffungspunktes der Engländer Kurrachee und der grofsen Verkehrsadern, die durch Bengalen nach dem Pendschab führen, macht seine Loyalität dringend erforderlich, für eine eindringende Armee seiner Bundesgenossenschaft in hohem Grade erwünscht, und wird England auch nicht zögern, bei der ersten besten Gelegenheit seine Macht völlig zu brechen. —

Im Vorstehenden haben wir die anglo-indische Armee in ihrer Friedensorganisation kennen gelernt, und ohne dafs es einer besonderen Betonung bedurft hätte, dürfte die ganze Vorbereitung für einen Krieg und die Schwierigkeit des beschleunigten Ueberganges von der Friedens- zur Kriegsformation einleuchtend sein. Einschlägliche Bestimmungen fehlen fast gänzlich und dürfen auch in genereller Weise bei den sehr verschiedenen Kriegstheatern schwierig abzufassen sein. Nichts ist aber auch geschehen, um bei allgemeiner Mobilmachung die ordnungsmäfsigen Funktionen aller Anordnungen sicher zu stellen und nach Möglichkeit den unvermeidlichen Friktionen vorzubeugen. Bei der Mobilisierung der eingeborenen Truppenteile sind als die wichtigsten Mafsnahmen, Erhöhung des Etats an europäischen Offizieren, Komplettierung der Truppenteile auf Kriegsstärke, Anlage von Depots und Komplettierung der Trains zu bezeichnen.

Bei der geringen Leistungsfähigkeit der eingeborenen Offiziere hat sich selbst im Frieden die Zahl von sieben europäischen Offi-

zieren pro Bataillon und Regiment als nicht ausreichend erwiesen, schon von dem Aufstande, also zur Zeit der glatten Gewehre und der geschlossenen Fechtart galt die Zahl von 22 europäischen Offizieren pro Bataillon gerade eben als genügend, und um wie viel mehr jetzt, wo durch Einführung des Hinterlader die Leitung der Truppen im Gefecht eine weit schwierigere geworden ist, und man selbst für europäische Truppen einen Offizier auf 80 Mann kaum für ausreichend erachtet. Im Felde ist der englische Offizier der eingeborenen Regimenter übermäfsig belastet, kein eingeborener Offizier darf ein selbstständiges Kommando vor dem Feinde führen, nicht einmal mit einer Recognoszierung oder Fouragierung betraut werden; der Abgang an englischen Offizieren ist daher unvermeidlich und wie soll man sie im Felde ersetzen? Vorschläge sind daher gemacht, bei der grofsen Zahl der Bewerber um Offizierstellen in England (ungefähr fünf Bewerber für eine Stelle), geringere Anforderungen an diejenigen zu stellen, die sich verpflichten, in eingeborenen Regimentern in Indien zu dienen, also auch auf diese dasfelbe Vorrecht auszudehnen, das man seit Jahren den West-India-Regimentern zuerkannt hat. Andere sehen die einzige Abhülfe dieser Calamität in Wiedereinführung einer eigenen Bildungsanstalt für die indische Armee, wie sie bis vor dem Aufstande in Addiscombe bestanden hat.

Der Ersatz der Truppenoffiziere durch das Staff-corps ist bekannt; an dieser Stelle möchte ich aber nur auf einen Punkt aufmerksam machen, der dazu beigetragen hat, dafs die Zahl der sich zum Staff-corps meldenden Offiziere beständig im Abnehmen begriffen ist, nämlich dafs die Dienstzeit vor dem Uebertritt zum Staff-corps nicht in Anrechnung kommt, und dafs Lieutenants erst nach zwölfjähriger Dienstzeit zum Kapitän befördert werden können, während ein Blick in die Army-list zeigt, dafs in England diese Charge schon im Durchschnitt nach sieben Jahren erreicht wird und Hauptleute meist nach sechs Jahren zum Major befördert werden. Nehmen wir z. B. an, dafs Jemand mit seinem 20. Jahre Offizier wird, dann nach drei Jahren — früher ist es nicht möglich, — in das Staff-corps eintritt, nach zwölf Jahren Kapitän wird, und dann zur englischen Armee zurücktritt, so wird sein Hintermann Major sein, während er in Folge des neuen retirement scheme, wenn er nicht innerhalb sechs Jahren Major wird, gezwungen sein wird, seinen Abschied zu nehmen.

Während des afghanischen und abessynischen Krieges zählten sämtliche mobile Truppenteile neun Offiziere, man hatte den immobil

bleibenden Truppenteilen einen oder zwei Offiziere genommen, ein Nachersatz an Offizieren war aus Indien selbst unmöglich. Anders würde es bei einem gröfseren Kriege sein, man würde dann auf das Police-Corps (190,000 Mann mit europäischen Offizieren), auf die indischen Volunteers (in Bengalen allein 233 Offiziere, 511 Unteroffiziere und 3357 Mann) und in letzter Linie auf das Staff-corps zurückgreifen können. Wir sagen in letzter Linie auf das Staffcorps, da in ihm die Subaltern-Offiziere, die grade am notwendigsten bei der mobilen Truppe gebraucht werden, am wenigsten zahlreich vertreten sind. Die nachfolgende Tabelle mag dieses zeigen:

	Oberst	Oberstlieut.	Majore	Kapitäns	Lieut.
Bengalen	77	216	236	208	210
Madras	57	164	178	43	66
Bombay	29	110	101	75	92

Im Ganzen: Bengalen 747, Madras 508, Bombay 407.

Am günstigsten ist somit die Bengal-Armee gestellt, aber trotzdem sind noch nicht genügend Offiziere vorhanden, um alle Stellen bei den Truppen zu besetzen. Von den 947 Offizieren müssen 179 von vornherein in Abrechnung gebracht werden, die in Civilstellungen verwandt werden, dann sind 211 Offiziere bei den Stäben und in der Militärverwaltung beschäftigt, sodafs anstatt 685 nur noch 557 Offiziere für die Truppen übrig bleiben, von denen ungefähr der fünfte Teil sich auf Urlaub in England befindet. Bei allgemeiner Mobilmachung dürfte es vielleicht möglich sein, die Zahl der Offiziere bei den Truppen auf 685, d. h. auf sieben Offiziere bei jedem Regiment zu bringen. Hierzu kommt dann aber noch, dafs die in Civilstellungen befindlichen Offiziere die Truppe meist als Lieutenants verlassen haben und im Laufe der Zeit zu Obersten und Majoren avanciert sind; dem Dienst sind sie in dieser Zeit völlig entfremdet, und kann man sich nicht wundern, wenn die von ihnen geführten Truppen nicht das leisten, was man von ihnen zu erwarten berechtigt ist. Hierfür zwei Belege:

Ein höherer Offizier, der bei Maiwand wenig glücklich eine Kavallerie-Brigade führte, hatte sein Bataillon als Lieutenant verlassen, hatte dann zwanzig Jahre im Police-Corps gedient, wurde dann als Major im abessynischen Feldzuge dem Train attachiert, und führte bis zum Jahre 1878 ein Infanterie-Bataillon, erhielt dann das Kommando einer Kavallerie-Brigade, mit der er 1879 in's Feld rückte. Eine Carriere, die vielleicht Aehnlichkeit mit der des russischen Finanzministers hat, erst Kavallerie-Offizier, dann Attaché einer Botschaft, Marine-Offizier, Gouverneur einer Provinz und dann

Finanzminister. Dann wurde vor wenigen Monaten der Superintendent of the court of Wards — ein höherer Regierungsbeamter, zum Commandeur der in Fyzabad stehenden Truppen (zwei Bataillone Infanterie, eine Schwadron, eine Batterie) ernannt. Die beiden hier erwähnten Fälle bedürfen keines weiteren Kommentars. Noch ungünstiger sind naturgemäfs die Verhältnisse in Bombay und Madras.

Da die Einführung einer Reserve nur vorbereitet, aber noch nicht zur Durchführung gelangt ist, so konnte bei Beginn des afghanischen Feldzuges die Komplettierung der Bataillone nur durch vermehrte Rekrutierung erreicht werden, sämtliche Bengal-Infanterie-Bataillone stellten 160—200 Mann, die Kavallerie-Regimenter 60 Mann ein, sodafs die Bataillone 800, die Kavallerie-Regimenter 480 Mann zählten. Ohne genügend ausgebildet zu sein, rückten die Rekruten in's Feld und erlagen in Menge den Strapazen, da sie den Anstrengungen eines Gebirgskrieges nicht gewachsen waren. Augenzeugen berichten, dafs die Compagnien nach wenigen Wochen statt 100 nur noch 40 und 50 Mann zählten, und dafs bei Gundamak von einem Bataillone, das sechs Compagnien detachiert hatte, der Rest nur noch achtzig Köpfe zählte.

Die grofse Zahl der Camp-followers ist schon früher als eine der Hauptschwächen der Armee bezeichnet; im nachfolgenden ist die Anzahl der camp-followers der einzelnen Truppenteile, in der vom General Sir Donald Stewart für die Quetta-Kolonne festgesetzten Stärke wiedergegeben.

	Bataillon		Kav.-Reg.	
	engl.	eingeb.	engl.	eingeb.
1 Bursche für jeden englischen Offizier	30	8	25	8
2 Mann für jedes Offizierpferd	10	18	100	28
1 Bursche für zwei Offiziere	15	4	13	4
1 Bursche für zwei eingeborene Offiziere	—	8	—	7
1 Grasmäher pro Pferd				28
			50	13
	5	9	436	530
Eingeborene Pferdewärter 10 %	1	1	48	57
10 % Tragbretter (Dhulis) mit sechs Trägern	492	—	228	—
10 % Tragbretter mit vier Trägern	—	320	—	212
Summa	553	368	930	886

Die Aufstellung der Trains für die Operations-Kolonnen war von je mit grofsen Schwierigkeiten begleitet. Den Kern aller Neuformationen müssen die Transport-Kolonnen bilden (in Bengalen 23, in den beiden anderen Armeen je 8), die dazu bestimmt sind, bei

den häufigen Dislocationen die Bagage der Truppen zu transportieren. Die 23 Kolonnen in Bengalen zählen zusammen 1000 Elephanten, 6600 Kamele, 1500 Maultiere, 380 Pferde und 580 Zug-Ochsen. Bei einem Garnisonwechsel erhält ein englisches Bataillon 4 Elephanten, 280 Kameele, ein indisches Bataillon 117 Kameele, eine Schwadron englischer Kavallerie 8 Elephanten, 66 Kameele, und eine Schwadron eingeborener Kavallerie 9 Kameele überwiesen, Zahlen, die sich im Feldzuge bis in's Unglaubliche vergröfsern.

In dem chinesischen Kriege (1859—1860) wurden zwei Traincompagnien mobilisiert, die den Stamm für zwölf neu zu errichtende Compagnien abgaben, deren jede ein Offizier, fünfzehn Unteroffiziere und Gemeine, 125 eingeborene Träger und 375 Packtiere zählte. Die Truppenteile erhielten an Stelle der Kameele Kulis überwiesen, und zwar zählte ein Bataillon aufser 120 Maultieren 80 Krankenträger, 20 Wasserträger und 60 Munitionsträger; als Maximalbelastung eines Kulis waren dreifsig Kilogramme angenommen. In einem flachen, von Kanälen durchschnittenen Lande, wie es die Niederung des Peiho war, bewährte sich dieses System, anders aber in einem Gebirgslande, wie Abessynien und Afghanistan. Als Packtiere wurden auf diesen Kriegsschauplätzen Elephanten, Kameele, Ochsen, Ponies und Maulthiere benutzt.

Der indische Elephant wird mit Vorliebe in der Ebene verwandt, seine hervorragenden Eigenschaften zeigen sich vor allem beim Bewegen schwerer Lasten und beim Fortschaffen steckengebliebener Fahrzeuge. In Afghanistan waren die Vierzigpfünder-Batterien mit Elephanten bespannt, die aber beim Eintritt in den Schlufsbereich des Feindes ausgespannt und durch Ochsen ersetzt werden müssen, sodafs es z. B. beim Angriff auf Ali-Musyid mehrere Stunden dauerte, ehe die Elephanten-Batterie eintreffen und ihr Feuer eröffnen konnte. Nicht zu ersetzen sind Elephanten beim Passieren von Flüssen, mit Erfolg wurden sie bei Jellalabad benutzt, um eine Fähre über den Kabulflufs zu ziehen.

Das indische Kameel ist wenig zur Verwendung im Gebirge geeignet; während es in sandigen Ebenen vorzüglich ist, ist es bei Lehmboden kaum zu gebrauchen; dabei ist es bösartig, schwach, und nicht im Stande, längere Zeit Kälte, Nässe und schlechte Pflege zu ertragen. So fielen denn im afghanischen Feldzuge allein 50,000 Kameele. Die Tragfähigkeit des indischen Kameels beträgt 160 Kilogramm, während das centralasiatische Kameel bequem 300 Kilogramm tragen kann. In den Feldzügen hatte jedes Bataillon einen Train von 500 Kameelen, von denen 250 allein die Tornister und

die eiserne Portion der Mannschaften trugen. Als Ersatz für Kameele wurden Ochsen, Ponies und afghanische Esel, jedoch mit wenig Erfolg verwandt.

Am meisten bewährten sich aber Maultiere, und steht zu erwarten, dafs die Regierung die Züchtung von Maultieren selbst in die Hand nehmen wird, da die Indier aus religiösen Bedenken sich nicht damit abgeben wollen, und der Preis in Folge der gesteigerten Nachfragen beständig im Wachsen begriffen ist; so kostete z. B. 1878 ein Maultier in Pendschab 238 Mark, zwei Jahre später aber schon 384

Das Maultier trägt bequem 80 bis 100 Kilogramm, ist besser an Strapazen gewohnt wie das Kameel, und nicht so sehr wie dasselbe an Wege gebunden. Der Infanterie kann es überall folgen, und hat man im Laufe des Feldzuges jeder Compagnie an Stelle eines Kameels zwei Maultiere zum Tragen der Munition überwiesen, von denen jedes 1200 Patronen im Gewicht von 77 Kilogramm trägt.

Die nachfolgenden Daten mögen die Gröfse der Trains zeigen.

Das abessynische Expeditionscorps zählte 14 Bataillone (darunter vier englische) Infanterie, $4\,^2/_3$ Regimenter Kavallerie (darunter zwei Schwadronen englischer Kavallerie), fünf Feld- und eine Raketen-Batterie in der Stärke von 520 Offizieren, 4250 europäischen, 9447 eingeborenen Truppen, 433 Civilbeamten, im Ganzen 14,650 Mann. Dem Expeditionscorps folgte ein Trofs von 26,214 camp-followers, 44 Elephanten, 5735 Kameelen, 16,022 Maultieren, 2538 Pferden, 1651 Ponies, 1759 Eseln. Somit kamen auf jeden Kombattanten zwei Mann Trofs und zwei Packtiere. Günstiger stellte es sich im afghanischen Kriege, die Peschawar-Kolonne zählte 16,364 Kombattanten und 21,000 camp-followers. Die Kolonne, mit der im März 1880 Sir Donald Stewart von Kandahar nach Kabul marschierte, bestand aus 2200 Engländern, 5100 Eingeborenen, 7200 camp-followers, 768 Maultieren, 6700 Kamelen, es kam somit auf jeden Kombattanten ein camp-follower und ein Packtier. Aehnlich stand es bei der Kolonne Roberts (1880), sie zählte zwölf Bataillone, zwölf Schwadronen, und drei Batterien in einer Stärke von 9933 Kombattanten, 8000 camp-followers, 2000 Pferden, 750 Maultieren, 8225 Tragtieren. Hiermit scheint man aber die äufserste Grenze erreicht zu haben, und dürfte bei den religiösen Vorurteilen der Hindus eine weitere Reduktion kaum noch möglich sein.

Eine eigentliche, schon im Frieden ausgearbeitete Ordre du bataille existiert in Indien nicht, beim Kriegsfalle werden die einzelnen Bataillone bezeichnet, die in's Feld rücken sollen, und werden

von dem Commandeur des Operationscorps zu höheren Verbänden vereint, ohne dafs sich aber hierbei der Verband der 3 Armeen als fest erweist, man ist im Gegenteil immer bestrebt gewesen, Truppenteile der drei Präsidentschaften zu vermischen, was im Sinne der Vereinfachung des Geschäftsverfahrens gerade nicht wünschenswert ist. Die Infanterie-Division besteht aus zwei bis drei Infanterie- und einer Kavalleriebrigade, der Divisionsartillerie, Pioniere, Feldingenieurpark und einem oder mehreren Munitionskolonnen, sodafs die Stärke zwischen sieben und zehn Bataillonen, sechs bis neun Schwadronen und achtzehn bis dreifsig Geschützen schwankt. Die Infanteriebrigaden bestehen aus einem englischen und zwei eingeborenen Bataillonen, von denen das eine meist ein Gurkha, Pendschab oder Sikh Bataillon ist, in denen also das kriegerische Element der Bevölkerung am stärksten vertreten ist. Diesem und dem englischen Bataillon fällt die eigentliche Durchführung des Kampfes zu, während das andere mehr als Staffage dient. Ein gleiches gilt von den Kavalleriebrigaden. In den letzten Monaten des Feldzuges wurden ihnen reitende Batterien überwiesen. Wenig gewandt zeigte sich die Kavallerie in der Führung des Fufsgefechts, sodafs den Kavalleriebrigaden der Quetta-Kolonne Infanterie-Bataillone zugeteilt wurden und man in Kabul ein Bataillon berittener Infanterie errichtete. Im Aufklärungsdienst hingegen leistete die Kavallerie Vorzügliches, entschieden mehr, wie die russische Kavallerie im Balkan-Feldzuge. Den Indiern stand ein Reitervolk gegenüber, das stets die Entscheidung in der Attacke suchte, mit welcher Macht dieselbe ausgeführt wurde, zeigt der Bericht über die Schlacht von Achmed Khel, wo es den Afghanen gelang, das Infanterietreffen zu durchbrechen und bis in unmittelbare Nähe des Generals Sir Donald Stewart zu gelangen. Aber trotz eines solchen Gegners, dem nur Disziplin und Einigkeit im Handeln abging, trotz des ungünstigen Terrains, trotz Wind und Wetter, erfüllte die Kavallerie im vollen Mafse ihre Aufgabe, Auge und Ohr der Armeen zu sein. Unter einem Führer wie Massy hat sie selbst im insurgenten Lande Tüchtiges geleistet. Am 6. Oktober 1879 hatte Roberts bei Charasiab in einem engen Défilé einen entscheidenden Sieg errungen, die Kavallerie hatte mit Erfolg die Aufgabe erfüllt, die umherschwärmenden Ghilzais im Zaume zu halten, die Bagage zu decken und Verbindung mit den Nebenkolonnen zu halten. Am 8. Oktober sollte Kabul selbst angegriffen werden, und erhielt die Kavallerie am 7. Befehl, den Ort in östlicher Richtung zu umgehen und den Insurgenten den Weg nach Tur-

kestan zu verlegen. Am Nachmittage des 7. begann der Marsch. Das Land war in vollem Aufstande, sodafs man unter beständigen Gefechten erst am Nachmittage des 8. bei Scherpur eintraf, wo man dem unbewachten Artilleriepark der Afghanen 78 Geschütze nahm. Am 9. erreichte man die Strafse nach Turkestan, zersprengte die sich hier sammelnden Insurgenten und verfolgte sie noch ungefähr 40 Kilometer weit. In drei Tagen hatte die Kavallerie in einem gebirgigen insurgirten Lande 200 Kilometer zurückgelegt. Leider fehlen die Angaben über die Marschverluste.

Am 11. Dezember 1879 hatte die Brigade Massy ein Gefecht zu bestehen, welches, wenn auch von unglücklichem Ausgange, dennoch zu einem der ruhmreichsten der Waffe gehört.

In Maidan, südwestlich von Kabul, hatten sich starke Insurgentenschwärme gesammelt, die Roberts in zwei Kolonnen, von Süden Baker, von Norden Macpherson am 11. Dezember 1879 anzugreifen beabsichtigte. Von den neun Schwadronen der Brigade befanden sich drei bei der Kolonne Baker, eine in Scherpur und eine bei der Kolonne Macpherson. Der Marsch am 11. führte durch unwegsames Terrain, und um die Kavallerie hier keinem Echec auszusetzen, marschierte Massy auf der wenig bedrohteren linken Flanke im Thal des Kabul, mit zwei eingeborenen und einer englischen Schwadron; von den ersteren war je eine halbe Schwadron zur Sicherung der Flanken verwandt, sodafs sich auf der Strafse nur zwei Schwadronen befanden, von denen jede 90 Pferde zählte, ferner noch zwei Geschütze einer reitenden Batterie. Die Kavallerie ging so schnell als möglich vor, um rasch dieses Terrain zu überwinden und den Vereinigungspunkt der Kolonnen zu erreichen, stiefs hierbei aber auf eine überlegene Insurgentenabteilung, die Massy sofort anzugreifen beschlofs.

Während die Kavallerie sich zur Attacke formierte, protzten die beiden Geschütze ab und eröffneten auf 1500 Meter ein heftiges Shrapnellfeuer, das aber die Insurgenten im Vormarsche nicht aufhielt. Zwei Attacken der englischen Kavallerie wurden abgewiesen, und Massy konnte sich jetzt der Ueberzeugung nicht verschliefsen, dafs er den Rückzug antreten müsse. Eine Meldung von seinem Entschlusse an das Gros konnte nicht mehr durchkommen, da sich stärkere Abteilungen des Feindes in seiner rechten Flanke zeigten. Es war keine Zeit zu verlieren, schon schlugen die Kugeln der Afghanen unter den Bedienungsmannschaften der beiden Geschütze ein und verwundeten mehrere Pferde. Massy gab nun den beiden Schwadronen Befehl, ungesäumt zu attakieren, um das Aufprotzen

der beiden Geschütze zu sichern. Doch was half alles todesmütige Anreiten, die Ueberzahl des Feindes war zu grofs, das Terrain zu schwierig, so dafs die Rennkraft der Pferde nicht völlig ausgenutzt werden konnte, auch jetzt wiederum müssen die Reiter zurück. Aber schnell sind die Inder gesammelt, und werfen sich noch einmal dem Feinde entgegen, der nur in schmaler Front vordringen kann; wenn auch der eigentliche Angriff abgewiesen wird, so ist doch der Zweck, Zeitgewinn, erreicht. Die Geschütze sind im Marsch und eilen in scharfer Gangart einer neuen Position zu, um von hier aus den Rückzug der beiden Schwadronen zu erleichtern. Beim Passieren eines Wasserrisses stürzen beide Geschütze um, mehrere Pferde werden von den Afghanen erschossen, und ehe man noch daran denken kann, einige von den herrenlos umhergaloppierenden Pferden einzufangen und einzuspannen, braust auch schon die englische Kavallerie, hart von den Afghanen verfolgt, zurück. Die Geschütze müssen stehen gelassen werden. Die Bedienungsmannschaften bringen aber das Ladezeug in Sicherheit, sodafs sie den Afghanen vorläufig nutzlos sind. Erst unweit Scherpur kommt die Verfolgung zum Stehen. Die englische Schwadron hatte an Toten und Verwundeten fünf Offiziere und sechzig Mann verloren, der Verlust der Inder wird nicht geringer gewesen sein.

Um das Verhalten der übrigen Waffen zu illustrieren, mag eine Darstellung des für die englischen Waffen unglücklichen Treffens bei Maiwand (27. Juli 1880) hier Platz finden. Ayub-Khan, ein Verwandter des entthronten Emirs von Kabul, hatte unter wahrscheinlicher Mitwirkung russischer Offiziere in Herat eine Armee gebildet und sich im Juni 1880 gegen das von den Engländern besetzte Kandahar in Marsch gesetzt. Der dort kommandierende General Primrose entsandte, die afghanischen Truppen des Wali in Kandahar und die combinierte Brigade Burrows nach Girischk, um dem Feinde das Ueberschreiten des Hilmend zu verwehren.

Bei näherer Rekognoszierung erwies sich die Stellung am Hilmend als wenig günstig zur Verteidigung. Girischk ist 150 Kilometer von Kandahar entfernt, und dehnt sich hinter der Stellung eine dreifsig Kilometer breite wasserlose Salzwüste aus. Der Flufs bot trotz seiner Breite kein Hindernis, da er überall zu durchfurten war, und die Höhen des rechten Ufers die des linken beherrschen.

Ferner befand sich Ayub im Besitz einiger nach Kandahar führenden Strafsen, die Burrows nicht beobachten konnte und die sich fünfzig Kilometer rückwärts seiner Stellung bei Kuschk-i-Naknud vereinigten; bis hierhin beschlofs Burrows zurückzugehen, Ayub

Khan aber erst anzugreifen, wenn er die Wüste passiert haben würde. Die Räumung der Stellung verfehlte nicht einen sehr ungünstigen Eindruck auf die Truppen und auf die umwohnenden Afghanen zu machen.

Am 23. Juli überschritt Ayub in breiter Front den Hilmend, die afghanische Kavallerie ging von allen Seiten gegen die Engländer vor, und wurde die Verbindung mit Kandahar sogar zeitweise unterbrochen. In Erwartung eines Angriffs brachten die Truppen die Nächte in ihren Gefechtsstellungen zu. Am Abend des 27. trafen die Patrouillen auf energischen Widerstand, und nun beschlofs Burrows, seine Stellung zu verlassen und Ayub entgegenzugehn.

Die Bagage wurde mitgenommen, da man nicht wufste, wie stark der Feind war, und jede gröfsere Detachierung zu vermeiden war. Beide Armeen trafen sich im Vormarsch: Burrows liefs auf die Avantgarde aufschliefsen und entwickelte sich unter dem Feuer der reitenden Batterie zum Gefecht. Die Bagage fuhr unter ihrer Eskorte zur Wagenburg zusammen. Burrows verfügte über sechs Compagnien des englischen Regiments 66, vierzehn Compagnien Eingeborener, 330 Reiter, sechs glatte und sechs gezogene Geschütze. (52 englische, 51 eingeborene Offiziere, 682 Engländer.)

In völliger Unkenntnis der Stärke des Gegners und seiner militärischen Leistungsfähigkeit hatte man die verschanzte Stellung verlassen, um ihn anzugreifen, ein Fehler, der sich schwer strafen sollte.

An Truppen und Geschützen war Ayub überlegen, und dazu noch stand Burrows in einer schlechten Stellung, drei Schluchten führten in vielen Windungen gegen seine Front; gedeckte Annäherung war gegen beide Flanken möglich, hinter der Front befand sich ein tiefer Wasserrifs, der beim Rückzuge verhängnisvoll werden mufste. Am jenseitigen Rande wurde hinter dem Dorfe Maiwand die Bagage zur Wagenburg zusammengefahren.

Um 11 Uhr stand die ganze afghanische Artillerie im Gefecht, gegen sechs Geschütze feuerten dreifsig, dazu zum Teil schweren Kalibers. Die glatte Batterie des Wali konnte der Entfernung wegen nicht eingreifen. Drei Stunden dauerte der Artilleriekampf; es war nur dem schlechten Schiefsen der Afghanen zuzuschreiben, dafs die reitende Batterie nicht völlig vernichtet wurde. Die Lage wurde noch kritischer, als auf 600 Meter eine afghanische Batterie gegen die rechte Flanke der Engländer auffuhr, die Infanterie beschofs diese Batterie auf das heftigste, so dafs schliefslich nur noch zwei Geschütze feuerten, deren Bedienung aber von Zeit zu Zeit

abgelöst wurde. Von zwei Uhr ab machten die Afghanen partielle Verstöfse gegen Front und beide Flanken, die aber durch Salvenfeuer der Infanterie abgewiesen wurden. Um drei Uhr begann ein allgemeiner Angriff, der mit Nachdruck aber nur gegen die rechte Flanke geführt wurde. Ein eingeborenes Bataillon wich in voller Flucht dem Stofs aus und brachte die nebenstehenden Truppen in Verwirrung. Durch die Lücke brechen die Ghazis ein, es entsteht ein wildes Hin- und Herschwanken, nur die Artillerie und die englische Infanterie bewahren eine feste Haltung. Die indischen Reiter weigern sich, ihrem Führer zu folgen und verlassen das Schlachtfeld. Der Führer der Wagenbedeckung scheint den Kopf verloren zu haben, denn er hätte mit raschem Vorstofs seiner vier Compagnien das Gefecht wieder herstellen können. Schmerzlicher haben Truppen wohl nie das Fehlen einer Reserve empfunden. Es heifst jetzt zurück, die Geschütze zuerst, sie sind nur noch mit zwei Pferden bespannt, überschreiten die Schlucht und nehmen von neuem Stellung. Rechts gehen die Inder zurück, die Bande der Disziplin sind gelockert, nur Teile einzelner Regimenter suchen mit Entschlossenheit und Ruhe den Rückzug zu decken. Rechts sind es Pioniere, links eine Anzahl Sepoys, die sich mit ihren europäischen Offizieren um die Fahnen scharen und tapfer fechtend fallen. Den Rückzug deckte, Schritt für Schritt zurückweichend, die englische Infanterie. Am jenseitigen Strande des Wasserrisses wurden sie von allen Seiten angegriffen, ein kleiner Teil wird von Burrows zurückgeführt, um ein Gehöft zur Sicherung des Rückzuges zu besetzen; der gröfsere Teil steht im harten Kampfe mit den Ghazis. Bajonett und Säbel arbeiten gegeneinander; es gilt die Fahnen zu verteidigen. Der Oberst und die meisten Offiziere werden im Kampfe um das Palladium des Regiments niedergemacht. Die wenig Ueberlebenden gehen links vom Dorfe zurück. Hier hält Burrows und versucht vergeblich Ordnung in den Chaos zu bringen, um ihn sammeln sich die Engländer, zu ihm schlägt sich die reitende Artillerie mit dem Säbel in der Faust, allerdings unter Verlust zweier Geschütze, durch. Die Kanoniere sitzen ab und nehmen Gewehre; ihre Plätze auf Protzen und Pferden werden von Verwundeten eingegenommen. General Burrows selbst trägt zwei verwundete Offiziere aus dem Gefecht, jeder Reiter, der noch gehen kann, räumt sein Pferd willig seinem hilflosen Kameraden ein.

Der kleine Trupp Engländer, welcher sich in ein Gehöft geworfen, hatte durch sein Feuer nicht wenig das Zurückgehen der Batterie erleichtert. Die Afghanen hatten jedoch schon recht

empfindliche Verluste im Nachkampf erlitten, so dafs sie nicht zu bewegen waren, das Gehöft zu nehmen, sondern sich auf ein Feuergefecht beschränkten.

Die Zahl der Verteidiger, welche ungefähr 100 betragen haben mochte, schwand zusehends. Der kleine Rest, elf Mann, als sie ihre letzten Patronen verfeuert hatten, stürzte sich mit Hurrah auf die Ghazis, die vor ihrem Ansturm zurückwichen; von allen Seiten umstellt, machten die elf Mann im Freien Halt, wurden aber aus der Ferne niedergeschossen.

Der Rückzug in der Nacht war fürchterlich, die Bevölkerung griff zu den Waffen, überall erhielten die Truppen Feuer, was fiel oder zurückblieb, wurde von den herumstreifenden Afghanen niedergemacht. Dazu hatte man einen Weg eingeschlagen, an dem kein Wasser zu finden war. Erst morgens 9 Uhr erreichte man den Argandab; die Natur erheischte ihr Recht, trotzdem man nur noch zwölf Kilometer von Kandahar entfernt war, mufste halt gemacht werden, um den Truppen einige Erholung zu gönnen. Gegen 10 Uhr traf hier ein von General Primrose vorgeschicktes Detachement ein, welches die Vorposten übernahm und dann den weiteren Rückzug des Ueberrestes der Brigade sicherte.

Die Verluste waren sehr bedeutend, sie bezifferten sich auf 55%, eine Zahl, die die Höhe der Verluste der 38. Brigade bei Mars la tour und der Garde bei St. Privat noch übersteigt. Das englische Bataillon war mit zwölf Offizieren, 308 Mann am Gefecht beteiligt gewesen, nur vier Offiziere und achtzig Mann kehrten zurück. Gefangene wurden wenig gemacht, an Offizieren fiel nur der Artillerie-Lieutenant Maclaine in die Hände der Afghanen, der beim Ueberschreiten der Schlucht stürzte, von den Ghazis ergriffen und trotz heftiger Gegenwehr gefangen wurde.

Der Darstellung bleibt wenig hinzuzufügen, auf das eklatanteste tritt die Unfähigkeit der Bombay-Truppen an's Tageslicht, ein einigermafsen hartnäckiges Gefecht durchzuführen; es fällt die ganze Last des Kampfes auf die europäischen Truppen, die sich auch hier mit gewohnter Tapferkeit geschlagen haben. Den Mafsstab der Kritik an die Dispositionen Burrows zu legen, steht uns an dieser Stelle nicht zu, würde auch den Rahmen der Arbeit weit übersteigen. Der Kampf bei Maiwand zeigt, wie die meisten indischen Truppen sich im Kampfe mit Europäern benehmen würden, und enthält eine ernste Mahnung, die Bombay- und Madras-Truppen auf die alte Höhe wieder zu erheben; dafs dieses möglich ist, kann nicht bezweifelt werden, mit ihnen unterwarfen die Engländer Indien,

an ihrer Spitze erwarb sich Wellington von seinem gröfsten Gegner den Beinamen eines »général cipahi«.

Noch während der ersten Periode des Afghanen-Krieges trat in Simla auf Befehl des Vizekönigs eine Kommission zusammen, um über Abhilfe der sichtlich zu Tage tretenden Mängel der anglo-indischen Armee zu berathen. Die Arbeiten wurden im Jahre 1881 beendet, und sollte die Reorganisation am 1. Januar 1882 in Kraft treten, Hindernisse mancher Art waren aber erst noch zu beseitigen, und so wurde der Zeitpunkt der Einführung noch weiter hinausgeschoben, und ist noch nicht abzusehen, wann die indische Armee die Reorganisation erhalten wird. Im folgenden geben wir nach Mitteilungen der Times die Hauptpunkte des Berichts:

In erster Linie ist Trennung der höchsten Militair- und Civilgewalt in den einzelnen Provinzen, direkte Unterstellung der Armee dem Vizekönig und Teilung der Bengal-Armee in zwei Teile zu nennen. Wir erhalten somit vier Armeecorpsbezirke, von denen der III. und IV. mit den jetzigen Bombay- und Madras-Armeebezirken zusammenfallen. Der Bezirk des ersten Corps umfafst den gröfsten Teil des Bengal-Armeebezirks mit Ausnahme des Pendschabs und des transindischen Gebiets, das dem II. Armeecorps zufällt. Nach deutschem Muster soll das Armeecorps in all seinen Teilen komplet sein, einen eigenen Generalstab aus Offizieren aller Waffen (136 anstatt 209, wie jetzt in Bombay und Madras), eigene Verwaltungsbehörden und Depots erhalten, also man hat mit anderen Worten mit dem alten Centralisationssystem gebrochen, dafür das Decentralisationssystem eingeführt, und ist in dieser Beziehung der europäischen Armee England's um einen Schritt voraus. Hiermit hängt eng die Vorbereitung der Mobilisierung durch Aufstellung von Mobilmachungs-Kalendern nach deutschem Muster zusammen, die Mobilisierung der einzelnen Truppenteile wird nicht mehr direkt von Simla, sondern von nun an von den einzelnen Corps geleitet, wodurch gröfsere Beschleunigung erzielt wird. Jeder Zeit sollen 80,000 Mann kriegsbereit gehalten werden, um bei plötzlich ausbrechendem Kriege ohne Zeitverlust verwandt werden zu können. Diese 80,000 Mann sollen in nachfolgender Art und Weise zusammengesetzt sein:

1) Infanterie.

18 englische Bataillone (18,792 Mann)

40 eingeborene Bataillone (36,480 Mann)

2) Kavallerie.

5 englische Regimenter (2930 Mann)

16 eingeborene Regimenter (9741 Mann)

3) Artillerie.

30 Feld- und reitende Batterien } 240 Geschütze.
8 schwere und 7 Gebirgs-Batterien }

3 Festungsbatterien und Artilleriepark 18 Geschütze

4) Pioniere.

21 Feld-Pioniercompagnien Feld-Ingenieurparks.

Was nun die Truppen anbetrifft, so sollen, nachdem die Reorganisation in Kraft getreten ist, die englischen Truppen in nachfolgender Stärke in Indien disloziert sein:

43 (50)*) Infanterie-Bataillone, 6 (9) Kavallerie-Regimenter, 38 (41) Feld- 10 (14) reitende, 4 (4) schwere, 8 (8) Gebirgs- und 17 (22) Festungs-Batterien. Sämmtliche Truppen sollen auf Kriegsstärke ergänzt werden, die Infanterie-Bataillone auf 1044 Mann, die Kavallerie-Regimenter (vier anstatt wie bisher drei Schwadronen) auf 586 Mann gebracht werden. Das Staffcorps soll abgeschafft werden die Verwendung im Civildienst aufhören und den betreffenden Offizieren die Wahl gestellt werden, entweder aus der Armee auszuscheiden oder ihre Civilstellungen aufzugeben.

Die Zahl der eingeborenen Bataillone soll in Bengalen um sechs, in den anderen Präsidentschaften um vier vermindert, die Etats aber auf neun englische, siebzehn eingeborene Offiziere und 912 Mann erhöht werden. Die Kavallerie-Regimenter sollen durch vermehrte Rekrutierung bis auf 600 Mann gebracht werden, ihr Etat soll aufserdem noch durch zwei englische Offiziere vermehrt werden. Durch Errichtung von Militärbildungsanstalten für Eingeborene hofft man sich einen besseren Ersatz an eingeborenen Offizieren zu sichern. Die Dienstzeit der Mannschaften wird auf fünf Jahre im stehenden Heere, zehn Jahre Reserve erster Klasse und zehn Jahre zweiter Klasse festgesetzt. Die Reserve erster Klasse ist zur Komplettierung der Bataillone auf Kriegsstärke (1044 Mann) und zum Nachersatz im Kriege bestimmt, die Mannschaften erhalten eine monatliche Löhnung von acht Mark und werden alle zwei Jahre zu Uebungen eingezogen. Die Reserve zweiter Klasse ist nur zum Garnisondienst bestimmt.

Wenn wir uns nun die Frage vorlegen, ob indische Truppen mit Erfolg in Europa verwandt werden könnten, so mufs diese Frage verneint werden, da ihre geringe Manövrierfähigkeit, hervorgerufen durch den grofsen Trofs, sie zu Offensivbewegungen gegen

*) Die in Parenthesen eingeschlossenen Zahlen geben die bisherigen Stärken.

einen europäischen Gegner unfähig macht. Anders aber in der Verteidigung der Grenzen des indischen Reiches, die Kavallerie hat sich durchgängig bewährt, und wird man von der Infanterie, in Schützengräben und mit genügender Munition versehen, zum Allerwenigsten dasselbe wie von den Türken erwarten können.

Russland bereitet in Centralasien alles für eine Invasion Indien's vor. Persien ist momentan so gut wie eine russische Provinz, und hat sich die persische Regierung entschliefsen müssen, dem mächtigen Nachbar einen Streifen Landes abzutreten und den Bau einer Bahnlinie von Rescht (am caspischen Meere) nach Teheran zu unternehmen. Russland hat die Fortsetzung der transcaspischen Bahn bis Sarakho, unweit Herat, und die Verlängerung der Orenburger Bahn bis Taschkend angeordnet.

In Afghanistan findet Russland an Ayub Khan einen bereitwilligen Bundesgenossen, und werden fraglos russische Offiziere die Arbeit, die afghanische Armee zu reorganisieren, die durch den englisch-afghanischen Konflikt unterbrochen wurde, wieder aufnehmen. Nach Berechnung des General Annenkow kann Russland augenblicklich 100,000 Mann in Herat innerhalb eines Monats koncentrieren, zu denen auch die afghanischen Aufgebote stofsen würden, die durch die Aussicht auf Beute sich in beträchtlicher Zahl der Armee anschliefsen würden. Ungefähr in sechszig Tagen würde man von Herat zum Indus gelangen können, während innerhalb dreifsig bis vierzig Tagen Verstärkungen aus Indien bei Peschawar stehen könnten. Nach dem Plane des Kriegminister Childers würden die in Aldershott stehenden Truppen (elf Bataillone Infanterie, drei Kavallerie-Regimenter, zwei reitende, fünf Feld-Batterien, drei Pionier- und drei Traincompagnien) binnen wenigen Tagen zur Einschiffung nach Indien bereit sein. Eine einzige Schlacht würde dann das Schicksal Indien's entscheiden, siegt England, so würde die russische Armee zum schleunigen Rückzuge gezwungen sein, der wahrscheinlich mit Vernichtung enden würde, siegt Russland, so würden die einheimischen Fürsten sich erheben und die Russen als Befreier vom Joche der Engländer begrüfsen.

XXIII.

Aus alten Reglements.

von

Altmann.

Premier-Lieutenant.

Mit der Geschichte unseres preufsischen Vaterlandes ist die Geschichte der Hohenzollern eng verbunden. Aus kleinen Anfängen haben die Hohenzollern das jetzt mächtige Königreich Preufsen geschaffen, welches sich im Laufe der Jahre nach und nach durch seine vortrefflichen Einrichtungen die Hegemonie in Deutschland erwarb. In den Tugenden des Friedens wie des Krieges gingen die Herrscher aus dem Hause der Hohenzollern ihrem Volke voran, und wohl einsehend, dafs nicht die Beschäftigungen des Friedens allein ein Volk grofs und angesehen machen, waren sie von den ältesten Zeiten an bemüht, ihr Land durch Bildung einer tüchtigen Armee für den Krieg vorzubereiten. Wie mit der Geschichte unseres Vaterlandes an und für sich sind die Hohenzollern namentlich mit der Entwickelung der Armee engverbunden, denn die unmittelbare Leitung der Armee durch die Regenten ist der preufsischen Militär-Geschichte ganz eigentümlich.

Sämmtlich von Jugend auf militärisch erzogen, sämmtlich praktisch im Dienst des Soldaten ausgebildet, kannten die Hohenzollern die Bedürfnisse der Armee und des einzelnen Mannes; die Sorge für die Ausbildung und das Wohl des Heeres, sowohl im Ganzen, als auch in Betreff des Schicksals des einzelnen Individuums desselben, stand ihnen von jeher obenan. Wahre Kriegsherren und Führer gingen diese Fürsten mit sämmtlichen Prinzen ihres Hauses für die Ehre und die Verteidigung des Vaterlandes stets mit dem Beispiel des Heldenmutes und der Hingebung der Armee voran; dieses Beispiel wirkte auf das Volk, und namentlich hierdurch ist die Armee zu ihrer jetzigen Bedeutung und das Vaterland zu seiner Machtstellung emporgestiegen. Durch das Zusammenleben mit ihrer Armee im Kriege und im Frieden sahen sie die sich zeigenden Mängel mit eigenen Augen und konnten sie so am leichtesten abstellen.

Während in den meisten anderen Armeen die Disziplin willkürlich gehandhabt wurde, Friedensübungen als Vorbildung für den Krieg fast gar nicht abgehalten wurden, die Taktik sich durch mündliche Ueberlieferungen und durch den Usus ausbildete, unternahmen es die Hohenzollern, für ihre Armee festgestellte Satzungen zu geben, sowohl für die Behandlung des einzelnen Mannes als für die Ausbildung der Armee im Frieden und für die Taktik der Armee im Kriege. Die Fürsten beschäftigten sich eingehend und oft eigenhändig mit der Aufstellung dieser Satzungen; in ihnen finden wir die Grundlage für die Disziplin, welche die preufsische Armee zu dem gemacht hat, was sie jetzt ist. Diese Satzungen bestanden in einzelnen Ordres; der grofse Kurfürst fafste sie nach dem Beispiele des von Gustav Adolf für seine Armee gegebenen schwedischen Artikelsbrief zusammen, vervollständigte sie und gab so den brandenburgischen Artikelsbrief vom Jahre 1656. Dieser Artikelsbrief ist gewissermafsen der Vater unserer jetzigen Kriegsartikel, er behandelt das Verhalten des Soldaten in moralischer Beziehung. Geld- und Leibesstrafen werden durch ihn auf Insubordination, Gotteslästerung u. s. w. gesetzt. Unter Anderem finden wir in dem Artikelsbrief die Vorschrift, dafs, wer »besoffen« ist, nicht auf Wache ziehen darf, sondern den, welchen der Hauptmann statt seiner dorthin schickt, entschädigen mufs und aufserdem mit Gefängnis bestraft wird.

Friedrich I. schuf das erste preufsische Reglement, verbunden mit Instruktion für die Armee. Das Jahr des Erscheinens dieses Reglements ist unbekannt, jedoch erfolgte die Inaussichtstellung desfelben in einem Befehl vom 13. Juni 1703.

Mit der Zeit der Schöpfung des preufsischen Königreiches sehen wir also auch das erste eigentliche Reglement unserer Armee auftauchen. Dem Könige Friedrich Wilhelm I. scheint dieses Reglement jedoch nicht ausreichend gewesen zu sein, er studierte die Reglements anderer Armeen und schuf nach seinen gesammelten Erfahrungen im Jahre 1726 ein neues Reglement, welches er namentlich dem spanischen Reglement entlehnt haben soll.

Im Jahre 1743 gab Friedrich II. ein neues Reglement für die Armee, das jedoch nur wenige Abänderungen des Reglements von 1726 enthielt. Es erschien nach und nach in verschiedenen Neuabdrücken, so der dem Verfasser Vorliegende, welcher im Jahre 1750 herausgegeben ist und folgenden Titel führt:

»Reglement vor die Königlich Preufsische Infanterie, worin enthalten: Die Evolutions, des Mannal und die Chargierung, und

wie der Dienst im Felde und in der Garnison geschehen soll, auch vornach die sämtliche Offiziers sich sonst zu verhalten haben. Desgleichen wie viel an Tractament bezahlet und davon abgezogen wird, auch wie die Mundierung gemachet werden soll. Ordnung halber in XII Teile, ein jeder Teil in gewisse Tituls, ein jeder Titel in gewisse Articuls abgefasset. Gegeben und gedruckt, Berlin den 1. Juni 1750.«

Die Herausgabe dieses Reglements wird mit folgenden Worten eingeleitet:

»Weilen seit Herausgebung des Reglements von anno 1726 im ganzen Exerzieren, im Dienst, in der Mundierung, auch sonst ein sehr vieles geändert worden ist. Als haben Seine Königliche Majestät in Preufsen, Unser allergnädigster Herr, dieses neue Reglement vor die Infanterie-Regimenter herausgegeben;« »ferner,« wird in dieser Einleitung noch gesagt, »befehlen Seine Königliche Majestät allergnädigst und alles Ernstes, dafs die Feld-Marschalls, Generals, Gouverneurs, Commandanten, Obristen oder Commandeurs der Regimenter, alle Stabs-Offiziers, Kapitäns, und sämtliche Subaltern-Offiziers, allem, was im Reglement befohlen ist, accurat nachleben, nichts davon oder dazu thun, und alles sich wohl bekannt machen sollen, und zwar besser wie bishero geschehen.« —

Diesem Reglement folgte im Jahre 1788 unter Friedrich Wilhelm II. ein Anderes, welches mit dem vorerwähnten Friedrich's des Grofsen noch viele Aehnlichkeit hat, jedoch sich eines moderneren Stils, wenn man so sagen darf, schon mehr befleifsigte. Während diese Reglements den blofsen Titel »Reglements für die Infanterie« führten, erscheint mit dem Jahre 1812 unter Friedrich Wilhelm III. ein specielles »Exerzier-Reglement.«

Bei den Armeen der Vorgänger Friedrich Wilhelm's III. hatten sich die Bestimmungen wohl noch nicht derartig gehäuft, dafs sie nicht in einem Buche zusammengefafst werden konnten, und so sehen wir denn in diesen Reglements die einzelnen Teile, wie Bekleidungs-, Geldverpflegungs-, Strafvollstreckungs- und Exerzier-Reglement, sowie die Wacht-, Felddienst- und Lagerordnung vereinigt. Freilich bestehen neben den Reglements noch andere reglementarische Vorschriften, mehr taktischer und instruirender Natur, wie z. B. Friedrich's II. Unterricht für die Generale seiner Armee, in den Reglements waren jedoch sämtliche Hauptbestimmungen enthalten. Mit den gröfseren Anforderungen, welche an die Armee herantreten, mufsten sich auch die Vorschriften und reglementarischen Bestimmungen häufen, und so finden wir denn bei Friedrich Wil-

helm III. die Trennung der einzelnen Abteilungen des Reglements. Dem Reglement von 1812, in welchem das Brigade-Exerzieren noch die drei Waffen behandelt, folgte dann das Exerzier-Reglement von 1847 und dessen Neuabdruck von 1876. —

Aus den in den alten Reglements enthaltenen Vorschriften und Instruktionen tritt uns ein Bild der damaligen Armeeverhältnisse entgegen, wie wir es besser nicht finden können. Ja nicht allein die Verhältnisse der Armee erkennt man bei dem Studium dieser Reglements, auch die Zeit, in der solche Vorschriften gegeben werden konnten und nötig waren, spiegelt sich in ihnen. Wir lernen durch das Studium dieser alten Reglements die Anfänge unserer jetzigen Reglements und Dienstvorschriften kennen und sehen, wie sich dieselben erst nach und nach zu dem entwickelt haben, was uns, wenn wir es jetzt in moderner Schreibweise gedruckt lesen, so natürlich und einfach vorkommt. Namentlich von Interesse sind die Reglements bis zum Jahre 1812; denn sowohl in der Schreibweise als auch in den Verordnungen an und für sich bieten sie viel Abweichendes von unseren jetzigen Dienstvorschriften, wenngleich viele Formalitäten unseres Garnison-Wachtdienstes bis zur Herausgabe der neuesten Garnison-Dienst-Vorschriften noch nach den Bestimmungen des Reglements von 1788 gehandhabt wurden.

Vom Jahre 1812 an, wo das erste eigentliche Exerzier-Reglement erschien, ähneln die Instruktionen den jetzt bestehenden Vorschriften schon sehr, und die Betrachtung derselben verliert demnächst das Originelle.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit in dieser Arbeit zunächst nur den Reglements bis 1812 zu, und von diesen spezieller den beiden Reglements von 1743 und 1788 »vor die Infanterie.«

Der eigentliche Begründer des kurfürstlich brandenburgischen und also des preufsischen Heeres ist der grofse Kurfürst. Durch die traurigen Armeeverhältnisse, welche er beim Antritt seiner Regierung vorfand, war er gezwungen, sich eine fast neue Armee zu schaffen. Er fand ein durch den 30 jährigen Krieg verwildertes, undiszipliniertes und im schlechten Zustande befindliches Heer vor. Dasselbe bestand aus 3600 Mann Fufsvolk und 2500 Mann Reiterei. Diese Truppen hatten dem Kaiser geschworen und weigerten sich, namentlich die Reiterei, dem Kurfürsten den Eid zu leisten. Friedrich Wilhelm behielt von diesen Truppen nur 2000 Mann Fufsvolk und 150 Reiter im Dienst und schaffte sich ein neues von tüchtigerem Geiste beseeltes Heer. Die Errichtung und Ergänzung dieses Heeres erfolgte nach 1660 nur noch durch Werbung. Die frühere Lehns-

pflicht wurde von Adligen, Städten und Landgemeinden durch Geld abgelöst. Während die gröfseren Werbungen des 30 jährigen Krieges den Charakter von Unternehmungen von Privatpersonen hatten, denn die Obersten warben sich durch Vermittelung ihrer Hauptleute nach Kontrakt mit dem Kriegsherrn ihre Truppen auf eigene Hand, betrachteten diese als ihr Eigenthum und stellten sich mit diesen dem Kriegsherrn gegen Bezahlung zur Disposition, geschahen dieselben jetzt im Auftrage des Kurfürsten und auf direkte Staatskosten.

Diese Werbungen fanden im In- nnd Auslande statt, früher vorgefallene Mifsbräuche und Gewaltthätigkeiten wurden durch strenge Befehle verboten. Die Truppen wurden zu einem stehenden Heere, und es befestigte sich die Anhänglichkeit derselben an den Kriegsherrn. Für die Disziplin und Ordnung sorgte der Artikelsbrief. Zuerst besetzte der grofse Kurfürst nur die höchsten Offizierchargen, später jedoch ernannte er sämmtliche Offiziere und schuf so recht eigentlich durch das von ihm ausgesuchte Offiziercorps erst die Armee. Friedrich Wilhelm hinterliefs seinem Nachfolger eine Armee von 28,500 Mann.

Unter der Regierung Friedrich's I, des ersten Königs von Preufsen, wurde die Armee, je nachdem dieser Fürst mehr oder weniger Hilfsgelder von anderen Staaten für Stellung seiner Armee oder Teile derselben bezog, bald vermehrt, bald vermindert. Bei seinem Ableben bestand sie aus 30,000 Mann. Im Ersatzwesen der Feld- und Garnisontruppen änderte Friedrich nichts, er gab jedoch feste Normen für die Ausübung desselben. Da aber trotz seiner Befehle dennoch »bei Rekrutierung Dero Miliz in Ihro Landen viel Unordnung entstanden« so sah sich Friedrich, noch als Kurfürst, veranlafst, am 24. November 1693 ein »Interims-Reglement und Verfassung, wie es mit Rekrutierung Dero Regimenter, sowohl zu Pferde als Fufs gehalten werden soll« zu geben. Eine mehrjährige Friedensperiode erlaubte ihm Manches für die Wehrorganisation seines Landes zu thun und viele Entwürfe seines Vaters auszuführen. Namentlich geschah dies als Friedrich sich am 18. Januar 1701 die Königskrone auf's Haupt gesetzt hatte. Das neue Königreich mufste eine entsprechende Armee haben. Dem grofsen Kurfürst hatte bereits die Idee vorgeschwebt, sein ganzes Volk wehrhaft zu machen und so von den Zufälligkeiten der freiwilligen Werbung befreit zu werden, er hatte jedoch, um dies vorzubereiten, nur den kriegerischen Sinn seiner Unterthanen wecken können, sein Sohn ging auf die Idee seines Vaters ein und führte eine Art von Volksbewaffnung ein. Diese Volksbewaffnung, Landmiliz genannt, wurde durch Cir-

kular-Verordnung vom 1. Februar 1701 in's Leben gerufen. Sie hatte den Zweck, im Falle die aktive Armee zu Kriegszwecken das Land verliefs, die Grenzen zu besetzen. Diese neue Einrichtung fand beim Volke nicht viel Sympathien, und es wurden, als Lockmittel den sogenannten Enrollierten, manche Vorteile gewährt. Diese Vorteile bezeichnet die oben angeführte Verfügung näher, es waren: Die Befreiung von jeder Einquartierung, von Marschfuhren, von Botenlaufen und — von Wolfsjagden. Die Offizierstellen wurden mit Leuten besetzt, welche in der Armee gedient hatten, jedoch mufsten es Inländer sein. Unteroffiziere wurden in der nächsten Festung ausgebildet und leiteten später dann die Uebungen der Enrollierten, zu welchen die Compagnien mindestens ein Mal im Vierteljahr zusammenkommen mufsten, später wurde wöchentlich ein Exerziertag von 2 Stunden festgesetzt. Den Unteroffizieren wurde »ein beneficium im Schultzen-Ambte oder dergleichen« versprochen.

Wer von den Enrollierten vom Exerzieren fortblieb, zahlte 8 Thlr. Strafe, und aus diesen Strafgeldern wurde eine Kasse gebildet, »woraus eine Ergetzlichkeit an Bier oder dergleichen gegeben, oder zu ein und anderen Kleinigkeiten angewandt werden kann«. Zur Anwendung im Ernstfalle ist diese Miliz nie gekommen, jedoch trug sie viel dazu bei, den militärischen Sinn zu wecken und rege zu halten. In der ganzen Ersatzverfassung Friedrich's I. tritt bereits eine starke Hinneigung zum Cadrewesen hervor; die einzelnen Regimenter erhielten ihre Ersatzbezirke, wenn diese zum Teil auch noch schwankend waren, angewiesen und das Bestreben, die Rekruten nach den Landesteilen zu verteilen, machte sich bereits geltend.

Friedrich Wilhelm I. änderte bald nach seinem Regierungsantritt viele der Einrichtungen seines Vaters, so löste er z. B. gleich nach seiner Thronbesteigung die Landmiliz auf. Es wurden, da die Enrollierten nicht in die Armee eingestellt werden konnten, dieser durch die Landmiliz, die bisher keinen direkten Nutzen gehabt hatte, nützliche Kräfte entzogen, und es entging durch sie dem Könige so mancher schön gewachsene Soldat. Der König hafste die Landmiliz und nach ihrer Auflösung die Erinnerung an sie so sehr, dafs er diesen Hafs auf das Wort »Militär« übertrug, dessen Anwendung auf seine Armee er verbot. Die schon unter seinem Vater begonnene Kantoneinteilung, d. h. die Werbung der einzelnen Regimenter in bestimmten Kantons, regelte er und verbot Zuwiderhandlungen strengstens, er kann somit als Stifter des Kantonsystems und damit als erster Begründer des Begriffs der allgemeinen Wehrpflicht be-

trachtet werden. Die Werbung selbst lag in den Händen der Compagnie-Chefs, diese erhielten vom Staate ein Pauschquantum und mufsten hieraus die Werbekosten bestreiten und ihre Compagnieen komplet erhalten. In den einzelnen Kantons wurden Geburtsregister und Stammrollen angelegt und so die männliche Nachkommenschaft schon in der Wiege zum Soldaten bestimmt. Als Zeichen seiner künftigen militärischen Bestimmung wurde bekantlich dem Kinde die rote Halsbinde angelegt. Die Vorliebe des Königs für grofse Soldaten und der Umstand, dafs die Werbekosten für solche bedeutend höher waren, führte zu einer Praxis der Compagnie-Chefs, welche den militärischen Sinn im Lande zu fördern, die Schlagfertigkeit der Armee zu vergröfsern geeignet war und auch dem Lande zu gute kam. Es war dies die sogenannte Beurlaubung der Soldaten in ihre Heimat, um dort den Feld- und anderen Arbeiten ihres Gewerbes obzuliegen. Diese Beurlaubungen fanden nach beendigter Ausbildung auf mehrere Monate statt, der Soldat, froh seinem Beruf nachgehen zu können, liefs den Sold und die kleinen Montierungsgelder, wie es Usus war, gern im Stich, und diese flossen in die Kasse der Compagnie-Chefs.

An dieser Stelle scheint es geeignet, einige Worte über die Wirtschaftsführung der Compagnie zu damaliger Zeit einzuschalten. Die Compagnieführung war ein Wirtschaftssystem, ähnlich, um einen Vergleich zu machen, wie es heute die Selbstbewirtschaftung ist. Der Compagnie-Chef bekam die Gelder und mufste Personal und Material dafür unterhalten, und zwar auf einem sehr streng normirten Fufse. War er ein ökonomisches Genie, so konnte er, da er keine besondere Rechnungslegung zu machen hatte und von ihm nur verlangt wurde, dafs Alles bestimmungsmäfsig im Stande war, Manches erübrigen, was dann sowohl ihm als der Compagnie zu gut kam. Die Compagnie repräsentirte in Folge dessen ein Besitztum und zwar im eigentlichsten Sinne des Wortes, da bei einem Wechsel des Compagnie-Chefs, sobald Letzterer nicht etwa mit Unehre aus seiner Stelle schied, die Compagnie von dem neuen Compagnie-Chef dem bisherigen abgekauft werden mufste. Es wurden für eine Compagnie ungefähr 1000 Thlr. gezahlt. War der neue Chef nicht in der Lage, diese Summe aus eigenem Vermögen zu bestreiten, was wohl meistens der Fall war, so gab der Staat das Geld und zog dasselbe nach und nach von den Emolumenten der Betreffenden ab. Unsere Vorschriften und daher auch unsere Begriffe sind jetzt andere geworden, es ist aber ein grofser und weitverbreiteter Irrtum, wenn man annimmt, der Compagnie-Chef von damals sei ein Aus-

beuter seiner Compagnie gewesen, oder wenn man ihn gar als Veruntreuer von Staatsgeldern betrachtet. Zweck des Systems war, den Compagnie-Chef persönlich für die Oekonomie seiner Compagnie zu interessieren. Je nach der Strömung der Zeit wurden von den Compagnie-Chefs die ersparten Gelder verwendet. Unter Friedrich Wilhelm I., dem Soldatenkönig, verwendeten die Compagnie-Chefs dieselben zum grofsen Teil, um der Liebhaberei des Königs für grofse und schöne Soldaten entgegenzukommen. — Durch die Beurlaubungen der ausgebildeten Mannschaften wurde der militärische Sinn gefördert, die Aussicht auf eine spätere derartige Beurlaubung liefs Manchen, der sich sonst wohl nicht hätte anwerben lassen, die Scheu vor dem Soldatwerden überwinden, führte der Armee bessere Kräfte zu und vermehrte die Stärke und Schlagfertigkeit der Armee. Die Vorteile, welche das Soldatwerden mit sich brachte, waren nicht gering, der Soldat wurde zum Nachteil des städtischen Bürgers begünstigt, der ihn bequem beherbergen und ihm dabei sehr ehrerbietig begegnen mufste. — Noch zu erwähnen ist, dafs die Rekrutierung unter Friedrich Wilhelm I. den Civilbehörden gänzlich genommen und in die Hände der Militärbehörden gelegt wurde. Das preufsische Heer nahm unter Friedrich Wilhelm eine ganz eigene Beschaffenheit an, es bestand aus stehenden Soldaten und ausgebildeten Landsoldaten. Die Offiziere waren meist von Adel. Beim Tode Friedrich Wilhelms betrug die preufsische Kriegsmacht 80,000 Mann. So übernahm sie Friedrich der Grofse und mit ihr erkämpfte er seine Lorbeeren. Der Ersatzmodus blieb vorläufig derselbe, bei den kriegerischen Zeiten konnte Friedrich der Grofse nicht daran denken, Aenderungen in dem Organismus vorzunehmen, nur einige Wechsel in den Kantons fanden statt, und es wurden von Friedrich teils neue Vorschriften für die Werbung gegeben, teils ältere den Offizieren in's Gedächtnifs zurückgerufen, Letzteres namentlich durch das Reglement von 1743. Der Titul V dieses Reglements handelt von der Werbung, gegen den Mifsbrauch der gewaltsamen Werbung spricht Artikel I. »Weilen die Regimenter die junge tüchtige Mannschaft enrollieren, derhalben unter keinerley Praetexte die gewaltsame Werbung statuiret wird, wovor die Commandeurs der Regimenter repondiren sollen.« Angesessene Bürger, Bauern oder Eingewanderte sollten, wenn nicht freiwillig, nicht zu Soldaten genommen werden. Schon mehr Spielraum läfst der Schlufs des Artikels, in welchem diese Vorschrift gegeben wird, es heifst dort: »wie denn auch, wenn ein Bürger oder Bauer nur einen Sohn hat, der die Wirtschaft antreten mufs, nicht angenommen werden soll, ob-

gleich selbiger die Gröfse hat, damit seine Wirtschaft nicht zu Grunde geht, es wäre dann, dafs es ein extra-ordinärer schöner und grofser Kerl sei.«

Dafs bei der Werbung durch Offiziere und Unteroffiziere öfters Unregelmäfsigkeiten in Betreff des Geldpunktes vorkamen, dafür spricht ein Artikel dieses Reglements, welcher den Offizieren bei Cassation und den Unteroffizieren bei dreijähriger Karrenstrafe verbietet, für Geld einen Enrollierten wieder laufen zu lassen, auch sollen keine jungen Offiziere, »welche das Geld unnötiger Weise depensiren,« auf Werbung geschickt werden, sondern vernünftig und gesetzte Offiziere. Ueber die gewünschte Gröfse der zu Werbenden giebt Artikel VI. Aufschlufs. Bei den alten Regimentern sollten keine Leute unter 6 Zoll geduldet werden, und die Offiziere sollen sich befleifsigen, 9- und 10zöllige Kerls anzuwerben. Das Leibgarde-Bataillon hatte keinen eigenen Werbekanton, sämmtliche übrige Bataillone mufsten jährlich zwei Mann hierzu abgeben, dieselben sollten jedoch wohlgebildet, von 5 Fufs 9 Zoll bis 6 Fufs grofs und nicht älter als von 18—26 Jahren sein. »Seine Majestät wollen solche bezahlen, aber vor den Gröfsten mufs nicht mehr als 300 Thlr. und vor die Anderen mufs nach der Gröfse Hand-Geld gegeben werden, und je weniger Hand-Geld gegeben wird, je besser ist's.« Für einen Rekruten der gewöhnlichen Regimenter sollte nicht mehr wie 10—15 Thlr. Handgeld gegeben werden. Die Compagnien sollten nur zu einem Dritteil aus Inländern bestehen, die Leute in ihren Kantons sollten die Kapitäns »als eine Resource, welche ihnen allezeit gewifs ist,« schonen. Bei den Werbungen im Auslande kam ein gegenseitiges Ueberbieten der einzelnen Werbeoffiziere vor, auch »übelsprechen von andern Regimentern« wurde angewendet, um einen besonders begehrenswerten Mann für sich zu bekommen, dies wird durch Artikel IX. bei Kassation verboten und festgesetzt, dafs »sobald ein Kerl von einem Offizier von einem Regiment angesprochen ist«, andere Werbeoffiziere sich nicht in die Werbung zu mischen haben. — Es mufs übrigens bei der peinlichen Beobachtung der Gröfsenverhältnisse in den Compagnien oft nicht leicht gewesen sein, die richtigen Rekruten anzuwerben, denn nach Artikel XII. mufste beim Abgang eines Mannes der Ersatzmann in dasselbe Glied und in dieselbe Rotte eingestellt werden. Wie wichtig aber die Werbe-Angelegenheit für die betreffenden Kapitäns und für den die Werbung beaufsichtigenden Regiments-Commandeur war, spricht Artikel XIV aus, er sagt:

»Wenn die Kapitäns hübsche Leute ohne Klagen und Gewalt-

thätigkeiten mit guter Manier anwerben, die Obristen gute Regimenter, und die Kapitäns gute Compagnien an Mannschaft in guter Ordre vorführen werden; alsdann selbige bei Seiner Königlichen Majestät sich bestens rekommandieren werden; im Gegenteil diejenigen, welche schlechte Regimenters und Compagnien haben, auf das Allerübelste sich rekommandieren werden.«

Beim Ableben Friedrich des Grofsen bestand die von ihm vermehrte Armee aus 200,000 Mann.

Da wir uns bei diesen Betrachtungen speciell mit der Infanterie beschäftigen, so möge an dieser Stelle gleich der Etat eines Infanterie-Regiments unter Friedrich II. folgen, von demselben handelt Titul I des I. Teiles des Reglements von 1743:

Das Regiment bestand aus 2 Bataillonen, jedes Bataillon aus 5 Musketier- und 1 Grenadier-Compagnie. Der Etat des Regiments war: 50 Ober-Offiziere, 118 Unteroffiziere, 37 Tambours, 252 Grenadiere und 1140 Musketiere. Hierzu kam noch der Unterstab mit 1 Regiments-Quartiermeister, 1 Feldprediger, 1 Auditeur, 1 Regiments-Feldscheer, 12 Compagnie-Feldscheere, 1 Regiments-Tambour, 6 Hautbois, 6 Pfeiffer, 1 Büchsenmacher, 1 Schäfter und 1 Profos. Das Bataillon hatte 25 Ober-Offiziere, worunter ein Subaltern-Offizier Adjutant war, 59 Unteroffiziere, 3 Pfeiffer, 19 Tambours, 126 Grenadiere und 570 Musketiere. Die Grenadier-Compagnie war stark: 4 Ober-Offiziere, 9 Unteroffiziere, 2 Pfeiffer, 3 Tambours, 126 Grenadiere, worunter 6 Zimmerleute und 1 Feldscheer. Eine Musketier-Compagnie hatte: 4 Ober-Offiziere, 10 Unteroffiziere, 3 Tambours, 114 Musketiere und 1 Feldscheer. Zu diesen Stärken kamen noch bei jeder Grenadier-Compagnie 10 Mann, bei jeder Musketier-Compagnie 8 Mann »Ueber-Komplets«, welche nur eingestellt wurden »wenn ein Kerl krank wird«.

Von den 10 Unteroffizieren bei jeder Musketier-Compagnie sollte allezeit ein Edelmann Gefreiter-Korporal sein und die Fahne tragen, auch sollte jede Compagnie noch einen Edelmann zum Unteroffizier haben.

Schon unter Friedrich II. hatte sich in den letzten Jahren hinsichtlich des Ersatzgeschäftes Einiges geändert, die Zahl der geworbenen Ausländer nahm zu, sie erreichte die Hälfte der Compagnie. Um einer irrtümlichen Auffassung vorzubeugen, sei hier bemerkt, dafs unter: »Ausländer« nach dem Reglement auch die aufserhalb des eignen Kantons angeworbenen »Einländer« zu verstehen sind.

Die Compagnie-Kantons verschwanden und die Enrollierung

geschah nun wieder durch die Civilbehörde, ein vom Regiment kommandierter Stabsoffizier begab sich in den Regiments-Kanton, zeichnete mit den Land- und Steuer-Räten zusammen die dienstpflichtige Mannschaft von 18—40 Jahren auf. Später geschah durch dieselbe Kommission die eigentliche Aushebung. Die in der Zwischenzeit eingetretenen Vakanzen blieben unbesetzt.

Friedrich Wilhelm II. erkannte die sich mit der Zeit in der Armee eingeschlichenen Mifsstände und suchte Abhilfe zu schaffen. Namentlich in den Etats der Compagnien waren oft Unregelmäfsigkeiten vorgekommen. Durch die Werbungen im Auslande und die Beurlaubung der Kantonisten war den Compagnie-Chefs freie Hand gelassen und sie hatten oft nicht den vollen Etat. Durch das Reglement von 1788 setzte Friedrich Wilhelm fest, dafs bei der Infanterie jede Compagnie 76 Ausländer und 93 Kantonisten haben sollte. Für die ausländische Werbung wurde den Compagnie-Chefs monatlich 41 Thlr. 16 Gr. angewiesen.

Nach einer späteren Ordre übernahm der König bei einer Mobilmachung am 1. des betreffenden Monats die Werbung auf eigene Kosten, da natürlich bei einem bevorstehenden Kriege die Werbegelder der Compagnien nicht gereicht hätten. Die Regimenter und Compagnien sollten stets komplett sein, namentlich bei Revuen; und für den Fall, dafs kurz vor der Revue unvorhergesehene Sterbefälle eintreten, sagt das Reglement von 1788, würde der Compagnie-Chef gut thun, sich ein bis zwei Ueberkomplette zu halten. Im Allgemeinen bringt das Reglement von 1788 dieselben Vorschriften, wie das Reglement von 1743, die Verhältnisse scheinen sich also nicht geändert zu haben. Das Werbepersonal, sowohl Offiziere als Unteroffiziere, sollte von guter Conduite und gute Oekonomen sein.

Derjenige Offizier, welcher invalide oder zu Soldaten unbrauchbare Leute anwarb, mufste nach Artikel 9 die Werbekosten aus eigener Tasche bezahlen. Jeder Compagnie-Chef hatte sich nach Artikel 12 Mühe zu geben, »dafs sich seine Compagnie je mehr und mehr verschönere«. Den Regimentern wird in dem Reglement empfohlen, die Compagnie-Chefs sollten ihre Werbegelder zusammenthun und eine gemeinsame Werbekasse bilden, welche 1 Stabsoffizier und 2 Kapitäns verwalten sollten. Der Ersatz sollte gemeinschaftlich angeworben und dann verlost werden, nur der Regiments-Commandeur sollte das Recht haben, sich für seine Compagnie die Leute auszusuchen. Einzelne Regimenter kamen diesem Vorschlage nach, und als sich diese Einrichtung praktisch erwies, wurde sie 1791 allgemein eingeführt.

An Neuformationen sind aus der Regierungsperiode Friedrich Wilhelm's II. besonders erwähnenswert, die Formation der Infanterie-Regimenter zu 2 Musketier- und 1 Grenadier-Bataillon, ferner die der Depôtbataillone zu 3 Compagnien, dann die Formation von 8 Füsilier-Brigaden zu 3 Bataillonen und je 4 Compagnien, die Vermehrung des Fufsjäger-Corps zu einem Regiment von anfangs 10, später 12 Compagnien, und die Einführung der Scharfschützen in den Compagnien, deren jede Compagnie eines Infanterie-Regiments 10, jede Compagnie eines Füsilier-Bataillons 20 hatte, die Anfänge unserer heutigen Schützenzüge. Nach dem Reglement von 1788 sollten diese Schützen nach Art unserer Patrouillenführer gebraucht werden. Artikel I Titul II des V. Teils des Reglements spricht über die Auswahl zum Schützen »Niemand mufs zum Schützen gewählt werden, er habe sich denn durch eine gute Conduite dieses Vorzuges wert gemacht. Auch mufs er ein erprobter ganz geschickter und vollkommen ausgearbeiteter Musketier oder Grenadier gewesen seyn. Er mufs einen offenen Kopf haben und alle Eigenschaften besitzen, die ihn fähig machen, in der Folge Unteroffizier zu werden, weil Niemand hiezu avancieren soll, der nicht einige Zeit Schütze gewesen«. Diese Schützen sollten, wie sich das Reglement weiter ausspricht, »zu Vice-Unteroffizieren« gebraucht werden, dann aber sollen sie auch angelernt werden, »wie sie besonders im waldigten und coupierten Terrain Patrouillen, sowohl allein, als auch mit den Husaren und Dragonern gemeinschaftlich zu machen haben«.

Die Einkünfte der Compagnie-Inhaber stellte Friedrich Wilhelm II. mit der Regelung des Beurlaubtenverhältnisses fest; fortan erhielt der Compagnie-Inhaber 800 Thlr. jährlich Gehalt und die Revenüen von 30 Beurlaubten. Das Einkommen dieser Inhaber stellte sich also, wenn man noch Staats-Traktament der Charge, denn bis zum Obristen blieb dem Offizier die Compagnie, etwaige Douceur-Gelder, Compagnie-Unkosten, Gewehr und Werbegelder, dazu rechnet, recht hoch, so dafs z. B. ein Oberst und Regiments-Chef mit seinen Kompetenzen als Compagnie-Inhaber etwa 6000 Thlr. Einkommen hatte. Freilich mufsten Executionen und dergleichen Regimentsunkosten von dem Regiments-Chef getragen werden. Ein Compagnie-Chef, der nur Kapitän war, erhielt etwa 1580 Thlr. Wir finden in der Besetzung der Compagnieen die Einrichtung der heutigen Hauptleute erster und zweiter Klasse. 6 Compagnieen waren durch Oberst, Oberstlieutenant und Majors als Inhaber neben ihrer sonstigen Funktion besetzt, diese wurden durch sogenannte

Stabs-Kapitäns oder Premier-Lieutenants geführt, diese Letzteren bezogen jedoch nur ein Gehalt von ungefähr 190 Thlr., hatten freilich auch für die Compagnie keine Unkosten und wurden meistens von den Compagnie-Inhabern mit Remuneration bedacht, die übrigen 6 Compagnieen wurden mit wirklichen Kapitäns besetzt. Letztere entsprachen bezüglich des Gehaltes also den heutigen Hauptleuten erster, die damaligen Stabs-Kapitäns unseren jetzigen Hauptleuten zweiter Klasse, doch waren sie nicht Compagnie-Chefs. Ueber den Etat des Infanterie Regiments jener Periode sagt das Reglement Folgendes: »Die zwei Musketier- und das eine Grenadier-Bataillon jedes Regiments besteht aus 4, das Depôt-Bataillon aus 3 Compagnieen. Eine Feld-Compagnie, sie sey Grenadier- oder Musketier-Compagnie, ist gewöhnlich stark: 1 Kapitän, 3 Subalternen, 12 Unteroffiziere, 4 Artilleristen, bey der ältesten Compagnie des Bataillons ist ein Artillerie-Unteroffizier und bey der zweiten ein Artilleriste mehr, 3 Tambours, 10 Schützen und 140 Gemeine, Summa 169 und 170 Köpfe ohne Offiziere. Aufserdem ist bei jeder Compagnie ein Feldscheer. Bei den Stabs-Compagnieen ist 1 Offizier, nämlich der Stabs-Offizier selbst, mehr.« Der Unterstab des Regiments hat sich seit dem Reglement von 1743 nicht geändert. Friedrich Wilhelm II. hinterliefs eine Armee von 235,000 Mann.

Friedrich Wilhelm III. arbeitete in den Intentionen seines Vaters hinsichtlich der Armeeorganisation fort, die vielen Mifsstände in der Armee entgingen ihm ebensowenig wie seinem Vater, aber nur mit der Zeit liefsen sich dieselben ausrotten. Das Unglücksjahr 1806 kam ihm hierin mit der Reduktion des Heeres zu Hilfe. Es erstand aus den Trümmern der alten Armee eine Neue, deren Nachkommen wir sind und deren Geist noch in unserer heutigen Armee herrscht. Mit der Reduzierung der preufsischen Armee tritt ein von dem früheren ganz verschiedener Ersatzmodus ein, der sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Scharnhorst mit seinem Organisationstalent ist der Urheber dieser Ersatzform, welche unsere Armee zu der von anderen Staaten unerreichten Höhe erhoben hat.

Gedrückt vom Kriegsunglück, gedemütigt durch den Verlust an Land und durch die Reduzierung der Armee auf 42,000 Mann, durch welche ein Aufraffen im Kampfe gegen den Unterdrücker unmöglich schien, lag Preufsen ohne jede Aussicht auf bessere Zeiten danieder, doch sein Herrscher, der das Unglück des Landes am meisten fühlte, sann auf Abhilfe und fand in Scharnhorst den Mann, welcher diese durch sein Organisationstalent schaffen konnte. Nach 1806 kam so auf Scharnhorst's Vorschlag und mit des Königs Genehmigung

das sogenannte Krümpersystem in Aufnahme. Den Namen erhielt dieses System von dem damaligen Kapitän v. Boyen, derselbe war der Terminologie der Tuchbereitung entnommen. (Krumpf, Mafs-Zugabe zu dem Mafs.) Es erinnert dies System in vieler Beziehung an die Beurlaubungen der Kantonisten unter den früheren Herrschern, und war also für Preufsen eigentlich nichts Neues. Da der Etat von 42,000 Mann nicht überschritten werden durfte, so kam man auf den Ausweg, nach einmonatlicher Ausbildung einen grofsen Teil der Eingestellten zu entlassen und dafür Rekruten in gleicher Weise auszubilden. So entstand nach und nach trotz französischer Unterdrückung eine grofse und respektable Armee, mit Hilfe deren das geknechtete Vaterland das Joch abschütteln konnte. Um die so entstandene Armee noch zu vermehren, kam im Jahre 1813 die Verfügung, dafs sämtliche bisher gültigen Ausnahmen von der Verpflichtung zum Kriegsdienst aufgehoben wurden, und die Errichtung der Landwehr; dem Jahre 1814 verdanken wir die allgemeine Wehrpflicht, und dieser die Gröfse und das Ansehen unserer jetzigen preufsischen Armee.

Die Stärke der Armee Friedrich Wilhelm III. betrug vor dem Feldzuge von 1806 zusammen 250,000 Mann.

(Schlufs folgt.)

XXIV.

Die Gepäckanordnung bei den europäischen Fufstruppen unter Berücksichtigung der sanitären Vor- und Nachteile.

Einen wesentlichen Einflufs auf die Marschfähigkeit und Schlagfertigkeit der Infanterie übt das Gepäck, die Zusammensetzung und Anordnung desselben aus.

Das Gepäck an und für sich ist von Uebel. Indefs bei den raschen und oft nicht vorherzusehenden Bewegungen grofser Armeen verbietet sich die ausschliefsliche Nachführung der Lebensbedürfnisse auf Wegen. Die hierdurch bedingte Vermehrung des Trosses würde die Bewegungsfähigkeit der Truppe nicht nur erheblich mehr beeinträchtigen, als es das Gepäck thut, sondern sie auch ihrer Selbst-

ständigkeit berauben. Diese der Truppe zu bewahren, somit ihre Operationskraft zu erhöhen, macht es erforderlich, dafs der Soldat die ihm zur Pflege und Erhaltung notwendigsten Gegenstände, die wir unter dem Namen Gepäck zusammenfassen, mit sich führe d. h. selbst trage.

Hieraus ergiebt sich, dafs neben möglichster Gewichtsverringerung des Gepäcks auf eine besonders zweckmäfsige Gepäckanordnung das Augenmerk zu richten ist, wobei auf die Körperbeschaffenheit in erster Linie Rücksicht genommen werden mufs.

Die Basis des Körpers bildet das Knochengerüst, das Skelet. Dasselbe wird in Thätigkeit gebracht durch die Muskeln. Die Masse derselben ist proportionirt der Körpermasse, eine jede künstliche Belastung erfordert also eine besondere Anstrengung der Muskeln. Je mehr von ihnen sich am Tragen einer Last beteiligen, je gröfser also die Fläche, auf welche sich diese verteilt, desto mehr verteilt sich die Muskelthätigkeit, um so besser tragen wir. Weiter würde zu erwägen sein, wo die zum Tragen einer Last fähigste Stelle am menschlichen Körper zu suchen ist. Es dürften sich hierzu wohl am besten der geschlossene Ring des Beckens und der Schultern eignen, weil sie eine Verteilung der Last gestatten, auch zum Schwerpunkt des Körpers bezw. der Schwerlinie eine günstige Lage haben.

Der Schwerpunkt selbst befindet sich in der Mitte des Körpers und zwar in der Höhe des Nabels zwischen diesem und dem Schambein. Aus der Lage des Schwerpunktes ergiebt sich die der Schwerlinie. Je näher man nun eine Last dem Schwerpunkt oder der Schwerlinie, wo möglich in diese oder deren Verlängerung hineinlegt, desto besser trägt sie sich, je weiter entfernt, um so schlechter, denn je mehr Muskelkraft ist erforderlich, um das Gleichgewicht des Körpers wiederherzustellen. Das Hebelgesetz: »Die Kraft verhält sich zur Last umgekehrt wie die Länge der Hebelarme« findet hier volle Anwendung und darf bei der Anordnung des Gepäcks nicht aufser Acht gelassen werden, um so mehr es unmöglich ist, die Last in den Schwerpunkt oder die Schwerlinie zu bringen. Lasten in der Verlängerung der Schwerlinie, also auf dem Kopfe zu tragen, ist für den Soldaten ohne praktischen Wert. Der Unterstützungspunkt des in Betracht zu ziehenden Hebels beim Tragen einer Last auf den Schultern ist in Höhe dieser in Mitte derselben zu denken. Die diesen Punkt mit dem Schwerpunkt des Körpers verbindende Linie ist die Schwerlinie.

Um dem oben bezeichneten Gesetz nun bei der Gepäckanordnung

Rechnung zu tragen, mufs der Aufhängepunkt der Last möglichst nahe dem Unterstützungspunkt sein. Je weniger entfernt dann die Last von der Schwerlinie liegt, desto weniger ist eine Gleichgewichts-Ausgleichung erforderlich. Bringen wir eine Last auf den Rücken, ohne sie durch eine andere zu balanzieren, so sind wir bestrebt, das Gleichgewicht dadurch herzustellen, dafs wir uns nach vorn neigen, um so den Schwerpunkt der Last in eine Vertikalebene mit dem Schwerpunkt des Körpers zu bringen; anderenfalls zieht die Last nach rückwärts herab. Beim Soldaten ist diese Vornüberneigung indefs nicht angängig, weshalb wir das Gleichgewicht auf eine andere Weise herstellen müssen, und zwar dadurch, dafs wir den anderen Hebelarm, den wir uns nach vorwärts gehend zu denken haben, ebenfalls belasten, die Last möglichst nahe dem Körper, also auch dem Unterstützungspunkt. So erklärt sich auch der Unterschied der Anbringung des Kochgeschirres besser auf als hinter dem Tornister. Bei dem Gleichgewicht zwischen Vorder- und Hintergewicht ist zu berücksichtigen, dafs, entsprechend der Lage des Schwerpunktes mehr nach der Rückenseite zu, der nach dort gehende Hebelarm der kürzere, der nach vorwärts gehende der längere ist. Indefs der Längenunterschied der Hebel ist so unbedeutend, dafs das Hintergewicht nur wenig schwerer als das Vordergewicht sein darf. Die auf dem Rücken zu tragende Last des Soldaten ist der Tornister mit seinem Inhalt, ihm wird das Gegengewicht gehalten durch die Patrontaschen, die aber, um dies zu vermögen, gefüllt sein müssen. Andernfalls mufs das Koppel das Gleichgewicht halten, das heifst, es mufs umgeschnürt sein, um dem Druck des Tornisters widerstehen zu können. Besonders wichtig ist die Herstellung des Gleichgewichts beim Stehen in militärischer Haltung, in der die zusammengehaltenen Füfse dem Körper eine nur verhältnismäfsig kleine Basis gewähren, bei der es vornehmlich an seitlichen Stützpunkten fehlt. Hieraus wiederum erwächst die Notwendigkeit den Tornister so gleichmäfsig zu packen, dafs die Schwerlinie nicht nach einer Seite gebeugt wird. Aus diesen Erörterungen geht hervor, dafs die Kräfte rings um sich das Gleichgewicht halten müssen, also der Schwerpunkt nicht aus der durch die Füfse gebildeten Basis — gerade Stellung angenommen — herausgeschoben werde.

Eine weitere Anforderung an die Gepäckanordnung stellt die Aufhängeart. Diese mufs solcher Art sein, dafs sie keine Beschränkung notwendiger Lebensverrichtungen herbeiführt. Die Ausdehnung des Brustkastens, die Thätigkeit der Lungen und ein freier Blutumlauf müssen gesichert sein. Diese Funktionen werden aber be-

einträchtigt, wenn das Gleichgewicht zwischen Vorder- und Hintergewicht nicht besteht und der Tornister nach unten zieht. Dieser wird dann von dem oberen Teil der Brust und den vordern Flächen der Schulter getragen, weil der Körper, um das Gleichgewicht zu halten, nach vorn über neigt und so durch Druck auf die Rippen die Brusthöhle eingeengt wird. Eine weitere Folge des Druckes der Trageriemen ist, dafs die Venen zusammengedrückt und somit ein freier Blutumlauf nicht stattfinden kann.

Da nun selbst bei sorgfältigster Ausgleichung des Hintergewichts und Vordergewichts der Druck nicht ganz aufgehoben werden wird, so wird ein vollständiges Freilegen der Brust und der der oberen Extremitäten nur dann möglich sein, wenn die von dem Soldaten zu tragende Last von dem Ring der Schultern auf den des Beckens verlegt wird, um so mehr, da dieser gar nicht in Anspruch genommen und grade besonders befähigt ist, Lasten zu tragen.

Als weitere Anforderungen an das Gepäcksystem ergeben sich: Einfachheit, Leichtigkeit des Auf- und Abnehmens und, wie bereits erwähnt, freie Handhabung der Waffen, also freier Gebrauch der Glieder. —

Was nunmehr die Gepäckanordnung bei den europäischen Fufstruppen anbelangt, so ist zunächst die Anzahl der Gepäckteile wohl mit nur wenigen Ausnahmen bei allen Armeen die gleiche. Für die Anordnung kommen demnach in Betracht die äufsere Gepäckhülle — Tornister oder Mantelsack — mit Inhalt, Mantel, Brotbeutel, Patronentaschen und Kochgeschirr. Die beste Gepäckanordnung ist die, bei der sich die obengenannten Teile zu beiden Seiten des Unterstützungspunktes das Gleichgewicht halten. Je mehr Gepäckteile vorhanden, desto komplizierter ist das Gepäcksystem, daher sich schon deshalb nicht das Mitnehmen von Lagerdecken und Zelten empfiehlt; letztere sind noch in Rufsland, Schweden, Norwegen, Bulgarien, Ostrumelien und Italien gebräuchlich. In letzterem Lande war das tente abri bereits abgeschafft, ist aber vor Kurzem wieder eingeführt worden, nicht so in Frankreich. Dort ist durch Verfügung vom 15. Juli 1878 endgültig festgesetzt worden, dafs das tente abri und die Lagerdecke für Campagnen in Europa nicht mehr mitzuführen sind. —

Bei fast allen Armeen Europa's finden wir als äufsere Gepäckteile den auf den Rücken zu tragenden Tornister. Die Engländer haben denselben bereits seit 1869 durch einen wasserdichten Mantelsack, den sie auf dem Kreuzbein und den Hüften tragen, ersetzt. Auch die Russen machen seit dem Juli 1879 mit einem wasserdichten

Sack Versuche; sie wollen durch dieses Gepäcksystem Brust, Kopf und Arme freigeben und die Last mehr auf den Körper verteilen.

Die Anforderungen an einen Tornister sind, dafs derselbe möglichst klein ist, dabei aber seinem Zweck entspricht. Der Stoff, aus welchem er gefertigt, mufs leicht, dabei aber dauerhaft sein und keine Nässe durchlassen. Der Tornister mufs sich der ihn tragenden Körperfläche anschliefsen, ohne dieselbe dabei zu erhitzen. Das letztere ist bei dem von uns verwendeten Kalbfell in hohem Mafse der Fall, dasselbe ist aufserdem zu schwer und nicht wasserdicht. Durch Prikas vom 1. August 1874 ist der bis zu dieser Zeit in Russland bestehende Tornister aus Kalbfell durch einen solchen aus wasserdichtem Segeltuch ersetzt worden. In Dänemark verfertigt man die Tornister aus starker Leinewand und versieht sie der besseren Haltbarkeit halber mit ledernen Kanten und lederner Unterfläche. Die Italiener erschweren ihren Tornister dadurch, dafs sie denselben — übrigens ebenfalls aus Kalbfell — mit Blech füttern, was wohl ein Ersatz für das in unserem Tornister befindliche Holzgestell sein wird. Sollte es der in unserer Zeit so produktiven Industrie nicht möglich sein, einen Tornister, der allen an ihn zu machenden Anforderungen entspricht, herzustellen? Vielleicht aus Pappe, die mit einem, das Wasser nicht durchlassenden Mittel getränkt und noch mit starker in gleicher Weise getränkter und gefirnifster Leinewand überzogen ist.

Der im Tornister enthaltene Raum mufs die Unterbringung der notwendig mitzuführenden Gegenstände gestatten, aber auch nur darauf rücksichtigen. Als Form des Tornisters ergiebt sich die quadratische, eine Abweichung davon ist besser in der Länge, als Breite. Lange Tornister, gehörig heruntergelassen, werden noch von dem Kreuzbein mit getragen, zu breite dagegen sind der Bewegung der Arme hinderlich, ganz abgesehen von noch anderen Unzuträglichkeiten. Die Tiefe des Tornisters mufs eine möglichst geringe sein und so ein möglichstes Nahebringen an die Schwerlinie gestatten.

Bei der Befestigung des Tornisters ist zu beachten, dafs die Atmung und der Blutumlauf dadurch nicht gestört werden. Das Herunterziehen des Tornisters mufs durch entsprechendes Vordergewicht und dadurch der Druck der Tragriemen und Hülfstragriemen auf Brust und Achseln vermieden werden. Um zu dem Balanziersystem zu gelangen, ist es erforderlich, das Hintergewicht des Gepäcks zu verringern, dadurch dafs man Alles, was nicht absolut notwendig ist, zu Hause läfst und was man mitnimmt, zweckmäfsig verteilt. Bei der Gepäckordnung mufs man ferner bemüht sein

Marsch- und Kampfgepäck zu trennen. Zu letzterem, welches man auch während des Kampfes nie ablegen sollte, gehören: Reserve-Munition, Mantel, Brotbeutel und Kochgeschirr. Diese Stücke müssen also unabhänigig vom Tornister sein, in welchem nur die Reservekleidungsstücke, Putz- und Kämmzeug unterzubringen wären. Für die Verpackung dieser Gegenstände sei erwähnt, dafs dieselbe nach allen Seiten gleichmäfsig sei, die weichen, sich dem Körper anpassenden Gegenstände aber der Rückenfläche zunächst liegen. Dafs die Packung fest sei, also die Lage zum Schwerpunkt eine konstante, dafür bürgt schon die auf ein Minimum berechnete Gröfse des Tornisters.

Behufs Trennung des Gepäcks in Marsch- und Kampfgepäck müfsten die Reserve-Munition und das Kochgeschirr vom Tornister getrennt werden. Damit würde man auch Hinter- und Vordergewicht mehr ausgleichen und somit um ein Bedeutendes dem Balanziersystem näher gerückt sein; einen weiteren Schritt dazu würde man durch Befestigung der Patrontaschen an den Tragriemen thun, es fiele damit zugleich das feste Umschnüren des Koppels weg.

Die Patronentaschen müfsten mit ihren Mitten am Koppel selbst befestigt, an diesem verschiebbar sein, dadurch würde beim Laufen das Schlagen der Patrontaschen auf den Leib verhindert werden. An Stelle zweier Patrontaschen nur eine zu tragen, wie in Italien, der Schweiz und den Niederlanden, würde das Gleichgewicht wieder zu Gunsten des Hintergewichts verschieben und nicht dem Prinzip entsprechen, die Last auf dem Körper zu verteilen, ihr eine möglichst grofse Tragefläche anzuweisen. Was nun die Unterbringung der Reserve-Munition betrifft, so würde dieselbe einen sehr zweckmäfsigen Platz in Taschen an der Vorderseite des Rockes finden. Diese Art der Patronenunterbringung finden wir bei den Türken, neuerdings auch bei Schweizern und Russen.

Das Kochgeschirr wird von unserer Infanterie auf der oberen Kante des Tornisters oder auf der grofsen Klappe getragen; es dürfte, wie schon oben angedeutet, vorteilhaft sein, es vom Tornister zu trennen.

Wenn auch bei der jetzigen Gepäckanordnung der Trageweise auf der oberen Kante des Tornisters der Vorzug vor der auf der Klappe gegeben werden mufs, so hat sie doch den Nachteil, dafs der Kopf in seiner freien Bewegung wesentlich behindert wird, besonders beim Schiefsen im Liegen. Dem Kochgeschirr in seiner jetzigen Form nun einen anderen Platz als am Tornister anzuweisen, scheint nicht möglich, doch liefse sich seine Form verändern, d. h.

das Kochgeschirr bedeutend verkleinern und in einem vergröfserten Brotbeutel unterbringen, wie die Franzosen es im Feldzuge 1870/71 hatten. Das vorgeschlagene kleinere Kochgeschirr würde nur im Notfall zum Kochen des Essens zu benutzen sein. Dieses soll für gewöhnlich in grofsen Kesseln, deren drei für jede Compagnie genügten, gemeinschaftlich bereitet werden. Das würde für ein Bataillon 12 grofse Kessel ausmachen, die auf einem besonders hierzu bestimmten Wagen fortgeschafft werden könnten, der letztere würde der kleinen Bagage zuzuteilen sein. Gefäfse, die Kessel mit dem nötigen Wasser zu versorgen, würden sich überall finden, wenn nicht, so könnte das Wasser in den Kesseln selbst herbeigeholt werden. Neben dem Umstande, dafs das so vorgeschlagene gemeinsame Kochen ein kleineres Gefäfs für den einzelnen Mann als das bisherige Kochgeschirr bei sich zu führen gestattet, erwächst der Vorteil, dafs das Essen kräftiger ist, weniger Leute mit der Zubereitung beschäftigt sind und die Führer die Gewifsheit haben, dafs Jeder ihrer Untergebenen warme, gute Kost erhält. Auch die Feldwachen wären von der Compagnie mit Essen zu versorgen, so dafs die ersteren der Sorge um ihre Nahrung enthoben wären. Der Mangel der Sache wäre der, dafs die Mitführung der Kessel den Trofs vermehren, man an diesen gebunden sein und die Zubereitung des Essens längere Zeit dauern würde. Was das letztere anbetrifft, so dürfte es zu den Ausnahmen gehören, dafs die Zeit der Ruhe so knapp bemessen ist, um ein gemeinschaftliches Kochen zu verhindern, dann wird man aber auch in den jetzigen Kochgeschirren nicht abkochen können.

Um das in Vorschlag gebrachte kleinere Kochgeschirr noch im Brotbeutel unterzubringen, könnte dieser ohne Nachteil etwas vergröfsert werden.

Ein dem unsrigen gleiches Kochgeschirr haben die Oesterreicher; die Russen tragen kupferne Kochkessel ebenfalls am Tornister, so weit dieser noch in Gebrauch. In Italien hat jeder Mann eine Efsschale, die am Tornisterdeckel getragen wird, was wegen der platten Form des Gefäfses ja auch durchaus zuläfsig ist, das übrige Kochgeschirr wird auf Bataillonskarren nachgefahren. In Frankreich trägt von 8 Mann immer nur Einer ein Kochgeschirr, was mit Recht von französischen Autoritäten getadelt wird. Durch Verfügung vom 28. April 1877 ist in der belgischen Armee die Zahl der Feldgeräthschaften für ein Infanterie-Regiment auf 384 Kochkessel, 384 Kochgeschirre, 384 Schöpfkellen und 384 Schaumlöffel festgesetzt.

Die Kochkessel sind zur Bereitung der Suppen bestimmt, die Kochgeschirre dienen zum Wasserholen und Kaffeekochen. Wie diese Kücheneinrichtung, die für das Feld höchst unpraktisch ist, getragen wird, ist diesseits nicht bekannt geworden. Besonderer Erwähnung bedarf noch das Faktum, dafs die Dänen gar keine Kochgeschirre haben.

Die Trageweise der Brodbeutel ist bei allen Armeen ohne bedeutende Abweichung dieselbe, anders verhält es sich mit dem Mantel. Mit dem Tornister verbunden kann derselbe auf folgende Arten getragen werden:

1) Kurz gerollt auf der oberen Fläche des Tornisters z. B. in der Türkei. Das würde denselben Nachteil haben, wie das Tragen des Kochgeschirrs an dieser Stelle, ist bei hier getragenem Kochgeschirr auch von vornherein ausgeschlossen.

2) Lang gerollt rings um die Seiten des Tornisters, z. B. in Schweden und Norwegen. Es bedingt dies einen sehr schmalen Tornister, damit nicht die Beweglichkeit der Armee gehindert wird.

3) Unter der Klappe des Tornisters. Hat eine zu bedeutende Ausdehnung nach hinten und somit Entfernung von der Schwerlinie zur Folge.

Bei allen drei Trageweisen wird das Hintergewicht vermehrt; der Mantel ist nicht unabhängig von dem Gepäck, so dafs dasselbe nicht in Marsch- und Kampf-Gepäck getrennt werden kann.

Aus allen diesen Gründen gebe ich der deutschen Trageweise den Vorzug, also den Mantel unmittelbar am Körper anliegend en bandoulière zu tragen. —

Nach Betrachtung der einzelnen Gepäckteile, die bei der Gepäckanordnung in Betracht kommen, ergiebt sich also Folgendes:

Bei allen mit Tornistern ausgerüsteten Armeen besteht bei der Gepäckanordnung der Mangel, dafs das Hintergewicht nicht durch das Vordergewicht balanziert wird, das Gepäck nicht genügend um die Schwerlinie verteilt ist, keine Trennung in Marsch- und Kampf-Gepäck vorgesehen ist.

Unter Beibehaltung des Tornisters möchte sich daher folgende Gepäckanordnung, wie sie sich aus vorstehenden theoretischen Erörterungen ergiebt, empfehlen:

Der auf dem Rücken zu tragende Tornister, der die Reservekleidungsstücke, Wasch- und Putzzeug aufnimmt, wird balanziert durch die gefüllten Patrontaschen, die an den Paraderiemen befestigt sind und am Koppel derart, dafs sie beim Laufen nicht schlagen. Ein gegen das jetzige verkleinertes Kochgeschirr findet

seinen Platz in einem nur um weniges vergröfserten Brotbeutel. Die Reserve-Munition ist in Taschen an der Vorderseite des Rockes unterzubringen. Der Mantel wird, en bandoulière, gerollt über der linken Schulter getragen. —

Durch die Gleichgewichtsverteilung würde der für die Gesundheit so schädliche Druck auf Brust und Achseln wegfallen. Bei der vorgeschlagenen Gepäckanordnung werden auch alle andern Bedingungen erfüllt, die an eine solche zu stellen sind: Einfachheit, Leichtigkeit des Auf- und Abnehmens, ferner Gebrauch der Glieder und Trennung in Marsch- und Kampf-Gepäck. —

Diesen Anforderungen zu entsprechen sind, wie bereits kurz angedeutet, die Engländer zu einem gänzlich veränderten Gepäcksystem, dem sogenannten Mantelsacksystem übergegangen. Mit diesem will man den Druck auf Brust und Achseln ganz beseitigt haben, indem man die zu tragende Last von den Schultern auf den Rücken gelegt und damit eine freie Bewegung des Kopfes und der Arme herbeigeführt hat.

Das System ist folgendes: Ein Mantelsack (Beutel, Jagdtasche) nimmt die unseren Tornister füllenden Gegenstände auf. Derselbe wird von dem Kreuzbein und den Hüften getragen und ist mittelst Schnallen an einem besonderen Trageapparat befestigt. Die Parade-riemen desselben gehen über die Schultern nach der vorderen Seite der Leibriemens und halten hier zwei verschiebbare Patrontaschen, durch welche das Hintergewicht balanziert wird. Die Lage des Mantelsacks an dem Körper wird gesichert durch einen den unteren Teil des Mantelsacks mit dem Leibgurt verbindenden Riemen. Der Mantel von wasserdichtem Stoff wird in Tornisterform auf dem Rücken über dem Mantelsack getragen und ebenfalls an den Trageapparat festgeschnallt. Das Kochgeschirr befindet sich auf dem Mantel. — Mantel und Kochgeschirr dienen, wenn der Mantelsack abgelegt ist, den Patrontaschen als Gegengewicht, so dafs ein Festziehen des Leibriemens nicht notwendig, derselbe kann sogar geöffnet werden, da die Patrontaschen an den Paraderiemen befestigt sind.

Wenn das englische Gepäcksystem nun auch den Hauptanforderungen entspricht, die Brust freiläfst, und Arme und Kopf ungehinderte Bewegung gestattet, so scheinen doch die vielen Riemen und Schnallen den unausgesetzten Gebrauch im Felde in Frage zu stellen. Auch das Auf- und Abnehmen des Gepäcks ist nicht so einfach und leicht als bei uns und das ist doch von grofser Wichtig-

keit, denn nur dann ist die Möglichkeit gegeben, bei jedem Rendezvous das Gepäck ablegen zu lassen.

Bei uns sind auch seiner Zeit Trageversuche mit dem englischen Gepäck gemacht worden, doch hat man es nicht eingeführt, wohl eingedenk des Wortes: »Eines schickt sich nicht für Alle.«

Den Eigentümlichkeiten jeder Armee (Aufstellung, Fechtweise u. s. w.) mufs auch bei der Gepäckanordnung Rechnung getragen werden.

Die gröfste Vielseitigkeit der Gepäcksysteme besteht augenblicklich in Rufsland, insofern man dort den Tornister aufträgt und bei Neuanfertigungen denselben durch einen wasserdichten Sack ersetzt. Die Trageweise desselben und somit des ganzen Gepäcks findet bis jetzt noch auf zweierlei Art statt. Bei der ersteren Methode wird der Sack über die rechte Schulter gehängt, während Brotbeutel und Mantel mit daran befindlichem Zeltabschnitt und Kochgeschirr über die linke Schulter kommen. Die Zeltleinwand liegt so, dafs sie den Mantel vor Nässe schützt. Die beiden Patrontaschen befinden sich am Koppel. Die Reserve-Munition ist im Sack untergebracht, es befinden sich jedoch behufs Aufnahme derselben vor einem Gefecht Seitentaschen am Rock.

Die zweite Methode unterscheidet sich von der ersten dadurch, dafs der Sack nicht aus wasserdichtem Stoff besteht, denn derselbe wird in den Mantel gelegt, der dann wieder seinerseits in die Zeltleinewand gehüllt und über der rechten Schulter en bandoulière getragen wird.

Wenn nun auch mit diesen Gepäckanordnungen der Hauptzweck, dem Soldaten die Brust freier zu machen und das Hauptgewicht auf die Schultern zu bringen, erreicht scheint, so dürften doch beiden russischen Gepäckmethoden mancherlei Mängel anhängen.

Die erstere Methode verdient hauptsächlich wohl deshalb den Vorzug, weil die einzelnen Gepäckteile unabhängiger von einander sind als die letzteren. Bei dieser mufs man immer erst das ganze Gepäck auseinander nehmen, will man etwas aus dem Sacke herausnehmen, z. B. die Patronen. Diese müfsten dann wenigstens immer in den erwähnten Seitentaschen des Rockes getragen werden.

Einer Einteilung in Marsch- und Kampfgepäck trägt die zweite Methode gar nicht Rechnung. Das Gepäck erst vor dem Gefecht auseinander zu nehmen, um den Sack herauszunehmen, scheint sehr bedenklich, bei einem Rencontregefecht ganz ausgeschlossen zu sein.

Ob die Brust bei der russischen Gepäckanordnung sehr viel freier geworden, scheint auch noch fraglich, auch ob nicht die eine

der Schultern sehr viel mehr belastet wird als die andere, was eine Gleichgewichtsstörung nach der Seite zur Folge haben würde.

In einem Aufsatz im «Bulletin« vom 26. Febr. d. J. »modifications à apporter au paquetage de l'infantérie« werden Vorschläge gemacht, wie das jetzige Gepäcksystem der Franzosen zweckmäfsig zu verändern sei. Die Vorschläge gehen dahin, an Stelle der zwei Patronentaschen eine treten zu lassen, die an der rechten Seite zu tragen. Der Tornister soll ersetzt werden durch eine Reisetasche, die an der linken Seite zu tragen ist und in 2 Teile geteilt wird. Die äufsere soll zur Aufnahme der Trinkflasche und der Tagesportion dienen, die innere das bisher im Tornister Untergebrachte bergen. Der Mantel soll über der linken Schulter getragen und das Kochgeschirr (marmite) daran befestigt werden.

Durch diese Anordnung des Gepäcks will man, wie es in dem Aufsatz heifst, mehr den Schwerpunkt der Last mit dem des Körpers zusammenbringen. Die ganze Anordnung scheint etwas abenteuerlich zu sein, besonders die Trageweise des Mantels und Kochgeschirrs. Man wird auch fernerhin dahin streben müssen, durch Verbesserungen in der Anordnung des Gepäcks die Last des Infanteristen zu erleichtern. Doch bleibe man dabei des Spruches eingedenk: »Das Befsere ist des Guten Feind!«

XXV.

Umschau in der Militär-Litteratur.

Beiträge zur Taktik des Festungskrieges vom Obersten K. von Sauer, Commandeur des Kgl. bayer. 2. Fufs-Artillerie-Regiments.*)

*) Auf Wunsch des Verfassers werden bei dieser Gelegenheit nachstehende, in dem genannten Buch vorhandene Druckfehler, berichtigt:

S. 7 Z. 7 lies 1800 m statt 180 cm
„ 12 „ 2 v. u. „ 4,75 „ 4,95
„ 15 „ 3 „ einem „ einer
„ 15 „ 11 „ 2000 m „ 200 m
„ 22 „ 15 „ Unterstände statt Umstände
„ 25 „ 6 „ jene statt jede
„ 26 „ 16 v. u. „ äufserste „ äufserte
„ 32 „ 11 „ voraussetzt statt vorausgesetzt
„ 48 „ 1 v. u. „ 4,75 „ 475
„ 76 „ 14 u. 15 v. u. lies Qualität statt Quaität
„ 94 „ 6 v. o. lies eben berührten statt oben bewährten.

Die vorbezeichneten Beiträge des in der artilleristischen Litteratur rühmlich bekannten Verfassers berühren die brennendsten Fragen des Festungskrieges und gehen den recht schwierigen Problemen desselben herzhaft zu Leibe. Das Werkchen teilt sich in 3 Abschnitte, von denen die beiden ersten I. „einige Gedanken über den heutigen Festungskrieg" und II. „die Artillerie im Festungskriege" bereits früher (Band XXXV und XLI) in den Jahrbüchern erschienen sind, der III. „die Offensive im Festungskriege" neu hinzugefügt ist. Letzterer ist nach dem Vorwort der Absicht entsprungen, den beiden ersten Abschnitten, die sich vorzugsweise mit der „Verteidigung" beschäftigen, eine Ergänzung bezüglich des „Angriffs" zu Teil werden zu lassen.

Im I. Abschnitt giebt Verfasser eine sehr klare, übersichtlich gegliederte Darstellung der Feuerwirkung der Artillerie gegen lebende und tote Ziele, läfst derselben eine kurze Betrachtung über die Feuerwirkung der Infanterie folgen (S. 17—19) und leitet aus beiden taktische Folgerungen von einschneidender Wichtigkeit ab.

Bei Abwägung der Vorzüge und Nachteile der Grabenflankierung durch Geschütz bezw. Gewehr (S. 9) scheint uns erstere etwas stiefväterlich behandelt. Verfassers übersieht, indem er sich zu Gunsten letzterer äufsert, dafs sich Geschützscharten derart einrichten lassen, dafs die Bedienung durch Gewehrfeuer von aufsen absolut nicht gefährdet wird, die für die Kartätschstreuung innerhalb schmaler Gräben überhaupt nur nötige Richtung leicht ein für allemal festzulegen und die physische und moralische Wirkung des Geschützes entschieden der des Infanteriegewehrs überlegen ist. Der Kartätschschufs kann Leiternzerschmettern und umwerfen, eine noch so starke Infanteriesalve nicht. Endlich ist der Infanterist auch hinter der besten Horizontalscharte, da er stets zielen mufs, mehr gefährdet, wie die Geschützbedienung.

Den praktischen Gedanken, die in Folge des gewöhnlichen Perkussionszünders mangelhafte Wirkung der gezogenen Geschütze gegen Erdbrustwehren durch Kombination von blind und scharf laborierten Geschossen zu verbessern, können wir als Aushülfemittel so lange adoptieren, als eine allen Anforderungen entsprechende verlangsamte Zündung noch mangelt.

Der Demontierschufs ist S. 16 viel zu glimpflich behandelt, was indessen im II. Abschnitt S. 45—47, wo er strenger und richtiger beurteilt ist, wieder gut gemacht wird. Auf die Möglichkeit noch kleinerer Korrekturen durch verbesserte Richtinstrumente legen wir wenig Gewicht, so lange die Geschofsbahn ihnen, wenigstens auf die in Wirklichkeit in Betracht kommenden Entfernungen, nicht folgt.

Die Feuerwirkung der Infanterie S. 17—19 hätten wir gerne ausführlicher und auch mit Rücksicht auf ihre ballistischen Eigentümlichkeiten behandelt gesehen. Das würde vor übertriebenen Schätzungen derselben bewahrt haben. Wenn S. 17 gesagt wird, dafs das Massenfeuer in nächster Nähe den Verteidiger in eine geradezu an Unüberwindlichkeit grenzende Lage versetzt, wenn S. 19 die Infanterie

in ganz absoluter Weise die ausschlaggebende Waffe im Festungskriege genannt und der Festungs- und Belagerungs-Artillerie für den Festungskrieg nur eine ganz analoge Rolle, wie der Feld-Artillerie für den Feldkrieg zuerkannt wird, so können wir nicht umhin, hierin Uebertreibungen zu finden. Die Hauptwaffe kann auch die ausschlaggebende im Festungskriege in diesem oder jenem Falle werden, aber sicherlich werden auch in Zukunft weit mehr Festungen in Folge der Artilleriewirkung des Belagerers unter nur sekundärer Mitwirkung der Infanterie, wesentlich zum Schutze jener, fallen, als durch direktes Ausschlaggeben der Infanterie. Wir können uns, was diese Frage, ebenso wie die „an Unüberwindlichkeit grenzende Lage" des Verteidigers in Folge des Massenfeuers der Infanterie anbelangt, wohl auf den Aufsatz im 10. Beiheft des Mil. Wochenblatts vom v. Jahr „Ueber den wahrscheinlichen Verbrauch an Kleingewehrmunition im Festungskriege der Zukunft" berufen, dessen bis jetzt nicht widerlegte Ausführungen auch in den hier in Rede stehenden Beziehungen sich voll aufrecht erhalten lassen. —

Die taktischen Folgerungen (S. 19—28) sind gröfstenteils logisch aus den Voraussetzungen abgeleitet und Zeugnisse eines sehr eingehenden und durchdachten Studiums. Wo wir in einzelnen Punkten nicht zustimmen können, da sind dies gröfstenteils solche, in denen uns auch die Prämissen, Schätzung der Infanteriefeuerwirkung, der Shrapnelwirkung u. s. w. nicht ganz zu zutreffen scheinen.

Mit hohem Interesse folgen wir dem Verfasser in seiner Darlegung des Mifsverhältnisses zwischen der auf grofsartige Offensive berechneten Einrichtung unserer grofsen Festungen und der heutigen Stärke der Defensive in Folge der hochgesteigerten Feuerwirkung von Infanterie und Artillerie, welche selbstverständlich auch dem Angreifer nach vollendeter Cernierung zu Gute kommt. Dafs er in jeder Phase des Festungskrieges die Kraft dieser selbstbewufsten Defensive betont, mufs excentrischen Ansichten entgegengesetzter Art gegenüber als durchaus berechtigt erscheinen.

Was über die Schwächen der Forts, den grofsen Wert der Zwischenstellungen gesagt wird, ist sehr beherzigenswert. Die Forderung einer so frühzeitigen und vollständigen Armierung, als sie irgend unbedenklich herzustellen, die fernere Forderung, mit Herrichtung der Zwischenstellungen den Mafsnahmen des Angreifers zuvorzukommen, sind schon früher erhoben, können aber nicht oft genug wiederholt werden.

Ob die Hohlräume der Forts auch zur Unterkunft der ruhenden Mannschaften der Zwischenstellung ausreichen werden, möchten wir bezweifeln. Ebenso scheint es uns nicht unbedingt richtig, dafs der Angreifer seine Gewaltstöfse vorzugsweise gegen die Forts richten werde Ist die Feuerwirkung derselben auch leichter zum Schweigen zu bringen als die der Zwischenstellung, so wird doch ihre Sturmfreiheit eine gröfsere und jede gegen sie gerichtete Unternehmung flankierenden Offensivstöfsen

des Verteidigers besonders ausgesetzt sein. Wenn der Verfasser meint, (S. 33) dafs die „Forts manchmal ganz gut von der Sohle aus gefafst werden können", so vergifst er, dafs dies immer erst nach Wegnahme der Zwischenstellung möglich ist und wenn er (ebds. 2. Absatz) das Vorgehen des Angreifers gegen letztere durch die Flankierung der Forts bedroht erklärt, so übersieht er dabei ebenfalls, was er selbst kurz vorher über die Leichtigkeit, das Feuer jener zum Schweigen zu bringen, gesagt hat.

Was über den grofsen Wert einer Unterstützung der Forts durch besondere aufserhalb liegende Infanteriestellungen von rück- und seit- (warum nicht auch, namentlich wo tief liegendes Terrain dies gestattet, von vor-) wärts, was endlich über die abschnittsweise, lediglich der Gewalt der Umstände allmälig weichende Verteidigung aufserhalb des Hauptwalles der Kernfestung ausgeführt wird, ist uns aus der Seele gesprochen. Gerne hätten wir dabei noch erwähnt gesehen, dafs die Verteidigung zwischen der Forts- und Hauptwalllinie sich zu Gunsten späterer Flankierung des Feindes excentrisch zurückzuziehen, die 3. Verteidigungslinie etwa in 2 Stellungen, hinter noch intakten Collateralforts und mit einem Flügel fast an den Hauptwall gelehnt, anzulegen habe. Dafs „erst innerhalb des letzteren die eigentlichen Schmerzenstage der Verteidigung beginnen" und die daran geknüpften ferneren unwiderleglichen Erwägungen, empfehlen wir namentlich denjenigen zur Beherzigung, welche noch auf Grund der Theorie der gleichzeitigen Verteidigung von Forts und Hauptwall eine entsprechend geringe Entfernung zwischen beiden befürworten. —

Im II. Abschnitt stellt der Verfasser in dem Kapitel „Geschützkampf" auf Grund der erfolgten massenhaftern Einführung gezogener „Wurfgeschütze" (der gute alte Ausdruck kommt wieder zu Ehren) manches richtig, was im I. Abschnitt ohne Rücksicht auf letztere aufgestellt worden war. So gelangt er S. 45—47 durch eingehenden Vergleich des Demontier- und Wurffeuers zu einer weit zutreffenderen Schätzung des ersteren, als sie S. 16 gegeben wurde.

Wenn er aber nun so weit geht, S. 49 zu meinen, eine mit Wurfgeschützen gut ausgerüstete Festung könne, während sie früher „alles aufbieten mufste, die Geschützstellungen des Angreifers so rechtzeitig, als immer möglich auszukundschaften," jetzt „in aller Ruhe abwarten, wo der Gegner erscheint und, nun ihr vernichtendes Wurffeuer auf seine Stellungen koncentrieren," so widerspricht das doch dem, was er selbst an vielen Stellen über die Vorteile des Angreifers bezüglich der Ziele, welche er selbst und andrerseits die Festung bietet, bezüglich der ihm immerhin leichteren Initiative, der Schwächen der Forts (S. namentlich S. 57 Absch. 3 Schlufs und S. 55 Absch. 4) u. s. w. darlegt.

Was in den nun folgenden Betrachtungen über „Geschützwirkung, Fort und Zwischenstellung" ausgeführt wird, empfehlen wir der eingehendsten Beachtung. Die Mängel unserer jetzigen, die höchsten Terrainpunkte

krönenden, Fortspositionen sind dort in objektiver, lichtvoller Weise beleuchtet und geistvolle Vorschläge zur Verbesserung der bestehenden und zukünftigen Befestigungen gemacht. Wenn der Verfasser meint, „es möge sein, dafs er zuviel Feld-Artillerist sei, um sich für eine mit so viel Opfern verbundene Terrainbeherrschung (wie die unserer jetzigen dominierenden Forts) erwärmen zu könen,“ so möchten wir gerade in seiner feldartilleristischen Unbefangenheit den Grund dafür finden, dafs ihm Vieles begründete Skepsis einflöfst, was dem in technischen Anschauungen befangenen Fufsartilleristen auch ohne vorausgegangene Bewährung im Kriege als selbstverständlich zweckentsprechend erschien. Ganz natürlich gelangt der Verfasser zu dem Resultat, dafs der Schwerpunkt der Geschützverteidigung aufserhalb der Forts zu legen sei, dafs diese eigentlich nur die Beobachtungspunkte einnehmen, ohne doch auch für die Funktion als solche genügend hergerichtet zu sein.

An den hochinteressanten Kapiteln „Mörser- und Defensionsmaterial“ (S. 61—65) und „Truppengefecht“ (S. 65—81) finden wir nur Weniges auszusetzen. Der früher in seiner Wirkung gegen gedeckt stehende Artillerie etwas überschätzte Shrapnelschufs wird nun S. 63 richtiger gewürdigt, indem darauf aufmerksam gemacht wird, dafs seine „Vorräthe nur selten den Massenverbrauch gestatten.“ Wir möchten hinzufügen, dafs dieses Geschofs normalen, mit Unterständen versehenen, Batteriestellungen von Belagerungs- und Festungsgeschütz gegenüber nur in solchen Momenten zur Anwendung kommen darf, wo es darauf ankommt, deren Feuer momentan zum Schweigen zu bringen oder nicht aufkommen zu lassen. Auf dauernde Erfolge, wie das Wurffeuer, hat es ihnen gegenüber nicht zu rechnen. Dagegen wird es die geeignete Artilleriewaffe bilden, um lästig werdendes Infanteriefeuer in seine Schranken zu weisen und dauernd zu dämpfen. Das scheint uns im „Truppengefecht“ nicht genügend beachtet. Wenn es S. 68 heifst, dafs letzterer Fall „still haltenden Massenzielen gegenüber“ sich „weit eher“ für den Belagerer, wie für den Verteidiger ergeben werde, da die Massenziele, welche der Belagerer biete, gewöhnlich nicht „sehr beobachtungsfähig“ und meist in der günstigen Lage seien, augenblicklich ausweichen zu können,“ so scheint uns das nicht ganz zu stimmen. Jedenfalls stehen den „stillhaltenden Massen des Verteidigers“ meist sehr gute, gegen den Shrapnelschufs absolut schützende Unterkunftsräume zu Gebot, während dies in den Schützengräben und Parallelen des Angreifers nur sehr spärlich der Fall sein wird und kann, der Gebrauch des Infanteriegewehrs aber ein Verlassen dieser Deckungen unbedingt erfordert, das Ausweichen aus den Gräben oder Parallelen selbst aber nur noch verderbenbringender werden könnte. Wir verweisen auch in dieser Beziehung auf den oben erwähnten Aufsatz in Beiheft 80 des M.-W.-Blatts von 1881. Eine richtigere Schätzung der Wirksamkeit des Shrapnelschusses gegenüber der Infanterie würde auch die Meinung des Verfassers von deren Feuerwirkung auf ein richtigeres Mafs zurückführen. — In den Schlufsbetrachtungen dieses Kapitels

S. 74—81 und im folgenden ist manches in und zwischen den Zeilen zu lesen, was wir nur als schwerwiegende Argumente gegen die von uns stets als „ultima, aber weder notwendige, noch unbedenkliche, ratio separationis bekämpfte permanente Trennung des Offiziercorps von Feld- und Fufs-Artillerie bezeichnen können. Wir empfehlen das um so mehr der Beachtung aller Kameraden, als ähnliche Ansichten, wie wohl von vielen hohen Offizieren geteilt, doch im Allgemeinen weniger in die Offentlichkeit zu dringen pflegen.

Ob die artilleristische Entwicklung, welche in der Festungs- und Belagerungs-Artillerie zu einem dem alten glatten System ganz analogen von Kanonen, Haubitzen und Mörsern geführt hat, auch für die Feld-Artillerie eine ähnliche Komplikation herbeiführen werde, möchten wir einstweilen noch bezweifeln und die Hoffnung festhalten, dafs es gelingen werde, durch besondre Geschofs- und Kartätschkonstruktionen (Langgeschosse mit verlangsamter Zündung und Spiegelkartätschen) die Aufgabe eines für Feldzwecke genügenden Wurffeuers aus den jetzigen Geschützen zu lösen. —

Der III. Abschnitt „die Offensive im Festungskriege" scheint uns nicht ganz zutreffend betitelt. „Initiative des Angriffs im Festungskriege" dürfte die richtige Ueberschrift lauten, da sich der Verfasser, durchdrungen von der Maxime, dafs es sich im Festungskriege vor Allem um Zeitgewinn handele und dafs jede Pause, welche der Angreifer den heutigen grofsen Festungen gewährt, den Verteidigungszurüstungen derselben mehr, als je, zu Gute komme, hauptsächlich mit den Mitteln beschäftigt, welche dem Angriff eine von Hause aus scharf vorgehende, ununterbrochene und daher das Gesetz des Handelns dem Verteidiger strikte diktierende Initiative zu verleihen geeignet sind.

Von den 3 Wegen, welche der Verfasser hierzu als gangbar andeutet: 1) Befähigung der Feld-Artillerie (namentlich durch geeignete Laffetierung) als Avantgarde des nachfolgenden Belagerungstrains sofort den Kampf mit der Festung nach vollendeter Cernierung zu beginnen 2) Mitführung einer sog. Positions-Artillerie mit der Feld-Armee und 3) geeignete Gliederung des Belagerungstrains in eine 1. Staffel und ein schwereres Gros, scheint uns der 2. am wenigsten empfehlenswert, der 3. führt zu einer Organisation des Belagerungstrains, die wir aus noch vielen andern organisatorischen, wie taktischen Gründen für die allein richtige halten und der erste deutet eine Zukunftsaufgabe an, welcher wir in einem weitergehenden Sinne, als es Oberst v. Sauer, der so bescheiden ist, für seine bezügl. Erörterungen nur „akademischen" Wert zu beanspruchen, für jetzt im Auge hat, auch für die Befähigung der Feld-Artillerie zu indirectem Feuer aus verdeckten Positionen u. s. w. eine hohe Wichtigkeit zusprechen und von deren dereinstiger Lösung durch die Technik wir fest überzeugt sind.

Wir haben den uns zu Gebot gestellten Raum bereits überschritten, ohne dafs es uns gelungen wäre, das in Rede stehende gehaltreiche Bändchen auch nur seinem wesentlichsten Inhalte nach genügend zu skizzieren.

Wir können nur wünschen, dasfelbe nicht nur in den Händen jedes Fufs-Artilleristen, sondern überhaupt in denen aller derjenigen Offiziere zu sehen, welche sich für taktische und technische Probleme der Artillerie interessieren, dann wird diese Studie ihren Zweck, zu weitern in ähnlicher Richtung fruchtbringend anzuregen, nicht verfehlen. Möchten diese dann ihre Resultate der Oeffentlichkeit mit demselben Freimute darbieten, welcher die vorliegende auszeichnet.

XXVI.

Verzeichnis der bedeutenderen Aufsätze aus anderen militärischen Zeitschriften.

(15. Juli bis 15. August 1882.)

Militär-Wochenblatt (No. 58—64): Das 200 jährige Jubiläum des kgl. bayer. 2. Chevaulegersregiments Taxis. — Das Lehrbataillon und die Infanterie-Schiefsschule der belgischen Armee. — Gesetz über die Organisation der Armeekommando's in Rumänien. — Der Gefechts-Telemeter des Kapitän Timmerhans. — Lose Blätter aus dem Tagebuche eines russischen Offiziers. —

Allgemeine Militär-Zeitung (No. 51—59): Noch einmal der Gotthard-Tunnel und seine militärische Bedeutung. — Das Militär-Sanitätswesen in Frankreich. — Die 200 jährige Jubiläumsfeier von vier kgl. bayer. Regimentern. — Eine Abänderung des französischen Infanterie-Exerzier-Reglements. — Die Trennung der reitenden Artillerie von der Feld-Artillerie. — Die Parade der französischen Armee am 14. Juli 1882. — Noch ein Blick auf unser Torpedowesen. —

Neue militärische Blätter (Juli-, August-Heft): Der afghanische Krieg von 1878 bis 1881. — Aus und für Mufsestunden eines Frontoffiziers. — Die französische Nordgrenze und die deutsche Invasion. — Verschiedenartige Ansichten über den Gebrauch der Feldartillerie beim Angriff. — Die dreijährige Dienstzeit in Frankreich. —

Deutsche Heeres-Zeitung (No. 58—64): Die Bedeutung Helgoland's für Deutschland. — Die Anforderungen der Hygiene an unsere Kasernen und an das Leben in denselben. — General Skobeleff und die panslavistischen Agitationen. — Ueber die Kulturmission der Kriegsmacht und das Kolonisationsbedürfnis des Reiches. — Zur militärischen Jugend-

erziehung in Frankreich. — Betrachtungen über Panzerfahrzeuge und das heutige Seegefecht. — Umgehung und Umfassung. — Ueber Meteorologie im Dienst der Kriegführung. —

Militär-Zeitung für die Reserve- und Landwehr-Offiziere des Deutschen Heeres. (No. 30—32): Die Wehrkraft des österr.-ung. Kaiserstaates. — Das Treffen bei Nachod. — Die milit. Lage in Egypten. — Das Offizier-Corps der russischen Armee. —

Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie. (Heft VII): Ueber einige Ergebnisse der neueren Tiefsee- und physisch-oceanischen Forschungen. — Aus den Reiseberichten S. M. S. „Hertha“ und „Carola“. —

Streffleurs Oesterr. Militär-Zeitschrift. (VII. Heft): Ueber militärische Autodidaktik. — Die Infanterie in den Kriegen der Neuzeit. — Widerrechtliche Handlungen im Kriege gegen Personen oder Eigentum. — Kritische Betrachtungen über den Feldzug gegen die Tekinzen und die Einnahme von Gjök-tepe durch die Russen unter Skobeleff. — Die Visir-Einrichtung der neuesten Infanterie-Gewehre. — Der Cirkular-Mafsstab mit Signalpfeife und Kompafs. —

Oesterr. ung. Wehr-Zeitung „Der Kamerad“ (No. 57—62): Nochmals das Territorial-System. — Militärische Jugend-Erziehung. — Die Insel Helgoland und ihre strategische Bedeutung. — Zur bevorstehenden Armee-Reorganisation. — Die Grenzen des militärischen Gehorsams. — Zur Armee-Reorganisation. — Die egyptische Armee. —

Oesterreichische Militär-Zeitung (No. 57—64): Die militärische Jugend-Erziehung in Frankreich. — Das gegenwärtige Persien. — Die Bevölkerung der Crivoscie. — Das 200 jährige Jubiläum des Infanterie Regiments No. 47. — Die Praktikabilität der Verteidigung des Suez-Canals. — Die Katastrophe im Aupa-Thale und unsere Truppen. — Schwere Geschütze aus Stahlbronce. — Zur Adjustierungsfrage. — Betrachtungen über Panzerfahrzeuge und das heutige Seegefecht. —

Oesterreichisches Armeeblatt (No. 18—21): Heerwesen und Kriegsbereitschaft. — Der Truppen-Adjutant. — Ueber Arbeitsteilung im Heere. — Die moralischen Potenzen im Heere. — Theorie und Praxis im Kriege.

Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genie-Wesens. (7. Heft): Das französische Belagerungs-Artillerie-Material. —

Journal des sciences militaires (Juli 1882): Die Taktik des Aufklärungsdienstes. — Einige Betrachtungen über die zu verfolgenden Methoden bei Angriff und Verteidigung fester Plätze. — Einige Kriegsregeln Napoleon I. — Deutschland gegenüber Rufsland. —

Le Progrès militaire (No. 179—181): Frankreich in Egypten. — Die Rolle der Artillerie im Kavallerie-Gefecht. — Der Sanitätsdienst in den Hospitälern. — Das Budget von 1883. — Instruktionen für die Kavallerie-Manöver. — Das Marschieren der Infanterie. — Die Manöver der Kavallerie im Lager zu Chalons. — Das Projekt zur Organisation einer afrikanischen Armee. — Die Manöver von 1882. — Der militärische Geist. — Die militärische Jugenderziehung. —

La France militaire (No. 140—147): Die algierischen Bataillone. — Die Cantonnements der Truppen bei Manövern. — Die Intendanz in Algier. — Die ministerielle Krisis. — Die Colonial-Armee. —

L'Armée française (No. 700—709): Immer die Trommler. — Das Kriegsbudget. — Das Caroussel von Rheims. — Die Hilfsquellen unserer Organisation. — Das Berittenmachen der Infanterie-Hauptleute. — Die grofsen Kavallerie-Manöver. —

Revue d'Artillerie (Juli 1882): General Thouvenin, sein Leben und seine Werke. — Versuche der Krupp'schen Fabrik im März 1882. —

Revue maritime et coloniale (Juli 1882): Berichte über die englischen Kolonien. — Bericht über die Beschädigung, Bugsierung und Wiederherstellung des Paketbootes „Saint Germain" von der transatlantischen Compagnie. — Dimensionen der elektrischen Einheiten in Funktion mit Fundamental-Einheiten. — Studie über combinierte Operationen. — Die kgl. Marine-Akademie von 1784—1793. —

Russischer Invalide (No. 112—154): Die Moskauer Industrie-Ausstellung 1882. — Ueber den Sappeurdienst bei der Kavallerie. — Die Vorgänge in Egypten. —

Wojenny Sbornik (Juli-Heft): Alexei Petrowitsch Jermosow im Kaukasus. — Von Plewna nach Konstantinopel. — Der Felddienst nach den neuen Reglements. — Die Einwirkung der Festungen auf die kriegerischen Operationen. — Aus Vorträgen über die Kavallerie. — Fragen hinsichtlich des Festungskrieges und der Armierung der Festungen. —

Russ. Artillerie-Journal (Juni-Heft): Die 3. Garde- und Grenadier-Artillerie-Brigade im Kriege 1877—78. — Der Gebrauch der 3 pfündigen Hinterladungs-Geschütze in der Steppe. — Ueber die Kontrollzielapparate des Kapitän Dworschitzki und Rasuwajew. —

Russ. Ingenieur-Journal (Mai-Heft): Die Belagerung von Dengil-Tepe. — Ingenieur-sanitätliche Skizzen. — Spaten, Beil, Hacke und Brecheisen als Hauptgegenstände der Ingenieur-Ausrüstung. —

Morskoi Sbornik (Juni- und Juli-Heft): Die Aufgaben der künftigen russischen Torpedoboote. — Ueber die geographische Wissenschaft in Deutschland. — Uebersicht des Systems der maritimen Ausbildung bei den fremden Mächten. — Ueber einige Versuche hinsichtlich der Bewegung der Körper im Wasser. —

L'Exercito italiano (No. 79—88): Der Beruf der Cadres im Heere. — Die egyptischen Ereignisse. — Die Trommler im Jahre 1871. — Die Distrikts-Kommandanten. — Trompeten und Trommeln. — Neue Schiffe. — Das englische Heer in Egypten. —

L'Italia militare (No. 84—94): Die Alpengrenze. — Der General-Stabs-Chef in Oesterreich-Ungarn. — Die Mission Italiens in Marocco. — Administrative Reformen. —

Rivista marittima (Juli—August 1882): Betrachtungen über Schiffstaktik. — Die internationale elektrische Ausstellung in Paris im Jahre 1881. — Reise der k. Korvette „Garibaldi" von Singapore nach Mahé. —

Betrachtungen über unsere grofsen Schiffe. — Das italienische Kriegsbudget. — Die österreichische Marine. —

Army and Navy Gazette (No. 1174—1176): Das Schiefsen der Marine in Alexandrien. — Die egyptische Expedition. — Neue Hinterlader für die Marine. — Die militärische Lage in Egypten. — Unsere Schiffsgefahr.

Army and Navy Journal (No. 984—987): England und Egypten. — Der Dienst in Arizona. —

The United Service (August 1882): Die indische Frage im Nordwesten. — Die italienische Artillerie. — Durch den neuen Nordwesten im Jahre 1860. — Die britische Marine um 1702. —

Allgemeine Schweizerische Militär-Zeitung (No. 30—32): Plewna und unsere künftigen Kriegsbauten. — Die egyptische Militärmacht. — Ueber den Krieg und seine Veranlassungen. — Betrachtungen über die Schiefsübungen der Infanterie. —

Revue militaire suisse (No. 7): Die Neutralität der Schweiz und ihre Verteidigungsmittel. — Die Rekrutierung im Jahre 1883. — Repetitions-Cours der Landwehr. — Instruktionsfeld der italienischen Armee im Jahre 1882. — Die Streitmacht Egyptens. —

Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie (No. 7): Gehört das „Genie“ zu den „Waffengattungen“ oder zu den „Branchen“? — Ueber Pferdekrankheiten im Felddienste. — Versuche mit Ringgranaten und Shrapnels für das 8,4 cm Gufsstahl-Ringgeschütz und das 7,5 cm Gufsstahl-Gebirgsgeschütz. —

De militaire Spectator (No. 8): Die Herbstmanöver der 2. Infanterie-Division in Oberyssel 1881. — Uebersicht der Schiefsversuche, gemacht zu Meppen auf dem Krupp'schen Schiefsplatze am 29. und 30. März 1882. — Ueber Ordonnanzdienst. —

Konigl. Kriegsvetenskaps-Academiens Handlingar (13 Heft): Jahresbericht über die Veränderungen in der Befestigungskunst. — Ein Vorschlag des Landesverteidigungskomités über die Heerordnung. —

Norsk Militaers Tidskrift (45. Bd. 6. u. 7. Heft): Milit. Uebersicht für das Jahr 1881. — Ueber das portative Schanzzeug der Infanterie. — Ueber die norwegischen gröfseren Felddienstübungen. —

Militaers Tidsskrift (13. Heft): Ueber die elementare Feuertaktik mit Rücksicht auf das Weitschiefsen. — Ueber die Schulbildung der 1881 eingestellten dänischen Rekruten. — Studien über flüchtige Feldbefestigung.

Revista cientifico militar (Heft 15—18): Studien über die Kriege der Neuzeit. — Die Schiefsinstruktionen der französischen, belgischen und preufsischen Armee. — Die egyptische Frage. — Die Befestigungssysteme der europäischen Hauptmächte. — Die Jägerbataillone bei den fremden Heeren. —

Memorial de Ingenieros (No. 14 und 15): Betrachtungen über die Organisation des Eisenbahndienstes im Felde. — Die Hygiene und die Einrichtung der Kaserne. — Der Dienst der Torpedosoldaten in Russland. —

Revista militar (No. 13 und 14): Die Regimentsschulen. — Ueber Taktik der Kavallerie. — Ueber berittene Infanterie. — Taktisches über die italienische Kavallerie 1872. —

XXVII.

Verzeichnis der bei der Redaktion eingegangenen neu erschienenen Bücher etc.

(15. Juni bis 15. Juli 1882.)

Cavalleristische Briefe an einen Waffengenossen über die technischen Fragen der Bewegungsformen und der Führung bei Kavallerie-Divisionsübungen. — Berlin 1882, W. Bänsch. — 8°. — 186 S. —

Dabowich, P. E., k. k. Schiffbau-Techniker: Nautisch-technisches Wörterbuch der Marine. Deutsch, italienisch, französisch und englisch. — Zwölfte Lieferung. — Pola 1882, Redakt. der „Mitteil. aus dem Gebiete des Seewesens". — 8°. — 80 S. —

Drei Tage in Paris 1.—3. März 1871, mit einer lithographischen Skizze. — Besonderer Abdruck aus der Allgem. Milit.-Zeitung. — Aus dem Tagebuch des E. v. P. u. G. — Darmstadt 1882, E. Zernin. — 8°. — 27 S. —

Instruktion für Offizier-Burschen. Besonderer Abdruck aus der Allgem. Milit.-Zeitung. — Darmstadt 1882, E. Zernin. — 8°. — 13 S.

Gefangennahme. Die . . . des Marschall Viktor, Duc de Bellune zu Arnswalde am 12. Januar 1807. Zweite Auflage. — Im Selbstverlage des Verfassers. — 8°. — 32 S. — Pr. 1,20 Mk.

Hecker, Karl, Justizrath und Divisions-Auditeur in Breslau: Der Civilstrafrichter und das Militär-Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich. (Separat-Abdruck aus Goltdammer's Archiv 1882.) — Berlin 1882, R. v. Decker's Verlag. — 8°. — 38 S. —

In Frankreich 1870—71. Erinnerungen eines königl. preufsischen Kavallerie-Offiziers. — Besonderer Abdruck aus der Allgem. Milit.-Ztg. — Darmstadt 1882, E. Zernin. — 8°. — 67 S.

Malachowski, D. v., Major: Die Aufgaben des Bataillons im Gefechtsexerzieren. Eine taktische Studie über die Anwendung der reglementarischen Gefechtsformen. — Zweite erweiterte Auflage. — Hannover

1882, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. — kl. 8°. — 48 S. — Pr. 0,75 Mk.

Müller, Dr. K. V. Assistent an der k. Universitäts-Bibliothek Würzburg. Eine griechische Schrift über Seekrieg. — Würzburg 1882. A. Stuber. — 8°. — 53 S.

Ochwadt, Dr. Alexander., Oberstabs- und erster Garnisonarzt für Berlin, etc.: Gesundheits-Pflege des deutschen Soldaten. — Berlin 1882. G. v. Glasenapp. — 8°. — 258 S. — Pr. 5 Mrk.

Ochwadt, Dr. Alexander, Oberstabs- uud erster Garnisonarzt für Berlin, etc.: Gesundheits-Katechismus für den deutschen Soldaten. — Berlin 1882, G. v. Glasenapp. — kl. 8°. — 157 S. — Pr. 1,20 M.

Salquin, A., Bataillons-Chef im 7. schweizerischen Infanterie-Regiment etc.: Die militärische Fufsbekleidung. Mit einem Vorwort des Herrn Oberst-Divisionärs F. Leconte, Kommandant der II. schweiz. Armee-Division. Nebst zwanzig Figurentafeln im Text. — Bern 1882, Jent u. Reipert. — 8°. — 125 S. — Pr. 3 Frcs.

Seguin, L.: Der nächste Krieg. Aus dem Französischen von S., Offizier der Kavallerie. — Fünfte Auflage. — Hannover 1882, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. — 8°. — 195 S. — Pr. 3 Mk.

Druck von A. Haack in Berlin NW., Dorotheenstr. 55.

